Ph. Fr.

627 fl

Heinzelman

n

Fortgesezte

sokratische Gespräche;

zur

Einleitung und Erläuterung

des Bahrdtischen Katechismus

der natürlichen Religion.

Ein Beitrag

zur Beförderung eines vorurtheilsfreien Nachdenkens, der Vernünftigen und Gebildeten, ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes.

von J. C. F. Heinzelmann

Prüfet alles und das Beste behaltet.

Halle,

in der Rengerschen Buchhandlung. 1796.

Sokratische Gespräche

über die

natürlichen und künstlichen Verhältnisse

der

bürgerlichen Gesellschaft.

Vom Verfasser der sokratischen Gespräche über Bahrdts Katechismus der natürlichen Religion.

Halle,

in der Rengerschen Buchhandlung. 1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der doppelte Titel zeigt, nach der Einsicht des Verf., den Inhalt und Zweck dieser Gespräche hinlänglich deutlich an, daher für eine Vorrede nur wenig Stoff übrig bleibt. Diejenigen Leser, welche sich der „sokratischen Gespräche über den Bahrdti„schen Katechismus der natürlichen Religi„on“ noch erinnern, dürfen diese allerdings als eine Fortsetzung jener ansehn; und werden hoffentlich darin denselben Verfasser und dasselbe Bestreben der Wahrheit, ohne Rücksicht auf verjährte und in Ansehn stehende, Vorurtheile, aber auch ohne Animosität und sanguinische Neuerungs- und

Partheysucht nachzuspüren, und dieselbe in ein helles und bestimmtes Licht zu setzen, wieder erkennen. Wenigstens ist sich der Verf. bewußt, daß ihm ein solches Bestreben bei der Abfassung dieser eben so, wie bei jenen geleitet habe.

Leser, welche mit jenen sokratischen Gesprächen nicht bekannt sind, werden hoffentlich in der Beziehung, welche diese auf jene haben, kein Hinderniß finden, diese als ein für sich bestehendes Ganze zu betrachten und zu gebrauchen. Sie würden diese Bezeichnung ohne Zweifel noch mehr verdienen, wenn der Verf., seiner anfänglichen Absicht gemäß, in diesem Bande die rechtliche Uebersicht der natürlichen und künstlichen innern Verhältnisse der Gesellschaft hätte vollenden können. Daß er diese hatte, zeigt der Titel. Allein bei der Ausarbeitung ergab sich bald, daß der Verf entweder von dieser Absicht abstehn, oder dem Leser auf einmal ein dickes Buch in die Hände geben mußte; zu dessen Abfassung es ihm eben so sehr an Zeit und Laune gebrach, als gewiß ein be-

trächtlicher Theil der Leser von dem Durchlesen desselben, zurückgeschreckt seyn dürften.

Deshalb beschränkte sich der Verf. für jezt auf die Uebersicht der natürlichen Verhältnisse, und behält sich vor, die andere nachzuliefern; dafern die Aufnahme dieser ihn dazu aufmuntern, und mannigfaltige andere Arbeiten ihm einmal wieder Muße dazu gönnen sollten.

Gegenwärtige Gespräche kann man ihrem Inhalte, und der Absicht des Verfasser nach, als einen Versuch über die Rechte des weiblichen Geschlechts im allgemeinen, und dem besondern Verhältnisse der Ehe ansehn. Dieser Gegenstand ist in den neuern Zeiten mehrere male zu einer nähern Ansicht gebracht worden; und man hat sogar ziemlich dicke Bücher darüber geschrieben; auch einen guten Theil Witz darauf verwand, ihn bald von dieser, bald von jener Seite, bald ins Licht, bald in den Schatten zu stellen. Daher es dann vielleicht gekommen seyn mag, daß er sich noch immer in einem un-

sichern, zweideutigen, selbst täuschenden Lichte, besonders den flüchtigen Blicken dargestellt; und solcher ward er von den meisten, Männern sowohl als Weibern, höchstens gewürdigt.

Der Verf. muß gestehn, daß er wenig von dem gelesen hat, was darüber geschrieben worden. Gleichwohl wagt er es, für seine Ansicht der Sache einige Vorliebe zu äußern. Er trägt sogar kein Bedenken, hinzuzusetzen: wie er glaube, daß die Sache nur aus dem von ihm gewählten Gesichtspunkte richtig beurtheilt werden könne; daß sich dann auf eine eben so simple als sichere Weise ein zuverlässiges Resultat ergebe, nämlich dasjenige, welches dem Leser, aus den Gesprächen selbst auszuziehn, billig überlassen bleibt.

Indem der Verf. dies ohne Rückhalt äußert, fühlt er sich zu gleicher Zeit weit davon entfernt, sich eine Untrüglichkeit zuzueignen; oder eine Anmaßung auf diese seine Ansicht der Sache zu banen. Er weiß nur zu gut, wie leicht und täuschend Irr,

thum die Gestalt der Wahrheit annimmt; und in dieser trügerischen Nachbildung weit ehr von dem Beobachter, als von dem, welcher von dem Trugbilde geleitet wird, erkannt werden könne. — Darum wünscht der Verf. hier, wie überall, wo er seine Vorstellungen öffentlich äußert, strenge und ruhige Prüfung. Nur glaubt er dabei ohne Unbilligkeit verlangen zu können, daß der Prüfer seine alten, gewohnten Vorstellungen, dasjenige, was er bisher für Wahrheit hielt, so lange er sich dieser Prüfung unterzieht, so völlig bei Seite setzen möge, als der Verf. sich zu thun bemühte, während er seiner Seits diesen Gegenstand seine Untersuchung widmete.

Besonders wünschte der Verf., daß er seine Beurtheiler auch unter dem gebildeten und denkenden Theile des weiblichen Geschlechts finden; daß diese die Wahrheit seines Resonnements erkennen und fühlen möchten. Dieser Wunsch gründet sich auf die Ueberzeugung, daß, dafern dies geschähe, und diese Vorstellungen nur erst unter ihnen allgemeiner würden; auch ein großer

Theil des edelsten Menschenglücks nicht nur von dem weiblichen Geschlechte mehr würde genossen, sondern auch verbreitet werden; — die Menschheit im Allgemeinen unaussprechlich gewinnen müßte. — Mag doch hierüber lächeln, wer da will und kann. Dem Verf. wird dies nicht in seiner Ueberzeugung irren: daß die Beförderung der Humanität ein sicherer Weg zu jenem großen Ziele des möglichsten Genusses eines reinen und allgemeinen Menschenglücks sey; daß also auch jeder nicht ganz unglücklicher Versuch, jene zu befördern, als ein — sey es auch noch so geringer — Beitrag zur Beförderung dieser angesehn werden müsse; also seinen Lohn und seine Aufmuntrung in dem Beifalle der Weisen, mehr noch aber in sich selbst habe.

Geschrieben den 18ten Aprill. 1796.

Inhalt.

Seite.

Einleitung. Wahre Aufklärung siegt über Vorurtheile und Leidenschaft; aber ehrt die gesellschaftlichen Verhältnisse. 1

Sokratische Gespräche über die innern gesellschaftlichen Verhältnisse (des Staats).

Erste Abtheilung. Die natürlichen gesellschaftlichen Verhältnisse.

Erstes Gespräch. Standpunkt. 133

Zweites Gespräch. Verbindung und Verhältnisse. 142

Drittes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 154

Viertes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 163

Fünftes Gespräch. Nähere Bestimmung des Begriffs; natürliche und moralische gesellschaftliche Verhältnisse. 177

Sechstes Gespräch. Uebersicht der natürlichen Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft. 183

Siebentes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 197

Seite.

Achtes Gespräch. Verhältniß, oder gegenseitige Rechte des männlichen und weiblichen Geschlechts. 215

Neuntes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 229

Zehntes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 247

Eilftes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 268

Zwölftes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 286

Dreizehntes Gespräch. Beschluß des Vorigen. 299

Vierzehntes Gespräch. Verhältniß, oder gegenseitige Rechte in der Ehe. 336

Funfzehntes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 346

Sechzehntes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 358

Siebzehntes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 377

Achtzehntes Gespräch. Fortsetzung des Vorigen. 401

Neunzehntes Gespräch. Beschluß des Vorigen. 416

Zwanzigstes Gespräch. Verhältniß, oder gegenseitige Rechte der Eltern und Kinder. 437

Einleitung.

Einige Jahre waren im Genusse neubefestigter, über alles heiterer Ruhe, nach dem letzten Sturme schnell, aber doch bis auf eine jede Stunde aufgehascht, benutzt und genossen, über jene Zöglinge der Vernunft und Lieblinge der Gottheit dahingeeilt. Der Fürst und der Minister fanden auch nicht die kleinste oder entfernteste Veranlassung, es zu bereuen, daß sie diese außerordentlichen Menschen auf eine so ungewöhnliche Weise begünstigt hatten. So ämsig und unablässig Mißgunst, Verleumdungssucht und Fanatismus nach einer Veranlassung suchten, diese Reue zu erregen, so fanden sie dennoch nur Veranlassung zu Beschämungen für sich selbst. Ihr ganzes Bestreben wirkte nur eine helle und einleuchtende Bestätigung der Wahrheit: daß Vernunft und Tugend, wenn sie zu einer festen Selbstständig-

keit gelangt sind, alle Anfechtungen der Thorheit und des Lasters verachten können. Sie finden hinlänglichen Schutz in ihrer eigenen makellosen Reinheit.

Nach und nach ermüdete der böse Wille und der blödsinnige Eifer. Man sah nach und nach ein, daß alle Bemühungen nur dazu dienten, die glänzende Reinheit der Vernunft und Tugend noch mehr ins Licht zu setzen, und ließ daher ab, durch ein so vergebenes Bestreben sich selbst nur Verdruß zu bereiten. Zufriedenheit und reiner immergleicher Lebensgenuß war izt befestigter und allgemeiner als je vorher. Cultur schritt mit jedem Tage kräftiger und ungehinderter fort. Liebe und Wohlwollen war durch die gemeinsame Gefahr erhöht und befestigt. Man fühlte izt lebhafter als je, wie viel man sich war, wie sehr man einander bedurfte.

Vernunft und Liebe hatten um dieses, von der übrigen Welt isolirte, Völklein das schönste und festeste Band geknüpft, und Zufriedenheit, Heiterkeit, Glück durch dasselbe mit ihnen auf das unzertrennbarste verbunden. Wie Vernunft und Liebe waren auch diese Gefährten ihres täg-

lichen Lebens, Glieder einer jeden Famille und Genossen eines jeden Hauses geworden. So lange das Band ihrer Gesellschaft hielt, was jene geknüpft hatten, und täglich mehr zusammen zogen, konnten und mogten auch diese nicht entweichen.

Was sollte aber unter Menschen, wie diese, die Bande lösen, und Zufriedenheit und Glück verscheuchen. Laster waren ihnen unbekannt; Thorheiten überall sorgfältig vermieden. Leidenschaften trachtete und wußte man von Jugend auf der Vernunft zu unterwerfen. Despotie, willkührliche Bestimmung freier Wesen kannte man nur von Hören-Sagen. Wohlwollen verband sie alle, treue Liebe die einzelnen. Jeder fühlte seinen eigenen Werth, und ehrte sich in dem Wesen seines Gleichen. Mäßigkeit, Frugalität und Fleiß ließen Habsucht und Eigennutz nicht einmal aufkeimen. Gleichheit macht die Bestrebungen des Ehrgeizes unmöglich. Neben Vertrauen und Offenheit läßt sich die Verleumdungssucht nicht denken. Und wo man jedes Verdienst aufsucht und willig schätzt, da ist auch die leiseste Regung des Neides eine Unmöglichkeit.

Gegen die Anfälle einer empörten Natur, und das Ungemach was diese bereiten kann, hätte sie freilich alle ihre Tugend und Sittlichkeit nicht sichern können. Allein hiegegen war die Natur selbst ihre Schützerin gewesen. Was diese unvollendet gelassen hatte, konnten Fleiß und Industrie nicht übersehen, und war längst von ihnen nachgeholfen worden.

Die Natur hatte sie gleichsam in ihren Schoß aufgenommen, und mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt Vorkehrungen getroffen, daß ihr Zorn, den andere verdienten, die Schuldlosen nicht mit den Schuldigen treffen konnte. Die Gebürge und Waldungen, um dem Dörfgen, leiteten die Gewitterwolken stets vor ihrem Thale vorüber.

Eben diese schützten sie auch gegen die zerstörende Gewalt wüthender Orkane. Einige glücklich geführte Bäche sammelten den von den Bergen herabströhmenden Regen. Hier war Fleiß und Industrie bemüht gewesen, und bei jeder besondern Gelegenheit noch stäts bemüht, die wohlthätige Fürsorge der Natur ganz zu benutzen. Sie hatten jene Bäche und damit in

Verbindung gesetzte Gräben so geleitet, daß sie die herabstürzende Waldströme in hohen Ufern vor dem gesicherten Dörfchen vorüber, durch die Wiesen und Felder dahin führten; so daß sie ihnen nur ihre Fruchtbarkeit zurücklassen konnten.

Was die entzündenden Blitze vorüberleitete, sicherte sie auch ziemlich eben so allgemein gegen den zerstörenden Hagel. Mißwachs verminderte wenigstens Fleiß und Industrie. Und wenn ja dergleichen durch nicht zu verhütende Unfälle, den einen oder den andern, oder auch alle traf, so hatte Vorsichtigkeit und kluge Wirthschaftlichkeit sie doch schon im voraus gegen Mangel des Nothwendigen gesichert. Das Entbehrliche aber wußte auch ein jeder zu entbehren.

Dies Leben der Ruhe machte nun die schönste Harmonie der Häuslichkeit für eine jede Familie noch besonders zu einem Leben des schönsten und menschlichsten Genusses.

Ehegatten gewährten sich in dem Verhältnisse der völligsten Gleichheit, allein aus dem reichlichen Quell des täglich wachsenden Wohl-

wollens, jede Pflicht und jede Freude des engsten gefälligen Einverständnisses. Kinder suchten ihr schönstes Glück darin, durch Folgsamkeit und Liebe das Glück ihrer Eltern zu befördern. Daher sah man nur heitere Blicke der Eltern auf ihren Kindern ruhn; daher fand man in der festen Gesundheit, dem frischen, kräftigen, thätigen Wesen der Großväter und Mütter schon die Verheißung: „auf das dir es wohl gehe, und du lange lebest auf Erden" zum Theil wenigstens in Erfüllung gegangen.

Wie konnten aber auch Kinder mißrathen, wo in der Erziehung Vernunft und Liebe nur der Natur folgen, um ihre Winke auf jedem Schritte aufzufangen und zu benutzen. Hier wollte man ihr nichts abdringen und nichts aufzwingen. Hier wollte man nicht Reiser einpflanzen im Winter, und Früchte brechen im Frühlinge. Hier ließ man das Kind Kind seyn, gönnte ihm seine kindischen Wünsche, Anschläge und Geschäfte. Hier verlangte man nicht, daß der Knabe auf einmal hinüber schreiten sollte ins Mannes-Wesen; daß er gleich nur reine Vernunft, nur practischer Verstand seyn; nichts tichten, treiben und thun solle, als Gelehrsamkeit, Industrie und Geschäftswesen.

„Wie mag ein Gleichgewicht in den Seelenkräften, wie Harmonie in dem Gemüthe entstehn, wenn die eine Kraft unterdrückt wird, damit die andere desto früher zu Tage gefördert werde! Wie soll Energie in dem Geiste, wie selbstständiges, kräftiges und ausdaurendes Wirken sich in sich selbst erheben und befestigen, wenn du die Feder lähmst, welche das ganze Räderwerk in Thätigkeit setzt und erhält.“ So hatten Rüdiger und Ernst die Hausväter und Hausmütter ohn Unterlaß belehrt, und durch ihr Beispiel einer richtigen Handels-Weise ihre Lehren mit Nachdruck und Erfolg bestätigt.

Diese Grundsätze und Verfahrungsart hatte wohl, wie ihre übrige Cultur und Aufklärung, allgemein werden müssen; denn beyde würdige und unermüdete Lehrer waren ohn Unterlaß thätig gewesen, über den wichtigsten aller Gegenstände menschliche Begriffe zu verbreiten.

„Wie die Regierung eines wohleingerichteten Staats,“ pflegten sie wohl zu sagen, „nur dahin ihre Wirksamkeit zu richten habe, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche sich der Cultur des Menschengeschlechts über-

haupt entgegen stellte; so habe auch die elterliche Sorgfalt in der Erziehung durchaus nur hierauf sich einzuschränken. Die Natur, welche Anlagen gegeben habe, sorge auch dafür, daß sie sich nach und nach von selbst entfalteten; wenn nur nichts darauf liege, was sie im ersten Keime erdrücke, oder ihnen nicht die Nahrung entziehe, welche ihre fortschreitende Ausbildung erfodert."

„Wie ungereimt und verderblich ist die Idee," sagte Rüdiger einst, als er in einer ihrer sontäglichen Versammlung diese Angelegenheit zum Hauptgegenstande ihrer Betrachtungen und des gemeinschaftlichen Nachdenkens und Untersuchens gemacht hatte. — „Wie ungereimt und schädlich! daß die Natur, neben den guten und zur Vollkommenheit strebenden Trieben, auch böse und zerstörende in den Menschen gelegt haben sollte. Wie noch weit ungereimter und verderblicher die, daß alle Triebe des Menschen von Natur böse seyn. Als habe die Natur oder die Gottheit ein Werk gebildet, und zugleich den Stoff und die Triebe der Zerstörung desselben mit seinen Wesen auf das innigste verbunden!"

„Was würdet ihr von einem Künstler denken, der ein Kunstwerk von einem Stoffe bildete, der sich nothwendig in sich selbst entzündete, wenn ihr nicht stäts neben demselben ständet, und unaufhörlich mühsame und gewaltsame Mittel anwendetet, um die Theile des Stoffs aus demselben hinweg zu schaffen, welche diese Selbstzerstörung zur nothwendigen Folge hätten! Und wie würdet ihr dies können, ohne das Kunstwerk zugleich, wenigstens mit zu verstümmeln?"

„Nein, glaubt nur," rief er mit erhöhter Wärme, „die verkehrte Erziehung ists, welche die bösen Triebe in den Menschen pflanzt, sie pflegt und nährt und mit Sorgfalt unterhält. Dies ist die einzige wahre Erbsünde, die den meisten nach der Weise der Welt und für die Welt erzogen und gebildeten Müttern anklebt, und aus ihnen in den Gegenstand ihrer verzärtelnden und verkehrten Liebe übergeht."

„Wie kann es anders seyn, als daß in den Kindern regellose und unlenksame Leidenschaften entstehen, wenn sie von der ersten Entwicklung ihrer Empfindungs- und Bemerkungsfähigkeit an, sich als den Gegenstand regel-

loser, unlenksamer Leidenschaften wahrnehmen. In diesem Augenblick überströmt sie Liebe, in dem andern Zorn. Dieser wird wieder in dem folgenden von Mitleid verdrängt und ein weichherziges Bestreben springt hervor, um, durch zuvorkommende Gefälligkeiten und Nachsichten aller Art, die Züchtigung wieder zu vergüten, wozu der Zorn, wohl freilich nicht immer auf die gerechteste Weise, sich übereilt hatte."

„Wenn mit dem ersten Keim der Empfindungen und des Urtheils auch eine zarte Fühlbarkeit für Recht und Unrecht hervorgeht; — wie doch wohl niemand leugnen dürfte — kann eine solche verkehrte Behandlung der Kinder dann eine andere Wirkung, als Widerstreben und Eigensinn hervorbringen!"

„So geht es freilich nur in der Welt zu, die Ihr nicht kennt," setzte er nach dieser Herzenserleichterung hinzu, indem er sich besonders an den Kreis der Mütter wandte, die natürlich durch seine Rede ganz besonders aufmerksam, gemacht, hin und wieder auch wohl ein wenig zum Widerspruch gereizt wurden, um gleichsam sich und sie zu beruhigen — „Dort vernachlässigt man

die weibliche Erziehung. Daher halten sich die kaum den Kinderjahren entwachsene Mütter für vollkommen, — über die Maaßen weise und erfahren in allem, was selbst ihre Bestimmung anbetrift; deren sie gleichwohl vielleicht in dem Trauungs-Sermon des Priesters zum erstenmale erwähnen hörten."

„Wer mag sie belehren? von wem mögen sie Belehrung annehmen? wodurch können sie veranlaßt werden, sie zu befolgen? Sie erfüllen ja alle ihre Pflichten als Mütter auf das gewissenhafteste. Sie stillen ihre Kinder selbst — und der Haus-Arzt hat sie hierüber hoch gepriesen, und sie andern Müttern deshalb als Muster vorgestellt, (und doch war dies von der Mutter nichts als Eitelkeit, Schwäche, auch wohl Trägheit oder Geiz und von dem Arzte ein theoretisches Vorurtheil!) sie haben ja ihre Kinder beständig um sich und untern Händen; sie haben sie in dem ersten Jahre selbst gewaschen, gewickelt, alle ihre ekelhaften Bedürfnisse besorgt, haben sich Tagelang mit ihnen getragen, und sie in der Folge fast nie von ihrer Seite gelassen. Keine einzige ihrer Kappen und Strümpfe ist von andern Händen, als den ihrigen, ver-

fertigt nnd geflicket. Kein Vesperbrod, keine Stück Kuchen von einer andern Person zubereitet und gereicht worden." —

„Und nun vollends in Krankheiten! — Da haben sie Tag und Nacht an dem Bette der Kinder gesessen. Niemand auch den vernünftigsten und treuesten Personen das geringste überlassen; ohne Unterlaß sich um die Patienten bekümmert: jetzt das Kopfküssen zurecht gelegt, dann sie zugedeckt und zur Ruhe ermahnt; in diesem Augenblicke ihnen zu trinken angeboten; in dem andern auf die Uhr gesehen, ob es nicht bald wieder Zeit zum Einnehmen sey. Ueberhaupt mit der nnermüdlichsten Geduld jede eigensinnige Aeußerung ertragen, jede unvernünftige Begehrung gewährt; nicht abgelassen, für ihre Unterhaltung zu sorgen, und durch eine nicht zu berechnende Menge von Spielzeug und andern Gaben jedem Wunsche des armen Kindes mit unnachahmlicher Divinations-Gabe zuvor zu kommen."

„Warum seht Ihr euch so bedenklich einander an, ihr guten Mütter? Glaubt ihr etwa in der Einfalt und Demuth eures Herzens: ihr

wäret in der Erfüllung Eurer Mutterpflichten weit zurück geblieben?"

„O ich bitte Euch! laßt Euch nicht von dem Schimmer blenden und hütet Euch, Euch selbst Unrecht zu thun. Unrecht, was man sich selbst erweiset, ist so gut Unrecht, als was man andern anthut. Die Gerechtigkeit erfordert es, und die Reinheit und Unbefangenheit Eures Sinnes und Herzens erlaubt es, Euch offenherzig zu sagen, was jeder Anwesende bereit seyn wird zu bestätigen: Ihr übtet Eure mütterlichen Pflichten weit vernünftiger als jene, habt also unendlich mehr mütterlichen Werth und Verdienst als jene." —

„Es ist wahr, ihr trugt kein Bedenken, Euren Kindern die Nahrung Eurer Brust zu entziehen, wenn Eure anderweitigen Pflichten darunter hätten leiden müssen, oder auch nur leiden konnten. War Eure Gesundheit nicht die festeste, oder die Familie zahlreich und das Hauswesen groß, mühsam und zerstreuend welches Eure Fürsorge erfoderte; so bedachtet ihr, daß ihr nicht Pflichten allein für das neugeborne Kind hättet. Ja ihr erwogt, daß selbst die

Pflicht, welche ihr für dieses habt, vielleicht es erheischen konnte, ihm die Milch einer gesunden Kuh, oder andere angemessene Nahrung, anstatt des weniger gesunden und gedeihlichen Unterhalts, welcher in Eurem Blute, aus so mannigfaltigen und zusammengesezten Nahrungsmitteln, unter so mancherlei Gemüths- und Leibesbewegungen, unter so mannigfaltigen Beschäftigungen der Seele und des Körpers heute gut, morgen schlecht zubereitet wurde."

„Allein, wenn auch dies hie und da keine so erhebliche Aufmerksamkeit erfoderte, so vergaßt ihr doch nie, daß eine Mutter nicht blos Mutter, sondern auch Gattin und Hausfrau, auch Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ist; daß in allen diesen Verhältnissen Anfoderungen an sie gemacht werden können, die sie auf keine rechtmäßige Weise unbefriedigt von der Hand weisen darf."

„Der Mann macht Anspruch auf eine Gesellin. Das Amt einer Hausfrau fodert Zeit und Anstrengung, erregt Gemüthsbewegungen, welche nie ohne Rückwirkung auf den Körper, und durch diesen auf das saugende Kind bleiben.

Die bürgerlichen Verbindungen erheischen Theilnahme, Dienstbeflissenheit, Bereitwilligkeit und Fähigkeit, auch für die Beförderung des Glücks und der Zufriedenheit anderer, außerhalb der häuslichen Verbindung etwas beyzutragen."

„Mütter, die so richtige Begriffe haben, so sehr gewöhnt sind, über alles selbst und sorgfältig nachzudenken, konnte der, von der Natürlichkeit dieses mütterlichen Geschäfts hergenommene, Scheingrund eben so wenig blenden, als der natürliche Instinkt Euch gegen Vernunftgründe überhaupt zu bestechen vermochte. Für Euch konnte der Machtspruch wenig Gewicht haben, daß eine jede Menschen-Mutter, wie die Mutter eines jeden Thieres, sich diesem Geschäfte zuerst und von allen Dingen zu widmen habe."

„Ihr unterließt nicht, sehr vernünftig in Erwegung zu ziehen, daß eine Menschen-Mutter nicht ein Mutterthier, sondern ein Muttermensch sey. Das Thier, das seine Junge säugt, hat keine anderweitigen Verhältnisse, keine Gedanken und Empfindungen, keine Beschäftigungen und Verpflichtungen, es hat selbst keine Beschäftigungen und Verpflichtungen für

seine Jungen weiter als diese. Ist diese beendigt, so ist auch die Erziehung, jede mütterliche Sorge und Unterstützung vollendet."

„Wie ganz anders ist es mit dem Muttermensch! Für diesen ist dieser thierische doch gewiß beiweiten der kleinste und unbeteudenste Theil seiner Fürsorge, seiner Aufopferungen, seiner Bestimmung, für das von ihm zur Welt geborne Wesen seiner Art. Hier sind viele Jahre lange, nachdem das Kind der ersten Hülflosigkeit schon gänzlich entwachsen ist, noch tausendfache Bedürfnisse zu befriedigen, die anhaltende Fürsorge, Beschäftigungen; die Gesundheit, Heiterkeit und Thätigkeit erfodern."

„Hier sind edle vortreffliche Anlagen mancherlei Art, aus dem Keime zu entwickeln; wozu vielfache Geschicklichkeiten, Kenntnisse, Aufmersamkeit und Erfahrungen gehören."

„Wo das Muttergeschäft bey dem Thiere aufhört, da beginnt es erst von neuem und in weit größere Ausdehnung und Wichtigkeit bei den Menschen. Der erste und wichtigste Theil der Erziehung ist das Geschäft der Mutter."

„Oder

„Oder bedarf die aufkeimende Vernunft, bedürfen die hervorquellenden Gefühle des Herzens weniger Sorgfalt als die erste Nahrung und Erhaltung des Körpers! Ist die Aufsicht und Mithülfe zu der sittlichen und körperlichen Ausbildung der vier, fünf heranwachsenden Kinder von so geringem oder gar keinem Werthe, gegen die thierische Pflege des neugebornen Säuglings; daß jene dieser ganz nachgesetzt werden müßte? Muß eine Mutter, durch übelverstandene Gewissenhaftigkeit, für diese ihre Gesundheit und Kraft ganz aufzehren, so daß ihr, für die Erfüllung ihrer längern und höhern Pflichten, weder Kraft noch Talent noch Lust übrig bleibt? Darf und mag die gebährende und säugende Mutter vergessen, daß die Tochter, welche sie an ihrer Brust hält, ihres mütterlichen Raths, ihrer Unterstützung und Fürsorge noch bedürfen wird, wenn sie fähig oder im Begriff ist, selbst wieder Mutter zu werden!"

„Wahrlich!" rief Rüdiger, mit steigender, ihm sonst ungewöhnlicher Wärme; seine Wangen färbten sich und sein Auge glühte! „Wahrlich, ich habe fast nie einen lebhaftern Unmuth em-

pfunden, als wenn ich Mütter auf die ersten thierischen Hülfleistungen und Bedürfnißgewährung allein ihre mütterliche Sorgfalt einschränken, so zu einem Mutterthiere werden sah, und mich der Gedanke ergriff, wie viel sie diesem Wahn aufopferten, und wie viel darüber nicht geschah, was hätte geschehen können, und Dinge von unendlich höherm Werth umfaßt. Ist denn eine Mutter ein Fruchtacker, der da besamt wird und trägt und ernährt, und wenn die reife Frucht abfällt, wieder besamt wird und trägt! Ist denn nichts dabey zu bedenken, wenn bey einer Mutter von sechs, sieben, acht Kindern, immer ohne Unterlaß das Stillen auf Schwangerschaft und Schwangerschaft und Gebähren wieder dem Säugen folgt! Ist hier nichts mehr zu erwegen, als bey einem Acker, dem Regen und Schnee und die künstliche Hand des Ackermanns wieder jedes Jahr ersetzen, was in diesem Jahre aus ihm in die Früchte übergieng? Oder muß nicht in zehn oder zwölf solchen Jahren der schönste Theil der Gesundheit und Lebenskraft für zwanzig und mehrere Jahre konsumirt werden!"

„Und nun ist die Mutter hinfällig, kümmerlich, für den Genuß des Lebens, so gut wie für

die schönern Pflichten der Ehefrau stumpf und tod. Die edlern belohnenden Geschäfte der Mutterpflichten werden nun für sie zu einer Last, die sie vollends niederdrückt. So wird sie zehn, auch wohl zwanzig Jahre, durch ein unseliges Vorurtheil, früher ins Grab geworfen, als die vernünftige Befolgung der vorurtheilsfreien Einsichten es zugelassen haben würde."

„Aber freilich, wenn diese fortgehende mütterliche Fürsorge sich dann auch nicht weiter, als auf die Bereitung und Reichung der Nahrung und Kleidung erstreckt, so durfte die Gesundheit, Kraft und Heiterkeit, welche dazu aufgespart wird, auch so sehr viel besser nicht angewandt seyn, als wenn sie der Säugling in seiner ersten Ernährung mit eingesogen hätte."

„In der That, mein Unmuth war nicht viel geringer," sezt er zum Schluß hinzu, „wenn ich talentvolle Mütter die edle Zeit damit verschwenden sah, daß sie die Kappen und Mützen für ihre Kinder machten, anstatt die Geisteskeime im Kinde zu wecken, und sich selbst fortzubilden, ihren eigenen Vorrath an Kenntnissen aller Art

zu erweitern; damit daraus auch fortwährend wieder mitgetheilt werden könne."

„Noth kennt freilich kein Gebot, und macht in allen Verhältnissen die Sorge für die ersten und niedrigsten Bedürfnisse auch zur ersten Pflicht und unnachlässigsten Beschäftigung. Aber wo diese nicht stattfindet, da hat doch die Vernunft hier so gut als irgendwo ihre Rechte. Und wehe der Mutter, welche sie ihr vorenthalten will; sie kann keine schwerere Verantwortung auf sich laden!"

Diese Ideen und Aeußerungen waren den Zuhörern unsers Rüdigers nichts neues. Es war dies einer von den Gegenständen, welche Rüdigern vor andern interessirte. Daher er ohn Unterlaß darüber redete, und nie leicht wieder davon abzubringen war; wenn er einmal auf die eine oder die andere Weise veranlaßt wurde, darüber zu reden.

In den Verbindungen der großen Welt, in welchen er, vor seiner Entweichung aus derselben, gelebt hatte, war sein Unwille über diese mütterlichen Vorurtheile so oft und lebhaft erregt,

daß die Eindrücke davon unauslöschlich geworden waren.

Dies hatte die gute Folge gehabt, daß er bey seinen Reformationsbemühungen ganz besonders und unablässig dahin arbeitete, denselben in den Kreis der Menschen, unter seiner Leitung, für immer den Eingang unmöglich zu machen. Auch war ihm dies dermaßen gelungen, daß die Mütter dieser kleinen Gesellschaft in der That gar keinen Sinn dafür hatten, wie man solche Ungereimtheiten begehen könne; als wovon ihnen Rüdiger in seinem Eifer so oft und so wiederholendlich vorsprach. Ihre Verwunderung hielt ihn jedoch nicht ab, immer wieder darüber zu reden. Mußte er etwa einmal von einem seiner Freunde eine Bemerkung hören, über seine steten Warnungen vor Gefahren, die so weit entfernt zu seyn schienen; so wies er sie mit der Erinnerung zurecht: man könne auch den Vernünftigen nie genug gegen Schwächen und Thorheiten warnen, welche wie diese, so leicht sich in das Gewand der ehrwürdigsten und natürlichsten Gefühle und Pflichten zu verhüllen vermögten.

Hiergegen konnte freilich Niemand mit Grunde etwas einwenden. Und wagte es eine der Mütter, so verwies er sie auf die Mühe, welche es ihnen gekostet hatte, bey ihr, oder ihrer Mutter, in Beziehung auf diesen Gegenstand die Vernunft so ganz in ihre Rechte einzusetzen.

Auch pflegten sie sich wohl zu hüten, diese Seite zu berühren; denn der freundliche Ernst, mit welchen er diese Erinnerungen, an vergangene Thorheiten und Schwächen, ihnen ins Gedächtniß zurück rief, weckte immer noch eine Beschämung, die er ihnen freilich gern ersparte, wenn sie nicht seinem Vortrage diese Richtung gaben.

Hatten aber Rüdiger und seine Freunde Ursach, sich überhaupt an den Früchten ihrer weisen und menschenfreundlichen Arbeiten zu ergötzen; so war dies hier fast mehr, als in irgend einer andern Rücksicht. Die Mütter, die ihre Zöglinge gewesen waren, kannten ganz ihre große und edle Bestimmung, und waren auf das lebhafteste davon durchdrungen. An Nachdenken, und den Gebrauch der Vernunft eben so

wie die Männer gewöhnt, waren sie insbesondere hierüber zu den richtigsten Begriffen gelangt, und fähig, ihre Pflichten auf eine Weise zu erfüllen, die man freilich außerhalb diesen Dörfchen wo nicht schimärisch doch idealisch finden mögte und müßte.

Die natürliche Lage und Einrichtung des Wohnorts; Lebensart und Nahrung; Mässigkeit und Arbeitsamkeit, Enthaltung von jeder Ausschweifung und zerrütrenden Leidenschaft ließ hier die Mütter fast durchgehends, von Jugend auf bis ins späte Alter, sich einer festen und dauerhaften Gesundheit erfreuen. Fast alle ohne Ausnahme zeigten, in jeder ihrer Handlungen und Aeußerungen, Ruhe des Gemüths und gemäßigte Demperatur der Empfindungen und Begehrungen. Dennoch glaubte man die grösseste Vorsichtigkeit beobachten zu müssen, in dem was das Vorurtheil mancher Aerzte und der Nachhall pedantischer Moralisten die erste und heiligste Mutterpflicht nennen. Hier dachte man nicht daran, diejenige eine Rabenmutter zu schelten, welche diese geringere Pflicht, oder vielmehr thierische Handlung, höhern und edleren Gattinnen- und Mutterpflichten aufopfer-

te. Man fand hier nichts edles und Großes darin, mit dem Gesundheits-Mark der Mutter den Säugling zu mästen.

Bey dem ersten Kinde pflegte sich freilich eine jede Mutter diesem Vergnügen zu überlassen; weil hier anderweitige Pflichten weniger, als in der Folge in Kollision treten konnten. In der Folge aber, wenn ein oder mehrere heranwachsende Kinder, wenn eine weitläuftige und mühsame Hauswirthschaft, wenn ein geliebter und liebender Mann, wenn Nachbarn, Verwandte und Freunde auch Ansprüche hatten und zu erkennen gaben; wenn alle diese Verhältnisse Gesundheit, Kräfte, Zeit und zum Theil Anstrengung und stäte Aufmerksamkeit erfoderten; so glaubte man die thierische Mutterpflicht am ersten hindansetzen zu können, ja hindansetzen zu müssen; weil durch diese am wenigsten aufgeopfert werde.

Zwar fanden sich hier nur selten Säugammen, um die Stelle der Mütter zu ersetzen. Allein, man wußte, daß da, wo man Verstand und Kenntnisse genug hat, diese von der Natur dem Menschenthiere gelieferte erste Nahrung

durch andere zu ersetzen, mit dem Verluste derselben, das Kind — vielleicht etwas weniger unnütze, oft gar schädliche Feistigkeit — aber gewiß nichts an Gesundheit und Kraft aufopfere.

Daher trug man kein Bedenken, diese Ernährungsart — freilich mit aller der Einsicht und Vorsichtigkeit, welche sie Ernstens Belehrung dankten — anzuwenden. Wenn die Kinder dabei in den ersten Monaten etwas hager wurden, zerfloß nicht gleich das mütterliche Herz in Mitleid und Kummer. Sie waren gewohnt, nicht auf Kringe um den Händen und aufgeschwollene Paustbacken, sondern auf untrüglichere Zeichen der Gesundheit zu achten; auf diese eine weise Vorsorge zu verwenden, sich über diese einer vernünftigen Freude zu überlassen.

Dahin richteten sie aber auch von dem Tage der Gebnrt eine stäte, immer gleiche, ruhige Aufmerksamkeit. Zwar trugen sie nicht ihre Kinder wie die Beutelthiere selbst und überall umher; zwar sezten sie darauf wenig Werth, stets eigenhändig und allein alle Bedürfnisse derselben zu besorgen. Sie wußten, daß eine Person, die daraus ihr einziges oder Hauptgeschäft machen kann,

leicht darin weit geschickter, regelmäßiger und für das Kind heilsamer verfahren könne, als sie selbst. Daß es gehörig gewartet und sein gepflegt werde, blieb freilich ihrer Sorge und Aufsicht unterworfen. Dies geschah mehr aus Bedürfniß des mütterlichen Herzens, als aus Nothwendigkeit. Denn unter Menschen, wo Vernunft und Wohlwollen so allgemein ihre Rechte behaupteten, stand nicht leicht eine Verwahrlosung von seiten der Wärterin zu befürchten.

Je mehr nun mit fortrückenden Jahren und Wachsthum sich Menschliches in dem Kinde zu entwickeln anfieng, desto mehr wurde es Gegenstand der mütterlichen Beobachtung und Fürsorge. Ihr entgieng keine Entwicklung, kein Fortschrit körperlicher und geistiger Kräfte und Triebe. Sie bemerkte und bezeichnete jede Epoche, und bestimmte die Nahrung, die Lebensart, die Kleidung, die jedesmal die zweckmäßigste war.

Am meisten Sorgfalt verwandten die Mütter darauf, die ersten Ideen zu wecken, und der Aufkeimenden zu pflegen. Je mehr geistiges Bedürfniß bey den Kindern entstand und sich

äußerte, desto sorgfältiger wurde auch das Bestreben der Mütter, nach der sichersten Diät hier die jedesmal erforderliche Befriedigung zu gewähren.

Dazu reichte nun freilich das flicken der Strümpfe und Kappen nicht hin. Auch war ihnen weniger daran gelegen, ob die Kappe den rechten Schnitt hatte, als daran: ob Ideen, Gefühle, Begierden die gehörige Klarheit, Verbindung, Mäßigung und Richtung erhielten.

Willig überließen sie daher jene Geschäfte und Thaten ihren Dienerinnen oder Gehülfinnen; wenn ihr Verhältniß dergleichen gestattete, und wandten diese Zeit auf die eben genannte — doch wohl ohnstreitig edlere — Mutterbeschäftigung.

Zwar wußten sie wohl, daß stätes Unterrichten, Belehren und Entwickeln dem Zwecke mehr hinderlich als beförderlich werden konnte; daß man Kinder auch sich selbst überlassen müsse, wenn sie Selbstständigkeit des Geistes und Charakters erhalten sollten; daß sie vor allen Din-

gen erst lernen müßten, frei, gewandt und kräftig ihre Glieder zu bewegen, und nach der Ordnung der Natur die Körperentwicklung der Geistesentwicklung voran gehe.

Dennoch fragte nie eine Mutter: wenn ich nicht nehen und stopfen soll, was bleibt mir dann zu thun übrig, wenn meine Kinder umherstreifen, und die Hausgeschäfte angeordnet und abgethan sind? Sie gedachte dann der ewigen Wahrheit: daß wer nicht fortgeht, zurück gehen muß. Sie wußte, daß eine Mutter, die mit der fortgehenden Kultur ihrer Kinder auch in ihrer Nutzbarkeit für dieselben gleichen Schritt halten will, sich selbst nicht außer acht zu lassen, sondern zuerst und ganz vornehmlich auf ihre eigene Fortbildung bedacht zu nehmen habe.

Wie treflich vorbereitet mußten nun Kinder, aus dem Händen solcher Mütter den Händen des edlen und einsichtsvollen Ernstes überliefert werden! — Mit hellen Begriffen, Sinn und Fleiß für jede Art von Kenntnisse, und der Grundlage jeder Tugend in den richtig geleiteten Gefühlen, wurden sie zu den Füssen dieses vortreflichen Lehrers niedergesetzt. Eine Zeit lang ge-

nossen noch beide Geschlechter ganz einerlei Unterricht. In manchen Fächern und in den Graden der Kenntnisse und Ausbildung gieng dies so fort, bis ans Ende des Unterrichts. Nur in einigen machte die verschiedene künftige Bestimmung des Mannes und der Frau einen Unterschied; je nachdem die eine oder die andere, auch eine oder die andere Art von Kenntnissen in mehrerem oder geringerem Maaße, oder gar nicht erfoderte.

In der häuslichen Erziehung nahm dann nach und nach der Vater sich der Knaben mehr an, und überließ die Ausbildung der Töchter der Mutter. Nicht etwa so, daß nun die Autorität der Mutter über die Knaben nachgelassen hätte. Noch weniger konnte hier jemals der Fall eintreten, daß die Mutter genöthigt gewesen wäre, an das Tribunal des Vaters von sich appelliren zu lassen, oder selbst zu appelliren. Hier stand, wie in dem ganzen Verhältnisse, der Grundsatz der Gleichheit, zwischen Mann und Weib unerschütterlich fest. Nur glaubte man, die Bildung des künftigen Mannes könne auch von dem Manne, so wie die des künftigen Weibes von diesem am leichtesten und sichersten geleitet werden.

Auf diese Weise pflanzten sich die Einsichten und Tugenden der Väter und Mütter gleichsam in den Söhnen und Töchtern fort. Wird man es unwahrscheinlich finden, daß die Cultur in den fortgehenden Generationen sich nicht nur auf der Stufe erhielt, welche sie erstiegen hatte, sondern daß sie auch, nach dem sehr richtigen und bestimmten Verhältnisse, fortschreiten konnte, als der Unterricht gut, und das Beispiel dem Unterrichte entsprechend war.

Freilich hatten diese Väter und Mütter, und der ihre Absichten und Wünsche befördernde Lehrer einen Vortheil, der ihnen, wie so manches andere, nur ausschließend zu gute gerechnet werden kann. Sie bedurften nur der Cultur der Humanität, und hatten daher bey ihrer Erziehung, ihrem Unterrichte auch nur diese zum Ziele ihrer Bemühungen. Nur gebildete, gute, glückliche Menschen wollten sie, sowohl in den Jünglingen als in den Mädchen erziehen und ausbilden. Hier war nicht die traurige Nothwendigkeit, daß über einseitige Vorbereitung zu irgend einer künftigen Bestimmung, als Hofmann, Gelehrter, Soldat, Kaufmann ꝛc. die allgemeinere Cultur der Humanität hindange-

sezt und vernachläßigt werden muße. Hier gieng nicht bey dem weiblichen Geschlechte die äußere Formirung der inneren Ausbildung voran. Noch weniger ward, nach der gewöhnlichen Weise in der großen Welt, die letztere über der ersteren gänzlich vergessen. Hier konnte man nicht auf den unseligen und höchst verderblichen Irthum gerathen, daß äußerer Schimmer nichtiger und nothwendiger sey, als innerer Werth. Keine Mutter war bemüht, der Tochter einzuprägen, daß ihre stäte Bestrebung dahin gehen müsse, den Männern zu gefallen. Es konnte daher auch weder Mutter noch Tochter einfallen, den Unterricht überhaupt aus eben diesem Gesichtspunkte zu betrachten, und bei der Wahl des zu erlernenden, allein darauf zu sehen, was Aufmerksamkeit errege, die Kunst zu gefallen selbst ausmache, oder befördere. Wie hätte man hier bis auf die Maxime sich verirren können, daß man dem Geiste eines jungen Frauenzimmers nur schimmernde Talente, wie dem Körper glänzende Flittern aufheften, mit der eigentlichen soliden Entwicklung desselben sich nicht befassen, und Zeit und Mühe verlieren müsse.

Hier wußte man nichts von feinem Welt-
ton und Conversationsgabe. Man hatte kei-

nen Grund, die schönste Zeit der Geistesentwicklung mit der Erlernung ausländischer Sprachen (einer Fertigkeit, die sich meistens nur auf die Sprachorgane einschränkt, den Verstand leer und das Herz unempfindlich läßt) hinzubringen. Man hatte keinen Sinn dafür, daß die Quintessenz aller weiblichen Kunst und Wissenschaft eine feine versteckte Koketterie seyn müsse; und daß alle Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche nicht in diese eingriffen oder dieselbe unterstüzten, auch nicht den geringsten Werth für ein Mädchen haben, also nur als unnütze Pedanterey angesehen werden konnten.

Daß Kenntnisse und Wissen einem Weibe weniger anstehe, als einem Manne, darauf war man in dieser seltsamen Kolonie nie verfallen. Die Gelehrsamkeit, die in einem ungeheuren Vorrath von Gedächtnißkenntnissen besteht, welche nur sehr wenig mit dem Verstande, noch weniger aber mit der Vernunft in Zusammenhang gebracht werden, auf welche man gleichwohl in der sogenannten gelehrten Welt noch immer einen so großen Werth legt, — kannte und schäzte man hier so wenig bei dem männlichen als bei

dem

dem weiblichen Geschlechte. Allein man kannte und schäzte bei beiden, auf gleiche Weise, eine verhältnißmäßige Ausbildung der Seelenkräfte, einen großen Vorrath deutlicher Begriffe, richtige Einsichten und eine schnelle Fertigkeit dieselben überall anzuwenden und für die Beförderung eigenen und fremden Wohls zu benutzen. Einsichtsvoll, weise, erfahren und geschickt waren die Bezeichnungen, welche den vorzüglichen und vollendeten Personen beider Geschlechter gemein waren.

Verdient eine große Summe richtig erworbener und gehörig gefaßter Kenntnisse die Bezeichnung, Gelehrsamkeit, und wäre dieser Ausdruck in dieser Bedeutung unter ihnen gewöhnlich gewesen, so würde sich ohnfehlbar kein Weib desselben geschämt haben. Niemand würde auf die seltsame Idee gerathen seyn, daß eben der Ausdruck, welcher als Bezeichnung des Grades geistiger Cultur dem Mann ehrenvoll sey, für das Weib eine Verspottung enthalten könne.

Daß ein Weib sich durch thörigte Einbildung auf sein bischen Wissen dem Tadel und der

Verspottung des männlichen Geschlechts, so wie dem Neide und der Verfolgung ihres eigenen ausgesetzt hätte; läßt sich in diesem Kreise eben so wenig gedenken. Bei dem Grade der Bildung ihres Verstandes und der befestigten Reinheit und Güte ihres Herzens wäre es ohnehin ein Wunder gewesen, wenn diese niedrige Eitelkeit hätte emporkommen, und sich auf eine solche gemeine Weise äußern können.

Allein auch dies bei Seite gesezt, so macht es ja die Natur der Eitelkeit aus, auf den Besitz solcher Eigenschaften einen besondern Werth zu legen, welche eine Auszeichnung geben, weil sie weder allgemein noch gewöhnlich sind. Die Eitelkeit der Weiber in der großen Welt dreht sich um Schönheit, Putz, glänzende Talente, Reichthum, und alles was äußern Schimmer erregt. Alle diese Dinge sind, bis auf die kleinsten hieher zu rechnenden, nicht gemein; oder bleiben nur Gegenstände der Eitelkeit, so lange sie nicht gemein werden. In einem Zirkel, wo alle reich sind, oder witzig, oder belesen und in Sprachen geübt, wird die Eitelkeit sich an weit geringfügigere Dinge hängen. Nicht weil richtige

Einsicht jene ihrem wahren Werthe gemäß schätzet, sondern weil sie weniger auszeichnen.

Gesetzt also, die Weiber in B * * hätten sich auch nicht durch eine so wahre und vollendete Cultur, als Zöglinge unsers Rüdigers und Ernstes bewährt, so würden sich doch schwerlich diese, auch bei ihnen vernachläßigte Seite des Verstandes und Herzens, durch einen Dünkel und durch Anmaßungen auf ihr Wissen verrathen haben. Denn dieses war bei ihnen etwas allgemeines; gewährte keine Auszeichnung. Waren hier Unterschiede merkbar, so erkannte auch eine jede, daß nur den verschiedenen Graden der Fähigkeiten, also eine verdienstlose Naturgabe, sie verursachte.

Allein, von Kindheit an gewöhnt, nur da ihre Kenntnisse anzuwenden, wo sie hingehörten, sie nur da und gegen diejenigen zu äußern, wo und bei welchen sie angebracht waren, würden sie auch mitten in der gewöhnlichen Welt keinen Anstoß erregt, und selbst den superklugsten Thoren oder der schmähsichtigsten Lästerzunge keine Veranlassung zu Spott und Medisance gegeben haben.

Daß sich diese Cultur der Weiber nach den Stufen des Alters und der Modifikation der natürlichen Anlagen und Talente auch modificirte, darf wohl kaum beiläufig in Erinnerung gebracht werden. Die liebenswürdige Naivität und fröliche Laune des jungen Mädchens unterschied sich auch hier von der ruhigen Heiterkeit, dem sichern und reifen Urtheile der ausgebildeten und erfahrnen Frau; so wie von dem freundlichen Ernst und der behutsamen Sorgfalt der Matronen. In reiner ungestörter Unschuld genoß das aufblühende Mädchen die Rosenzeit des Lebens; in frohem Gefühl ihrer Nutzbarkeit und dem erhebenden Bewußtseyn, Glück und Wohlseyn zu verbreiten, ermunterte die Frau jeder Tag mehr zu der belohnenden Erfüllung ihrer Pflicht, und kettete sie durch die schönsten Bande an das Leben. Eben diese Bande, wiewohl vielleicht nicht ganz mehr so schön und mild, fesselten noch die Greisin an das Hienieden. Die frohe Erinnerung zog ihren Blick so stark und unaufhörlich nach der Vergangenheit hin, daß sie den kurzen Raum bis zum Grabe nicht ehr bemerkte, als bis er vollendet war.

Greisen und Greisinnen dieser Art mußte es das erquickendste Vergnügen gewähren, sich in

dem Kreise der jungen Mädchen und Jünglinge zu befinden. Die Heiterkeit und Unschuld der einen, die Kraft und Blüthe der andern, war für ihr welkendes Leben ein stärkender Balsam, der sie immer auf einige Stunden oder Tage ganz neu zu beleben schien. Der jugendliche Frohsinn vernichtete jede Falte des Alters, verscheuchte jede trübe Wolke, vor dem Untergange der Sonne ihres Lebens.

Jünglinge und Mädchen fürchteten sie nicht und flohn sie nicht. Vielmehr schien ihre Fröhlichkeit in dem Kreise der Alten nur noch mehr belebt, ihre Jugend ein rosenfarbeneres Licht zu erhalten. Das Alter, was sie umringte, oder ihnen zur Seite gieng, war für ihre Jugend nur, was eine dunklere Folie für den Glanz der Perle ist, der sich auf derselben erhebt.

Diese schöne Harmonie hatte denn auch die Folge, daß man hier von Intriguen der Jünglinge und Mädchen nichts wußte; daß Jünglinge und Mädchen derselben nicht bedurften. Liebte sich ein Paar, so war nie ein Grund, warum dies hätte vreheimlicht werden müssen. Nicht nur die Eltern des liebenden Paars, son-

dern alle Eltern bis zum Groß- und Aeltervater und Mutter hinauf, bemerkten dies mit Vergnügen. Wo man keine feindselige und unedle Leidenschaften kannte, wo jeder, der arbeiten konnte, auch seinen Unterhalt fand, und die Bedürfnisse nicht über das Vermögen des Erwerbs hinausgingen; woher hätten sich da für ein liebendes Paar Hindernisse ergeben, was hätte dasselbe zur Verheimlichung, zur Anwendung verborgener, unedler Künste, zur Erreichung seines Zweckes, veranlassen können! —

War ein liebendes Paar zu dem Selbstbewußtseyn einer gegenseitigen Zuneigung gekommen, so eilte es fröhlich, auf den Flügeln der erhebendsten Hoffnung, zu den beiderseitigen Eltern. Es eröffnete ihnen mit freudigem Vertrauen, worüber es selbst kaum gewiß zu seyn wagte, und empfieng den Segen, den die Liebe der Eltern über das erhöhte Glück ihrer Kinder, mit freudigem Entgegenkommen ertheilte.

Unterschied des Standes und des Vermögens; ehrgeizige und habsichtige Absichten der Eltern, welche sie Sorge für das Wohl ihrer Kinder nennen; Stolz und Eigensinn konnten

hier nie Hinderniſſe werden; da man ſie nicht kannte, oder wenn man ſie auch dem Namen nach kannte, doch nur deſto lebhafter verabſcheute, deſto eifriger vermied.

Eben ſo wenig konnten Mode und Konvenienzen, oder die Furcht vor dem Urtheile anderer Menſchen jemals eine Zuſtimmung verzögern, welche Vernunft und elterliche Liebe in dem erſten Augenblicke der Freude über das Glück ihrer Kinder zu ertheilen ſich gedrungen fühlten. Wo man keine Vorſchrift des Betragens kennt, als die der Vernunft und Sittlichkeit, da weiß man von jenem nichts, und darf dieſes nicht fürchten. In den Weltverhältniſſen und dem Schlendrian des gemeinen Lebens da ſtößt freilich das Verfahren, welches die Vernunft über jedem Tadel erhaben glaubt, nicht ſelten gerade am ſtärkſten gegen die Konvenienz des Vorurtheils an; und die Handlungen der reinſten Sittlichkeit werden weit ſtrenger und unerbittlicher verdammt, als die Ausbrüche der Thorheit und die Ausſchweifungen, ſelbſt laſterhaften Leidenſchaften!

Nirgends ſcheint das Vorurtheil und die Thorheit tyranniſcher zu verfahren, als bei Ver-

bindungen dieser Art! Wenn eine keusche Liebe zwei Herzen im Stillen vereinigt, und das Sittlichkeitsgefühl ihnen den Wunsch und das Bestreben abdringt, nun auch öffentlich durch die Bande der Gesetze vereinigt zu werden, eh sie sich dem verführischen Genusse der Liebe überlassen; — werden sie dem Tadel und der Lästrung entgehen, wenn auch die Verhältnisse nichts erhebliches dagegen einwenden können!

Aber wenn nun vollends der eine Theil dem andern am Stande, oder Vermögen nicht gleich ist; oder wenn jene Liebe die Plane der Vettern und Basen durchstreicht; dann tröste der Himmel das arme beträngte Paar und seine Liebe. Verführt dann der Jüngling das Mädchen, und überläßt dasselbe und die Frucht seiner unsittlichen Leidenschaft der Schande und dem Elende; so wird man dies ihm weit leichter verzeihen, als wenn er sich gesetzmäßig mit ihr verband. Ja man sieht jenes oft als ein Zurückkehren vor einer sträflichen Verirrung an; und es wird der Weg, auf welchem der Verstoßene wieder in die verscherzte Gunst der Eltern oder Verwandten von Ton und Welt eingehen kann.

Unser glückliches Völkchen lebte, in Beziehung auf alle diese in der Welt so gangbaren Maximen, in der seeligsten Unwissenheit. Daher man unter ihm denn freilich nichts von jugendlichen Ausschweifungen, oder gar von Liederlichkeit wußte. Hier hatte die Konvenienz keine bestimmte Zeit fest gesetzt, wo es schicklich war, sich zu verheirathen; noch weniger war es nöthig, auf eine Versorgung zu warten. Man achtete weniger auf eine bestimmte Zahl von Jahren, als auf die Winke der Natur. Fanden sich diese, so begriff man nicht, was das hieße, ein Jüngling oder Mädchen sey zum Heirathen noch zu jung. Nirgends gab es gesündere, kräftigere und körperlich ausgebildetere Männer und Weiber, als hier; und nirgends heirathete man früher als hier.

Man zog hiebei den Erfahrungsgrundsatz zurathe, daß Triebe nur heftiger werden, mit stärkerm und zerstörenderm Ungestüm hervorbrechen; je länger man sie aufdämmt und je enger man sie einzwängt. Man wußte hier nichts davon, daß man den Leidenschaften und Begierden noch andere Dämme entgegen setzen könne, und müsse, als diejenigen, welche die Einsicht

und Gewöhnung der Sittlichkeit begründet und erhält.

Diese war aber auch bei ihnen fest und unerschütterlich. Und da keine Vorurtheile und Konvenienzen die Naturtriebe empörten, so war auch nicht zu fürchten, daß sie in ungestüme Heftigkeit gerathen, sich über den Damm der Sittlichkeit erheben, oder denselben wohl gar zerstören würden.

Man sahe hier sechzehn, siebzehn jährige Eheleute, die im züchtigen Genuß ihrer Jugendkraft sich des Lebens freuten; in Unschuld und Frieden der häuslichen Glückseligkeit in einem Grade genossen, welche Menschen nie erreichen, deren Herz durch Jahre und Harren erkaltet, oder deren Gefühle durch ungestüme Begehrungen und unregelmäßige Befriedigungen stumpf geworden sind.

O wer Sinn für häusliche Glückseligkeit und reinen einfachen Lebensgenuß hat, der wallfarthe nach B * * und beobachte, wäre es auch nur wenige Augenblicke, diese glücklichen Menschen! der höre den ehrwürdigen Greis, Rü-

diger, nur einmal mit allen dem Feuer eines Jünglings über diesen Gegenstand reden! Mehr wird es nicht bedürfen, um das Widersinnige eben so kräftig zu empfinden, was in den Aufschub der Eheverbindung bis in die spätern Mannesjahre liegt.

„Wie viel Glückseligkeit wird dadurch nicht gehindert!" so ohngefähr, nur mit weit hinreißenderm, unnachahmlichem Feuer, pflegte Rüdiger über diesen Gegenstand zu reden; „Wie viel Unsittlichkeit veranlaßt! Man rechne doch die Summe des Lebensgenusses zusammen, deren der Jüngling von siebzehnten bis zum dreißigsten, fünf und dreißigsten Jahre fähig ist; wenn er das quälende Bedürfniß unterdrücken, oder dessen Befriedigung im Zerstören und Vergeuden seiner Lebenskräfte und Gefühle aufsuchen muß; — ach! und vergebens aufsucht!"

„Wer zahlt diese verlornen oder verschweudeten Jahre, Empfindungen und Kräfte in der Folge nach! Wer belebt in dem erkalteten Herzen aufs neue den erstorbenen Sinn für stille, einfältige friedliche Resignation auf denjenigen Lebensgenuß, der gleich einen reinen, spiegelhel-

len aber geräuschlosen Bach, im Verborgenen entspringt, und still und unbemerkt durchs Leben rinnt! Wer giebt dem Herzen diese Gefühle in der Stärke und unverfälschten Reinheit wieder, die lange Zurückhaltung, Zerstreuung der Welt, Lebensart und Gewöhnung an unedlere Genies fungen ihm entnommen haben!"

„O mit welchen hohen herrlichen Gefühlen empfängt ein jugendliches Paar den frohen Zuruf an seinem Verbindungstage!" Rief er mit dem lebendigsten Ausdruck der Mitempfindung, der sein seltenes, jugendliches Herz fähig war. „Alles Glück ist sein, die Menschheit ist sein, die Welt ist seyn! Alles umfaßt seine Liebe; alles das Band seiner Verbindung! Und wer vermag die Gefühle der Vater- und Mutter-Freude in Herzen, wie diese, nachzuempfinden!"

„Bei einer Wechselliebe, wie diese, welch ein Leben in der Familie! Welch eine Sorgfalt für die Kinder; welch eine Aufopferung, welch eine Anstrengung, welch eine Entsagung kann da Schwierigkeit haben, muß da nicht noch Genuß seyn!"

„Hier kann und wird sich der Erstgeborne, Vater und Mutter in kurzem wieder nähern; das elterliche Verhältniß zum Freundesverhältniß wenden! Eine vollkommene, schöne, dauernde Einheit hält das Ganze einer solchen Familie in sich selbst, durch mehrere Generationen fest und unauflößlich zusammen!"

„Wie ganz anders erscheint alles dies, wenn diese Verbindung zehn oder funfzehn Jahre später in der großen Welt und nach der Sitte der Welt geschlossen wurde! Mit leeren, kalten, wohl gar beengten und beklommenen Herzen empfäng tdas neuvereinigte Paar Glückwünschungsformeln, welche die Convenienz eben so kalt und theilnehmungslos ihm darbringt."

„Knüpften auch nicht, wie es doch meistens der Fall ist, eigennützige und selbstsüchtige Absichten, sondern Bedürfniß des Herzens nnd gegenseitige Zuneigung das Band, — wie matt, wie erschlafft, wie zerfasert ist es nicht dennoch, in Vergleichung mit jenem, was die jugendlichen Gefühle in ihrer ersten Kraft webten und knüpften!"

„Nie kann diese Verbindung, so spät eingegangen, jenes hohe Interesse erhalten; nie der Inbegriff aller Lebensfreuden werden, nie alles andere um sich her vergeßbar machen. Daher bleibt das Verhältniß zwischen einer glücklichen Eheverbindnng bei uns, und einer nach der gewöhnlichen Weise der Welt geschlossenen, aber ebenfals für glücklich gehaltenen, wie das Verhältniß zwischen dem feurigen, muth- und kraftvollen Jünglinge und dem kalten, durch Verhältnisse gefesselten, durch Geschäfte zerstreuten, und durch unordentlichen Genuß, oder zu lange Selbstüberwindung erschlafften Manne."

„Bei solchen Verbindungen pflegt man darauf zu rechnen, die elterlichen Gefühle sollen und können ersetzen, was der ehelichen Liebe abgeht. Aber wie wäre dies möglich! Auch die herzlichste Liebe dieser wird ein Schattenbild gegen die elterliche Zärtlichkeit jener bleiben. An eine vollendete Familieneinheit ist nicht zu gedenken. Kaum kann der Vater hoffen, seinen Sohn erwachsen zu sehen. Aber wäre dies auch, so bleibt stäts zwischen beiden eine ungeheure Stufe, ein nie auszufüllender Zwischenraum."

„Ist der Sohn ein Jüngling, so naht sich der Vater bereits dem Greisenalter. Die Gefühle seiner Jugend sind nicht nur verloschen, sondern auch vergessen. Gewohnheiten, Launen und Eigenthümlichkeiten haben die Stelle derselben eingenommen, und stoßen den Jüngling bey jeder Annährung zurück."

„Trieb sich zu verbergen nimmt bei diesem nach eben dem Verhältnisse zu, als sich Herschbegierde bei jenem vermehrt. Kinder bilden eine Parthei gegen die Eltern, die Eltern gegen die Kinder. Oefter steht auch nur der Vater auf der einen Seite, und die Mutter tritt entweder völlig auf die Seite der Kinder; oder unterhält doch ins geheim eine Verbindung mit ihnen, gegen den Willen und die Plane ihres Mannes."

„Wo ist hier die Einheit der Familie, die nur allein Familienglückseligkeit gewähren kann! Konnte es itzt anders seyn? und hätte es so seyn können, wenn diese Verbindung zehn oder funfzehn Jahre früher geschlossen wäre!"

Findet sich Wahrheit in diesen Aeußerungen Rüdigers, so stoße man sich nicht daran, daß sie

vielleicht zu allgemein dahin gestellt sind, und nicht auf Ausnahmen-Rücksicht nehmen. Ausnahmen giebt es freilich auch von dieser Regel; Ausnahmen gab es selbst in B** unter den ältern Gliedern dieser kleinen Kolonie. Ausnahme machte vor allen Rüdiger und seine Familie.

Aber dies konnte der Wahrheit seiner Aeusserungen keinen Abbruch thun; am wenigsten sein Beispiel seine Behauptungen widerlegen. Rüdiger war überhaupt unter die Ausnahmen von der Regel zu rechnen. Er war einer von den seltnen Menschen, deren Herzen nie aufhören, jugendlich zu empfinden, wenn sie auch dem Greisenalter näher als dem Jünglingsalter sind.

Dennoch pflegte er selbst mit Rührung zu gestehen, so oft er hierüber redete: „er fühle, daß er noch weit inniger sein Weib und seine Kinder geliebt haben und lieben würde, wenn er sich damals gleich hätte verheirathen können, als das erste Gefühl des Bedürfnisses in seinem Herzen erwachte, und seine Gefühle überhaupt noch in der ersten jugendlichen Kraft aufloderten."

Dies

Dies Bewußtseyn und diese Erinnerung war denn auch ein ihm selbst vielleicht verborgener Antrieb mehr, die Einsichten derer, welche von ihm Belehrung erwarteten und erhielten, auch in dieser Rücksicht zu berichtigen. Mit dem lebhaftesten Eifer bemühte er sich unablässig, jedes Vorurtheil, welches denselben nachtheilig werden konnte, auszurotten.

Wo die Natur der Vernunft so fühlbar in die Hand arbeitet, da muß es dieser noch leichter, als anderweitig gelingen. Auch hatte Rüdiger seinen Lehren hierin ebenfalls, durch sein Beispiel Nachdruck zu geben nicht versäumt. Von seinen Kindern waren viere bereits, und zwar sobald die Natur winkte, verheirathet. Bei den zweien noch übrigen, Wilhelm und Agnes, wartete er nur auf diesen Wink, und erwartete ihn täglich.

Oft hatte sich der ehrliche Greis schon verwundert, daß die Natur bei ihnen so lange zögere. Wilhelm war der feurigste Jüngling unter seinen Brüdern, beinah im ganzen Dorfe; Agnes das gefühlvollste Mädchen. Deme

nach schien er für keins der reizenden Mädchen, sie für keinen der treflichsten und schönsten Jünglinge Reiz und Gefühle zu haben.

Alle ihre Empfindungen schienen sich auf die Geschwisterliebe einzuschränken. Agnes achtete keiner der Freundlichkeiten und Gefälligkeiten, der Unterhaltungen und Bewerbungen, welche ihr irgend ein anderer Jüngling machte sobald Wilhelm sich ihr nahte. Und Wilhelm ward es gar nicht einmal gewahr, wie so manches große, schöne Auge freundlich und liebevoll an ihm hieng; wie man bald hier bald dort kleine Dienstleistungen von ihm begehrte, ihm kleine Geschenke oder andere Dankbarkeits-Aeußerungen dafür machte, sich auf Spaziergängen zu ihm fand, oder ihn zu Begleitungen aufforderte. Er liebte und suchte nur die Gesellschaft seiner Schwester; jeder andern (die Unterhaltung mit seinem Vater ausgenommen) schien er die Einsamkeit vorzuziehen.

Rüdiger stellte oft Betrachtungen hierüber an, und suchte sich diese ihm ungewöhnliche Erscheinung zu erklären. Einen Grund davon, daß sich diese Geschwister mehr als gewöhnlich

aufſuchten, fand er darin, daß ſie nicht, wie ſonſt gewöhnlich, von Jugend auf bei einander zugebracht hatten. Agnes lebte von frühen Jahren an in dem Hauſe Herholds; der nur zwei Kinder hatte, welche längſt verheirathet waren, und außer dem väterlichen Hauſe lebten.

Dies hinderte Schweſter und Bruder freilich nicht, ſich täglich zu ſehn. Allein es hatte die Art von Gewohnheitsumgang und Familiarität verhindert, welche ein ſtätes Zuſammenſeyn, von Kindesbeinen an, ſo unvermeidlich zur andern Natur werden läßt.

Wilhelm ſahe ſeine Schweſter täglich, allein er ſah ſie nicht anders, als er die übrigen Kinder ſeines Vetters Herhold und mehrere andere Nachbarskinder täglich ſah.

Darin hatte alſo Rüdiger ſehr recht, daß er hierin etwas fand, ſich hieraus etwas erklären wollte. Allein er hatte ſehr unrecht, wenn er nicht noch mehr darin fand, wenn er noch immer den Wink der Natur von einer Seite her erwartete, von welcher er nicht mehr zu erwarten war.

Die Natur hatte diesen Wink längst und in der That deutlich genug gegeben. Auch war er Rüdigern nicht entgangen; vielmehr von ihm sorgfältig beobachtet. Dennoch erkannte er ihn nicht; weil auch ihn, den vorurtheilsfreien Mann, dennoch ein Vorurtheil oder vielmehr nur eine Ideengewöhnung abhielt, die Dinge zu sehen, wie sie sich wirklich darstellten.

Hätte Rüdiger, dieselben Bemerkungen bei Wilhelm, in Beziehung auf ein anderes Mädchen, als Agnes gemacht, so würde er nicht einen Augenblick zweifelhaft darüber gewesen seyn, wofür er diese Symptome zu halten habe.

„Der Jüngling liebt das Mädchen," würde er gesagt haben, „ohne es selbst zu wissen."

Er würde wahrscheinlich mit ihm darüber geredet, ihn selbst über seinen eigenen Zustand aufgeklärt, und seine Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande befördert haben.

Jezt war er sowohl von jener Idee, als von diesem Verfahren weit entfernt. Gleichwohl liebte Wilhelm Agnes mit der ganzen Leidenschaft, mit welcher nur immer ein Jüngling ein Mädchen lieben kann. Und Agnes liebte Wilhelm so

wahr und innig, als ihr gefühlvolles Herz nur immer vermogte.

Sie selbst hatten dies eben so wenig wahrgenommen, als irgend jemand außer ihnen. Nie hatten weder der eine noch die andere über das nachgedacht, was in ihnen vorgieng; noch weniger über das äußere Verhältniß, worin sie gegenseitig standen.

Wilhelm hatte wohl einmal dunkel die Vorstellung in sich wahrgenommen: es müsse sehr schön seyn, wenn er und Agnes Mann und Frau wären. Ob dies geschehen könne, oder solle und müsse? — dabei hatte er noch niemals verweilt. Noch immer war er sowohl als sie mit der Gegenwart zu ausschließend beschäftigt, mit derselben zu gut zufrieden gewesen, als daß Wünsche und Plane für die Zukunft sich hätten hervor machen und die Aufmerksamkeit an sich fesseln können.

Ihr Umgang war unschuldig, vertraulich, innig, in dem reinsten und schönsten Sinne dieser Worte. Wohlwollen, nicht Begierde fesselte sie an einander. Daher belebte sie eine

sanfte, beglückende Heiterkeit; daher war kein Drängen und Treiben bei ihnen wahrzunehmen. Daher ereigneten sich nie stürmische Aufwallungen und heftige, gewaltsame Explosionen.

Trennten sie Geschäfte oder anderweitige Zufälle einen Tag lang von einander, so verdarb dies keineswegs gleich ihre Laune, oder machte sie unfähig und unmuthig. Nur rascher gieng die Arbeit von der Hand; nur gefälliger bezeigten sie sich gegen andere Menschen. Die Aussicht auf die nahe fröhliche Zukunft, eines ungestörten Genusses der geliebten Gesellschaft auf einem Abendspaziergange, ließ den Tag dahineilen, ohne daß man die Gegenwart zu bemerken schien.

Die Natur ist eine Pflegerin der Liebe, auch selbst bei Menschen, welche Erziehung, Lebensart und Verhältnisse von ihr abwendig gemacht, und gegen ihren Einfluß gleichsam verhärtet haben. Wie noch weit mehr mußte sie es bei Menschen seyn, deren Erzieherin sie war, deren vertraute Gefährtin sie stäts blieb, auf dem ganzen Pfade durchs Leben, bis ans Grab. Sie entwickelte, belebte und erhöhte die Gefühle, die eine Fülle von unbeschreiblicher Seeligkeit durch jugendliche Herzen strömten.

Sie öffnete denn auch, ihnen selbst unbewußt, nach und nach die Herzen der Liebenden gegen einander. Auf ihren Spaziergängen an schönen Sommerabenden; in ihren vertraulichen Zusammensitzen an dem reizenden Ufer des Bachs, der in lieblicher Klarheit sich aus dem Gebürge hervor schlich, und durch die Flur verbreitete, lösten sich die Empfindungen in einander auf. Es glitt das süßeste Wechsel-Gespräch von ihren Lippen, wie der Bach über die Kiesel dahin murmelte.

Die innigste, schuldloseste Vertraulichkeit vereinigte ihre Seelen immer mehr, verband ihre Herzen immer fester. Wenn dann ein Gefühl das andere belebte, die Natur ihre Würksamkeit mit jeder Minute erhöhte, dann ruhten die Lippen auch wohl vom Gespräch, um sich im sanften, bebenden Entzücken einander zu nähern. Dann zog eine keusche, schuldlose, innige Umarmung ein Herz dem andern näher. Ein süßes Vergessen alles dessen, was außer ihnen war, erhöhte das Gefühl ihres innern Wohlseyns, und ließ sie in entzückungevollen Momenten eine Fülle von Seeligkeit genießen, welche bei un-

zählich vielen Menschen, die Dauer ihres ganzen Lebens nicht gewährt.

Die Liebe sucht und erhält, unwillkührlich und ohne es selbst zu wollen, oder zu wissen, das Geheimniß. Wilhelm und Agnes wußten nicht, daß sie sich mit dieser hohen, starken, vollendeten Leidenschaft liebten. Sie dachten also auch nicht daran, daß sie etwas zu verbergen haben könnten; daß ihre vertraulichen Gespräche, ihre Umarmungen verborgen werden müßten. Dennoch sparten sie dieselben unwillkührlich für die Einsamkeit, und hüllten sie in den Schleier der Abenddämmerung; als ob sie dieselben sogar vor ihrer eigenen Bemerkung verbergen wollten.

Daher hatte denn auch niemand diesen hohen Grad von Vertraulichkeit bemerkt, oder geahnet; wiewohl er schon Jahre lang beinah derselbe gewesen war. Und wer weiß, wie lange der Zustand ihrer Herzen noch ferner unbemerkt und ungestört geblieben wäre, wenn nicht der Zufall, der so oft schon, besonders für Verhältnisse dieser Art, zum Verräther wurde, auch hier dem Geheimnisse den Schleier entrissen hätte.

Herholds Gattin, Agnesens Pflegemutter, hatte eben der Zufall auf einen einsamen Abendspaziergang, und auf diesem in die Nähe der Liebenden gelockt. Sie entdeckte diese hinter einem Gebüsch, und durch dasselbe vor ihnen verborgen. Mit Erstaunen und beängstigender Ueberraschung bemerkte sie hier jene innige, leidenschaftliche Vertraulichkeit. Was sie sah und hörte, ließ ihr keinen Zweifel über die Richtigkeit der Folgerung, welche sie aus diesen Bemerkungen zog. Wilhelm und Agnes liebten sich, so heiß, so innig, als sich ein Jüngling und ein Mädchen lieben kann; — das war es, was sie als unwidersprechlich gewiß wahrnahm.

Zum erstenmale seit vielen Jahren hatte diese Bemerkung etwas bekümmerndes für die, welche sie machte; erzeugte den Wunsch, dieses Verhältniß jedem andern zu verbergen; so schnell als möglich die Bande, welche sich um diese jugendlichen Herzen geschlungen hatte, wieder auflösen zu können. Unter beängstigendem Nachsinnen befestigte sich der Vorsatz, anstatt, wie es sonst gewöhnlich war, alles zur Beförderung einer Vereinigung der Liebenden in Bewegung zu setzen, vielmehr alles zur Verhütung einer solchen

Vereinigung, zur möglichsten Entfernung beider, aufzubieten.

Tief bekümmert, und uneins mit sich selbst, über die Maaßregeln, welche zu ergreifen wären, schlich sich die gute Matrone, ohne daß man sie bemerkt hatte, oder bemerken konnte, wieder von dannen. Gewissenhaftigkeit auf der einen Seite, und Gutmüthigkeit auf der andern, würkten in ihrem Verstande einander entgegen, und erschwerten ihr die Ueberlegung und den Entschluß mit jeder Minute nur noch mehr.

Mitwisserin und Hehlerin eines Verhältnisses zu seyn, was sie für unrecht, für eine unnatürliche Ausartung hielt, und woraus deshalb nie eine daurende und gesetzliche Vereinigung entstehen konnte, war ihr eine höchst drückende Vorstellung. Allein nicht weniger schwer lag ihr die Ueberzeugung auf dem Herzen, daß jeder Versuch, dies Verhältniß zu zerstören, das Uebel, welches daraus entspringen könnte, zu verhüten, die schönste Blüthe des Glücks dieser beiden, ihrem Herzen so theuren Menschen, zernichten würde.

Sie litt unaussprechlich bei den Vorstellungen, der Bekümmerniß, der Vorwürfe, des tiefen Unglücks, welche für die Liebenden unvermeidliche Folge einer solchen Entdeckung und Störung, ihrer Meinung nach waren und seyn mußten. Sie kannte die Kraft der Leidenschaft in jugendlichen Herzen zu gut, als daß sie, wenn auch nicht heftige Ausbrüche und thörichte Unternehmungen, dennoch eine nachtheilige Wirkung auf die Gesundheit der Seele und des Körpers hätte befürchten sollen.

Wenn nun diese Vorstellungen, jemehr sie dieselben verfolgte, ihr Herz für die Liebenden erweichten, und sie die Möglichkeit zu ahnen anfieng, daß ihnen vielleicht diese Schmach und Bekümmerniß erspart, sie vielleicht noch durch sich selbst zum Glück geführt werden könnten; so ergriff sie plötzlich die Gewissenhaftigkeit nur um so gewaltiger. Die dunkele, schaudervolle Idee, Blutschande, trat vor ihre Phantasie. Sie fieng an sich selbst, als einer Mitschuldigen, an einem so ärgerlichen Vergehn, Vorwürfe zu machen. Die Ueberlegung stockte beinah gänzlich; — und dennoch kam sie dem Entschlusse nicht näher.

Dies letzte war mehr die Würkung eines im Verborgenen noch bei ihr zurückgebliebenen Vorurtheils, als einer reinen Einsicht des Rechts. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß, auch bei stäts fortschreitender Einsicht und Aufklärung, über diejenigen abergläubischen Vorstellungen, welche in der Kindheit in unsere Seele geprägt waren, dennoch nachher eine gewisse abergläubische Furchtsamkeit oder Gewissenhaftigkeit in der Seele zurück bleibt, und von Zeit zu Zeit sich sehr geltend zu machen weiß.

So hatte Herholds Gattin auch in ihrer Kindheit die dunkle und schaudervolle Idee, Blutschande, erhalten, und als ein Schreckensbild ihrer Phantasie tief eingeprägt. In der Folge war ihre Einsicht auch hierüber aufgeklärt. Sie sah ein, daß Verbindungen dieser Art zwischen Geschwistern nicht gestattet, und warum sie nicht gestattet werden konnten. Von Greul und Abscheulichkeit konnte ihre Vernunft indessen nichts in einer Heirath zwischen Geschwistern entdecken. Demnach war die Empfindung des Greuels und der Abscheulichkeit in ihren Gefühlen zurück geblieben.

Diese waren itzt stärker als je vorher erregt, da sie zwei Menschen zu treffen drohten, welche sie so nah angiengen. Daher überwältigte denn auch die steigende Angst die Ueberlegung der Vernunft gar bald. Es schien, als ob sie ihrer richtigen Einsicht dieses Verhältnisses ganz vergessen habe, und nur allein an der abergläubischen Vorstellung hienge; von dem Schreckenbilde des Vorurtheils ganz allein bestimmt werde.

Sie beschloß nun mit Agnes so bald als möglich über ihren Zustand, und die Gefahr, worin sie schwebte, zu reden.

Da sie indessen bei einigem näheren Ueberlegen fühlen mußte, wie wenig ihr itziger Gemüthszustand sie zu einer geschickten Einleitung und Führung eines solchen Gesprächs fähig mache, so nahm sie sich vor, es bis auf den andern Tag zu versparen. Mit Agnes den Abend zuzubringen, und dennoch sie nichts von dem merken zu lassen, was in ihr vorgehe, traute sie sich nicht zu, und konnte sich auch, bei der Unerfahrenheit in der Verstellungskunst, welche hier allgemein war, nicht zutrauen. Deshalb wollte sie ihr ausweichen, um zugleich auch noch

ungestörter ihren Ueberlegungen nachhängen zu können.

Voll der heitersten Ruhe kehrte indessen Agnes, an Wilhelms Arme, von ihrem Spaziergange zurück, und hüpfte nach dem fröhlichen Zuruf, einer gute Nacht, in die Thür ihrer Wohnung. Eben so fröhlich eilte sie auf ihre Pflegemutter zu, um ihr von der Schönheit des Abends und dem Vergnügen ihres Spazierganges zu erzählen. —

Allein wie bald erlosch der Glanz der Freude in ihren Augen; wie bald hemmte sich der Strom ihrer Rede! — Sie erblickte ihre Pflegemutter, die sonst beständig eine gleiche Heiterkeit umgab, in finstrer Bekümmerniß, und mit Thränen in den Augen, welche stärker hervordrangen, als sie dieselben aufhob, um ihren umwölkten Blick auf Agnes zu richten.

Der Schrecken jagte nun schnell eine Menge Unglücksbilder vor ihrer Phantasie vorüber. Das Unglück, was sie in den Blicken ihrer Pflegmutter las, gieng sie an, und zwar sehr nahe; — das empfand sie lebendig. Gleichwohl war es nicht in ihr, denn sie hatte sich bis in

diesen Augenblick unaussprechlich glücklich gefühlt.

Desto heftiger war die Angst der Ungewißheit, welche sie ergriff. Sie warf sich ihrer Pflegemutter in die Arme und bat sie, ihr doch gleich zu sagen, was für ein Unglück vorgefallen? Ob Herhold, ob ihr Vater, ihre Mutter ꝛc. krank? — tod sey?

Durch diesen unerwarteten Ausbruch der Empfindungen würde bei Agnes Pflegemutter auf einmal die Ordnung der Vorstellungen, welche sie mühsam hervorgebracht hatte, unwiederbringlich zerrüttet.

Sie war von Agnes überrascht, indem sie aufs neue die Nothwendigkeit lebhaft empfand, ihr für heute auszuweichen, und, die Schwierigkeit der unvermeidlichen Unterredung mit jeder Minute heller erkannte. Das Nachdenken über die Art und Weise, wie das Gespräch am sichersten einzuleiten, und am wirksamsten auszuführen sey, und die Aengstlichkeit weder das eine noch das andere zu vermögen, wodurch jenes Nachdenken ohne Unterlaß unterbrochen wurde, hatten sie ganz hingenommen. Die Zeit war so

unbemerkt verschwunden; und eben da sie dieser sich am wenigsten bewußt war, — stand Agnes vor ihr.

Mit ihrer Ankunft meldete sich nun auch wieder plötzlich der Vorsatz, sie heute Abend zu meiden, und verstärkte die Würkung dieser Ueberraschung. Die Aeußerungen der zärtlichen Bekümmerniß des Lieblings ihres Herzens, brachten die gute Matrone in einem Augenblicke vollkommen um die mehrere Stunden hindurch mühsam errungene Fassung.

Die Zärtlichkeit löste sich auf einmal in die leidenschaftlichste Bekümmerniß auf. Dies gute theilnehmende, so lebhaft-menschlich fühlende Herz, das durch die leiseste Ahnung eines Verlustes dessen, was sie liebte, so stark erschüttert wurde, sollte, mußte sich von dem losreißen, woran es so ganz und so fest hieng. Dies reine, schuldlose Gemüth glaubte sie durch ein Vergehn befleckt, — freilich wider ihr Wissen und Willen, — aber doch nichts desto weniger durch ein Vergehn befleckt, was sie für unnatürlich und verabscheuungswürdig hielt; und worüber

sie

sie ihr dennoch auch nicht den leiſeſten Vorwurf zu machen wagte. Reines kräftiges Mitleiden durchſtrömte ihre Seele, und wurde nur von Zeit zu Zeit, durch die Beſorgniß um die Sünderin, und durch Gewiſſensbiſſe, welche ſie gleichſam in der Seele derſelben empfand, gehemmt.

So vergiengen einige Minuten in ſtummer Umarmung. Seufzer ſchwellten die bekümmerte Bruſt der Mutter und vermehrten die Angſt der Tochter.

Endlich zerſtöreten wiederholte Ausrufungen Agneſens die Würkung des mühſamen Nachdenkens und Ueberlegens vollends. Ein Ausbruch ihres von Mitleiden und Bekümmerniß bisher noch kaum zurückgehaltenen Gefühls, gab den Nachhall des Ausrufs der Tochter zurück. Unglückliche! rief ſie aus, was ſoll aus dir, was ſoll aus mir werden!

Eine neue und erhöhte Beſtürzung ergriff das gepreßte Herz Agneſens. Sie drang nur unabläſſiger in die Mutter, daß ſie ſich näher erklären, ihr die Urſach ihres Kummers mittheilen müſſe. Vergebens war das ſchwache Widerſtre-

ben; das muthlose Verweisen auf morgen. So oft sie redete, um Agnes ihr Begehren zu versagen, verrieth sie nur mehr den innern Drang, den sie fühlte, ihr je ehr je lieber das unglückliche Verhältniß, worin sie sich befände, zu zeigen; sie aus der Gefahr, worin sie schwebe, — sich einem der verabscheuungswürdigsten Vergehen hinzugeben — zurück zu ziehen.

So führte denn unwillkührlich eine Aeußerung die andere herbei, und eh sie es selbst wußte, hatte sie verrathen, was sie bekümmerte; auf eine Weise verrathen, welche dem zuerst von ihr entworfenen Plane der Unterredung gerade so ähnlich war, als die Leidenschaft der ruhigen Ueberlegung.

Anstatt Agnes nach und nach den Zustand ihres Gemüths selbst aufspüren und einsehen zu lassen, anstatt sie im allgemeinen über das Verhältniß zu belehren, worin sie gegen ihren Bruder stehe, und ihr die Anwendung davon und die daraus zu ziehende Schlußfolge selbst zu überlassen, überschüttete sie dieselbe mit Klagen über ihr Unglück, und Schilderungen der Abscheulichkeit des Vergehens, seinen Bruder zu lieben.

Agnes begriff von alle dem wenig oder gar nichts. Ihr Gefühl bestätigte, auch nicht in der leisesten Empfindung, die Wahrheit von dem, was der betäubte Verstand nicht einzusehen vermochte. Allein Schrecken und Entsetzen vor dem, was sie nicht begriff, und wofür sie, auch nicht auf die entfernteste Weise, Sinn hatte, bemächtigte sich ihrer. Sie war wie eine Träumende, die von einem Phantom geängstigt wird, wovon selbst die Phantasie nicht einmal ein bestimmtes Bild auszuzeichnen vermag.

Angstvoll warf sie sich in die Arme ihrer Pflegmutter, und flehte sie auf das dringendste, sie zu retten; ihr Rath und Unterstützung nicht zu entziehen. Mit leidenschaftlicher Heftigkeit versprach sie alles zu thun, was sie von ihr verlange; alles aufzuopfern, ihren Bruder nie mehr zu lieben, nie wieder zu sehen, wenn sie nur aus der Gefahr dieser schrecklichen Vergehung gerettet werden könne.

Die Pflegemutter, selbst von ihren eigenen und den Empfindungen Agnesens doppelt bestürmt, und jeder ruhigen Ueberlegung beraubt,

ergriff diese Anerbietungen. Sie ließ sich ein feierliches Versprechen von Agnes geben, daß sie Wilhelm zwar freundlich und brüderlich, wie ihre Pflicht sey, begegnen; aber jede Vertraulichkeit, jede Zusammenkunft, jede Eröffnung gegen ihn vermeiden wolle. Jenes sey nöthig, um für sich Vergehen und Unglück zu verhüten; dieses, um die Sache als Geheimniß zu erhalten, und nicht durch eine unnöthige Entdeckung auch andern Ursach zu Bekümmerniß und Tadel zu geben.

Die Folgen dieser mißrathenen Unterredung zeigten sich von dem Augenblick ihrer Beendigung an. Aber freilich waren es nicht solche, womit die bekümmerte Pflegemutter hätte zufrieden seyn, woraus sie gute Hoffnung für die Ruhe ihres geliebten Kindes hätte schöpfen können.

Agnes hielt ihr Versprechen mit einer ängstlichen Pünktlichkeit. Im Hause wich sie nie von der Seite ihrer Pflegmutter, und das Haus verließ sie fast nie. Sie betrug sich gegen Wilhelm freundlich, gefällig; allein ihr ganzes Wesen schien, besonders in seiner Gegenwart, eine

Schüchternheit und Schreckhaftigkeit ergriffen zu haben.

Diese Veränderung konnte ihm und auch anderen, die keineswegs mit seinen Augen sahen, nicht lange verborgen bleiben. Wenn er sich ihr näherte, oder vertraulich ihre Hand ergriff, fuhr sie plötzlich zusammen, wandte ihre thränenvollen Augen seitwärts ab, oder zur Erde, und bemühte sich, jedoch mit kaum merklichen Bestreben, ihre Hand aus der seinigen zu ziehen. Hielt er sie fest oder drückte sie mit brüderlicher Zärtlichkeit an sein Herz, oder seine Lippen, so ergriff ein allmählich sich verstärkendes Beben ihre Nerven; besonders wenn die Pflegemutter auf sie oder Wilhelm sahe.

Fragte sie dann Wilhelm, dem dies nicht entgehn konnte, was ihr fehle? ob sie ihm böse? — ob sie krank sey? Faßte er dann diese lezte Idee, als die wahrscheinlichste auf; erschöpfte er sich in Rath und Anerbietungen, ihr Hülfsmittel zu verschaffen; tadelte er ihr spätes Zuhauseseyn und nahm daher Gelegenheit, seine Auffoderungen zu Spaziergängen zu wiederholen; so trieb dies ihre Aengstlichkeit nach und nach so weit, daß

sie ihn bat, sie zu verlassen; oder die Pflegemutter, ter sich ins Mittel schlagen mußte. Ebenfalls nicht ohne merkbare Verlegenheit trug ihm diese dann ein Geschäft auf, oder gab ihm einen Auftrag, dessen Ausrichtung keinen Aufschub litte.

Der Pflegmutter war bei Auftritten dieser Art nicht viel besser zu Muth, als Agnes selbst. Sie sah ein, daß es auf diese Weise nicht lange bestehen könne; und gleichwohl konnte sie sich nicht entschließen, mit Agnes Eltern, selbst nicht mit ihrem Manne darüber zu reden. Sie fürchtete die Vorwürfe auch von andern zu hören, die sie sich selbst täglich über die vernachläßigte Beobachtung Agnesens machte. Sie fürchtete den Kummer auch andern mitzutheilen, den sie selbst empfand. Mehr als dies aber befürchtete sie die Unruhe Agnes, für welche ihre Theilnehmung immer stärker redete, dadurch zu vermehren.

Die tägliche Beobachtung der Leiden dieser unschuldigen Seele, ließ sie nach und nach fürchten, die Ruhe derselben sey für immer dahin. Sie fieng an Reue darüber zu empfinden, nicht bloß, daß sie auf eine solche Weise derjel-

ben ihr Inneres aufgeschlossen, sondern daß sie dieselbe überhaupt über ihren Zustand belehrt habe.

Je mehr sie mit ihr darüber redete, und dies geschah im Anfange täglich, desto mehr schien die Angst und Bekümmerniß Agnesens zuzunehmen. Agnes begriff freilich immer nicht mehr davon, wie es anstößig une verabscheuungswürdig sey, seinen Bruder zu lieben; und was es mit der furchtbaren Blutschande eigentlich für eine Beschaffenheit habe. Allein ihre Phantasie wurde desto mehr mit Schreckenbildern angefüllt, ihre Gewissensangst durch diese Dunkelheit und Unbegreiflichkeit nur noch höher getrieben.

Eine tiefe Melancholie schien sich ihrer nach und nach völlig zu bemächtigen. Ihr Gemüthszustand machte ihrer Pflegemutter um so mehr Sorge, und ließ ihr endlich fast gar keinen Rath mehr übrig; da sich derselbe nur zu verschlimmern schien, je öfter sie mit ihr darüber redete.

Daß diese unbegreifliche hier und besonders in diesem Alter so ganz unerhörte Melancholie nun auch nicht nur von Agnes Eltern, sondern von allen im Orte bemerkt wurde, daß man

darüber redete, darnach fragte, war natürlich; aber mußte auch die Unruhe der Mutter und Tochter nur noch höher treiben. Noch war vielleicht weder der einen noch der anderen ein Fall vorgekommen, wo sie es schwürig gefunden hatten, nie eine Unwahrheit zu reden. Dies war hier eins der ersten und heiligsten Gesetze; was gleich von Kindesbeinen an so zur andern Natur wurde, daß man kaum einen Begriff von einer Lüge hatte.

Dennoch blieb in dieser Verlegenheit fast gar keine andere Zuflucht übrig, als wenigstens zu sagen, man wisse die Ursach nicht. Das Widerstreben, die Wahrheit zu entdecken, war bei der Pflegmutter izt, durch die falsche Befürchtung eines Tadels ihres bisherigen Verfahrens in dieser Sache, nur noch vermehrt. — Und Agnes selbst mochte doch wohl nicht geneigt seyn, eine Verirrung zu gestehen, welche ihr als eine schandvolle Unthat so lebhaft geschildert war.

So verschloß sich ihr Herz, was bisher nie einen Begriff von einer Verheimlichung gehabt hatte; so entzog sie ihr Vertrauen zuerst selbst denen Personen, welche das nächste und voll-

kommenste Recht darauf hatten; ihren Eltern, dem, welchen ihre ganze Seele hingegeben war. Und dies war die Wirkung des Raths und der Anweisung einer Frau, die unter die besten ihres Geschlechts gehörte, die jeder Tugend mit ganzer Seele ergeben war, die nichts anders wollte und dachte, als das Gute! —

So führt Irrthum zu. Vergehen und selbst gute Empfindungen, die aus Vorurtheilen entspringen, zu Fehlern. So können sie am Ende selbst zu Lastern verleiten.

Unter allen, die durch Agnesens Zustand beunruhigt wurden, darüber dachten und auf Mittel sannen, dem Uebel abzuhelfen, schenken wir für izt besonders Wilhelm unsere Aufmerkeit. Seine Angst und Bekümmerniß gab der Unruhe und Verlegenheit der Mutter und Tochter nicht viel nach. Anfangs glaubte er wirklich, es sey eine Krankheit die Ursach, des ihm auf jede andere Weise unbegreiflichen Zustandes seiner Schwester. Ohn Unterlaß lief er daher zu Ernst und verlangte Hülfe und Retrung. Ernst besuchte auch, doch nur als von Ohngefähr, und ohne seine Absicht zu verrathen, Agnes; und belehrte nachher Wil-

Helm: daß ihr Körper noch nicht krank sey, wohl aber ihr Gemüth. Und daß freilich, wenn man die Ursach ihres Kummers nicht erforschen und heben könne, wohl das Uebel aus diesem in jenen übergehen, und ihre Gesundheit so gut als ihre Seelenruhe aufzehren dürfte.

Diese Antwort war nun eben nicht geschickt, den bekümmerten Jüngling zu beruhigen und von fernern Nachforschungen zurückzuhalten. Vielmehr nahm er sich vor, die Ursach ihres verborgenen, und so plötzlich über sie gekommnen Grams zu entdecken, es möge auch kosten, was es wolle.

Dringender wandte er sich mit Fragen und Forschen an Agnes; ließ aber bald ab, da er sie nie allein sah und wahrnahm, daß sein Zudringen sie nur ängstigte. Von ihr wandte er sich an die Pflegmutter; — allein ebenfalls nicht mit besserm Erfolge.

Beide waren indessen im Verhehlen zu wenig geübt, als daß sie durch die Art, wie sie seinen Nachforschungen auszuweichen suchten, nicht seine Spannung noch hätten erhöhen sollen. Von der Mutter etwas zu erfahren, dazu gab er die

Hoffnung bald gänzlich auf. Nicht so in Beziehung auf Agnes. Da er ihr bisheriges unbegränztes Vertrauen gegen sich kannte, so schrieb er ihre Aengstlichkeit auf die Rechnung ihrer Pflegmutter. Diese, überredet er sich, halte ihre Erklärung zurück.

Deshalb drang er nun blos, aber stärker als jemals in sie, mit ihm die Einsamkeit zu suchen, oder ihm eine Zusammenkunft zu bestimmen. Allein hierin fand er ein noch viel lebhafteres Widerstreben. Ja er glaubte jedesmal, so oft er eine flüchtige Minute ergriff, ihr von der Pflegmutter unbemerkt, diesen Antrag zu machen, eine heftige, mit Abscheu und Liebe gemischte Aufwallung ihres innersten Gefühls wahrzunehmen. Was dies bedeute, konnte er nicht begreifen, achtete auch nicht sehr darauf, da ihn der Hauptgegenstand zu lebhaft und ausschließend beschäftigte.

Indessen, so wenig ihm alles dies Hoffnung machte, seine Absicht zu erreichen, so verstärkte es doch seine Beharrlichkeit nur noch mehr in sich selbst. Da ihm Niemand etwas sagen konnte oder wollte, so legte er sich aufs Nachspüren.

Die wiederholten und standhaften Weigerungen Agnesens, mit ihm allein zu reden, erzeugte nun zuerst die Idee in ihm, daß er sich diese Unterredung mit ihr ja ohne ihre Einwilligung verschaffen könne. Nun suchte er, was er nie gethan, wovon er nie eine Idee gehabt hatte, ihr nachzuspüren, nachzuschleichen. Er suchte sie an Orten und zu Stunden auf, wo sie sonst nie einander gesehen und angetroffen hatten. Er hielt sich Stunden- halbe Tage lang verborgen an den Orten, in der Gegend der Spaziergänge auf, wo sie sich sonst getroffen hatten. —

Alle diese Bemühungen waren vergebens. Agnes gieng nicht allein aus dem Hause, und schien insbesondere diese Orte und Wege vorsätzlich zu vermeiden.

Nun schlich sich Wilhelm Abends um ihre Wohnung, um sie vielleicht hier noch im Garten oder vor der Thür anzutreffen. Nachdem er auch dies einigezeit vergebens getrieben hatte, kam ihm die Idee, und zwar so natürlich, daß er sich wunderte, wie sie ihm nicht schon oft gekommen sey: — sich abends, wenn ihre Pfleg-Eltern zu Bette waren, ins Haus und auf ihr

Zimmer zu schleichen. — Hier könne sie ihm doch nicht entschlüpfen, dachte er, und freute sich so unruhig und heftig auf diese Zusammenkunft, als ob schon andere unlautere Begierden sich in ihm geregt hätten.

Am folgenden Abend sollte dies ausgeführt werden. Er sah Agnes, hütete sich aber wohl, ihr etwas von seinem Anschlage merken zu lassen. — Sie, die izt so wunderlich war, hätte ja hierüber gar böse werden können.

Der Abend kam. Wilhem schlich sich mit einem unruhigen Gefühle, daß ihm noch nie auf einem Wege begleitet hatte, an Herholds Wohnung. Es war alles still, alles dunkel; allein auf Agnesens Kammer ein schwacher Lichtschimmer. Seine Phantasie erhizte sich. Er sah sie hier, einsam in ihrem Kummer versunken: — er wollte, er mußte es wissen, was sie beunruhigte, sie trösten, ihr helfen. — Er eilte an die Hausthür, und — fand sie verschlossen. —

Dies war in diesem Dörfchen, wo Niemand von dem andern etwas zu fürchten hatte, seit vielen Jahren eine sehr ungewöhnliche Erscheinung. War es ein Zufall; oder hatte Her-

holds Frau geahnet, daß Wilhelm vielleicht auf diese Idee gerathen konnte! In solchen Fällen äußern sich nicht selten sonderbare, eigentlich sympathetische Regungen.

Sey dem wie ihm wolle; Wilhelm mußte ablassen. — Aber nun heimkehren, und so ganz unverrichteter Sache! — Er schaute an dem Hause hinauf, und ein Fenster in Agnesens Kammer stand offen. Auf einmal bemerkte er, daß der nähere Weg von aussen dort hinaufgehe. Was konnte ein schuldloses Gemüth nnanständiges darin finden, diesen nächsten Weg zu wählen, da ihm noch dazu der gewöhnliche izt versperrt war. Zu einem Mädchen ins Fenster steigen, kann doch nur da eine tadelhafte, bösen Leumund erweckende Handlung seyn, wo es nicht unbekannt und ungewöhnlich ist, daß sie als Mittel zu unedlen und verbotenen Zwecken gebraucht wird. —

Wilhelm eilte zurück nach seinen väterlichen Hofe, holte eine Leiter und — stand in wenig Momenten vor dem Tische, an welchen Agnes tief in melancholischen Phantasien versunken saß.

Uberraſcht und beſtürzt blickte Agnes an Wilhelm hinauf; tief gerührt und kummervoll Wilhelm auf Agnes herab. Auf den erſten Moment der ſtummen Beſtürzung folgte bei Agnes eine heftige, faſt konvulſiviſche Angſt. Sie erkannte ſeine Abſicht, und fühlte zum voraus dunkel, ſie werde ſeinen Andringen nicht widerſtehen können. Aengſtlich wandte ſie ſich hin und her; wie ein Ueberfallener, der einen Ausweg ſucht, wiewohl er zum voraus weiß, daß er keinen finden wird.

Endlich ſchien ſie ſich zu ermannen. Sie ſtand auf, faßte in einer gewaltſamen Anſtrengung Wilhelms Hand, und bat ihn, mit dem Ausdruck eines heftigen innerlichen Kampfes, ſich auf der Stelle wieder hinweg zu begeben.

Wilhelm hatte ihr mit ſtummen verhaltenen Schmerze zugeſehen. Tiefes inniges Mitltiden durchdrang ihn, bei dem Anblick ihres Leidens und ihres Kampfes. Seine Liebe hätte in dieſem Augenblicke alles gewagt, alles aufgeopfert, um dieſem leidenden Herzen Troſt und Frieden zu geben. Er verſank in ein dumpfes Nachſinnen und vergaß beinah darüber, für ei-

nen Augenblick wenigstens, ganz wo er war, und was er wollte.

Agnesens Aufstehen führte ihn wieder in sich selbst zurück; ihre Zumuthung gab ihm einen empfindlichen Stich ins Herz. Im lebendigsten Bewußtseyn, daß er alles für sie thun könnte und möchte, und in dem Augenblicke, da dies auf seinen Lippen schwebte, mußte es ihm nothwendig schmerzlich seyn, sich so wie ein Verfolger von ihr behandelt zu sehen.

Dieser Reiz gab seinen Gefühlen Worte. Ein Strom von Klagen, über ihre gänzliche Veränderung, über die Zurücknahme ihres Vertrauens und den Verlust ihrer Liebe, ergoß sich von seinen Lippen.

Agnes wagte es einige male, ihn durch die Wiederholung ihrer ersten Bitte, zu unterbrechen; aber vergebens. Seine Vorwürfe fiengen nun auch an, ihr Herz zu treffen. Es schmerzte sie, daß er sich solche Aeußerungen gegen sie erlauben konnte, deren Unwahrheit ihr lebendigstes Gefühl unaufhörlich bezeugte.

Allein zu gleicher Zeit fühlte sie auch, daß ihr verändertes Betragen, seine Vorwürfe durch den Schein wenigstens einigermaßen rechtfertigten. Ach! und sie konnte, sie durfte ihre Unschuld nicht zu Tage legen! — Wenigstens mußte sie ihm doch widersprechen, ihn versichern, daß er sich irre, sie ganz falsch beurtheile.

So stand sie ab von ihrem ersten Verlangen; ein lebhaftes Gespräch war angeknüpft und fortgesetzt. Ihre Einwendungen, ihre Versicherungen und Betheurungen genügten Wilhelm nicht. Er hatte ihnen Thatsachen entgegen zu setzen. Was sie auch sagte, ihre Versicherungen, ihre Betheuerungen, schlug er mit einem Schlage, durch die Verweisung auf ihr hartnäckiges Schweigen nieder; indem er ihr dies als einen unwiderleglichen Beweis der Zurücknahme ihres Vertrauens vorrückte. Sie fühlte nur zu lebendig, wollte sie ihren Widerspruch geltend machen, so mußte sie diesen Beweis entkräften; — und gerade dies durfte und konnte sie nicht.

Nichts schmerzt edle Gemüther empfindlicher, als Vorwürfe dieser Art; deren Unrecht

sie empfinden, und deren Schein des Rechts sie doch nicht zu leuchnen vermögen.

Agnes empfand jenen Vorwurf doppelt, denn sie schwieg aus Liebe zu ihm; sie schwieg, weil sie fürchtete, er würde eben so unglücklich seyn, als sie, wenn er eben das wüßte, was sie so unablässig, als empfindlich quälte. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehn, ihm dies wenigstens zu sagen. „Du thust mir Unrecht,' rief sie schmerzlich, „ich verschweige dir die Ursach meines Kummers, weil du eben so unglücklich seyn würdest, als ich, und weder mir noch dir helfen könntest."

Diese Aeußerung gab Wilhelms Vorstellungen und Empfindungen eine andere Richtung; aber freilich nicht die, welche Agnes davon erwartet hatte. Agnes hatte izt gestanden, daß sie unglücklich sey, und zugleich die zärtliche Besorgniß verrathen, ihn ebenfals unglücklich zu machen. Da er so viel wußte, wie war es möglich, von fernern Nachforschungen abzustehn! Agnes großmüthige Aufopferung foderte seine Liebe zu einem Wettstreit auf. Sie war unglücklich, und er sollte es nicht mit ihr seyn!

Sie war so zärtlich um seine Ruhe besorgt, und er sollte nicht wissen, was sie bekümmere.

Den Vorwürfen hatte Agnes nun freilich Einhalt gethan; aber dadurch eher verloren als gewonnen. Sie fühlte sich nun von einer dringenden unwiderstehlichen Zärtlichkeit, der ganzen gewaltigen Beredsamkeit der Liebe angegriffen. Wie hätte ihr Herz, das von so mannifaltigen Gefühlen bestürmt wurde, länger widerstehen können! Es entschlüpfte ihr das Geständniß: die Ursach ihres Kummers sey die Entdeckung, daß sie sich mehr liebten, als sich Bruder und Schwester lieben dürften. Denn eine solche zu große Liebe führe zu einer schrecklichen verabscheuungswürdigen Vergehung, die man Blutschande nenne.

Wilhelm stand da, versunken in Erstaunen und Nachsinnen. Eine neue Welt von Gefühlen und Vorstellungen stieg in seinen Sinnen und seiner Phantasie empor. Bisher hatte er noch nie über seine Liebe zu Agnes gedacht; ihre Art und Beschaffenheit untersucht. Er glaubte sie zu lieben, wie ein Bruder seine Schwester

liebe, und lieben müsse. Und so würde es wahrscheinlich bei ihm, und bei ihr geblieben seyn, wenn die unzeitige Gewissenhaftigkeit der Pflegemutter nicht erst sie, und nun auch ihn zur Kenntniß ihrer selbst gebracht hätte.

Izt fühlte er nun freilich, daß sich Bruder und Schwester gewöhnlich nicht so zu lieben pflegten, als er Agnes liebe. In demselben Augenblicke erhoben sich Wünsche und Vorstellungen, von denen er bis jetzt noch nichts, auch nur dunkel sich bewußt gewesen war.

Keine von allen hatte aber das geringste Schreckende oder Bekümmerde für ihn. Vielmehr wogten neue, wonnevolle, ihn bisher völlig unbekannte Gefühle in seinem Herzen empor. „Nun," sagte er lächelnd, und schlang seinen Arm um Agnes, „wenn wir uns zu viel lieben, als Bruder und Schwester, so werden wir uns doch gewiß nicht zu viel lieben, als Mann und Weib. — Agnes, mein holdes Weib!" rief er, und drückte sie mit einer Heftigkeit an sich, die sie vorher nie, auch in ihren vertrautesten und zärtlichsten Momenten, an ihm wahrgenommen hatte, und die ihre Aengstlichkeit über diese Um-

armung und seine Aeusserung nur noch vermehrte.

Mit aller Kraft strebte sie, sich aus seinen Armen los zu winden, und erinnerte ihn noch einmal, mit dem Ausdruck der Angst und des Abscheus: dies sey ja eben das schreckliche Vergehn, was jedem Laster gleich gesetzt werden müsse, und vor der Gottheit und allen guten Menschen ein Greuel sey.

Wilhelm, der von Kindheit an gewöhnt war, nichts für wahr anzunehmen, als was er als Wahrheit einsah, fühlte sich durch diese Aeusserung weniger erschreckt, als aufmerksam gemacht. Er hatte zwar über diesen Gegenstand bisher noch nicht besonders, weder mit Ernst noch seinem Vater, sich unterredet; auch nichts darüber gelesen. Allein in seiner Einsicht und seinem Nachdenken fand er doch durchaus keinen Grund, welcher jene Aeusserung Agnesens unterstüzte. Warum eine Heirath zwischen Bruder und Schwester eine greuelvolle Schandthat seyn solle, davon wußte ihm seine Vernunft das Darum schlechterdings nicht nach zu weisen. Es könne

dies doch nirgends anders, als unter den Begriffen von Sittlichkeit zu suchen seyn.

Allein hier fand weder sein Gedächtniß noch seine Vernunft etwas Befriedigendes. Warum es unsittlicher seyn sollte, seine Schwester zur Frau zu begehren, als irgend ein anderes Weib, dafür konnte die Vernunft diesem reinen Zögling der Natur freilich keine Gründe liefern. Und war es nicht unsittlich, so konnte es auch nicht tadelnswerth, geschweige denn schändlich seyn. Auf diese Folgerung mußte ihm die Vernunft selbst führen. Und dennoch wiederholte Agnes ihre Behauptung mit einer solchen angstvollen Betheurung. Sie mußte also Gründe haben; und diese verlangte er nur von Agnes zu hören.

Allein auch sie wußte ihm keine Befriedigung zu gewähren. Die Gemüthsstimmung, in welcher sie diese Vorstellung erhalten, hatte ihre sonst ebenfalls nichts weniger als ungeübte Vernunft gehindert, sie näher zu untersuchen und zu zergliedern. Dies unternahm izt Wilhelm; und Agnes folgte ihm hierin gern.

Sie fand nun mit ihm, daß sie sich durch ein Bild habe schrecken lassen, was nicht viel

besser, als eine Gespenstererscheinung sey, welche die erhizte Einbildungskraft eines Fieberkranken sich selbst schafft. Mit ihm war sie nun der Meinung: dies sey ohne Zweifel noch ein Vorurtheil, was ihre Pflegemutter mit aus ihrer Jugend aufbehalten habe; wo man, wie ihm sein Vater zum öftern wiederholte, die Erziehung und den Unterricht noch nicht mit so viel Einsicht und Sorgfalt betrieb.

Da er selbst über diesen Gegenstand, sich nie etwas gehört zu haben erinnerte; so schloß er daraus: es möge überhaupt nicht die Rede davon gewesen seyn, Herholds Gattin also auch nicht Gelegenheit gehabt haben, über diesen Gegenstand ihre Vorstellungen zu berichtigen, und die alten Vorurtheile, (welches, wie man ihm oft zur Warnung gesagt hatte, überhaupt sehr schwer seyn solle) abzulegen, oder ihnen allen Einfluß auf ihr Gemüth zu benehmen.

Agnes konnte hiegegen nichts einwenden. Ihre Vernunft und ihr Herz stimmten völlig harmonisch mit ein. Sie stimmten in eben dieser vollkommnen Harmonie mit ein; als Wilhelm fortfuhr, sie zu beruhigen, und sie zu überzeu-

gen, daß sie gewiß sein Weib werden könne; — und dafern ihr Herz nichts dagegen einwende — auch gewiß werden solle. Er wollte sogleich am nächsten Morgen mit seinem Vater darüber reden; — und dann, — ach dann werde sie in kurzen sein Weib seyn!

Ein nie empfundenes freudiges Gefühl ergriff ihn; und strömte in der entzückungsvollen Umarmung in Agnes über. Heiter und voll des frohesten Muths und der beglückendsten Hoffnungen schieden sie izt von einander. Agnes schaute ihren Geliebten mit der ganzen Besorgniß der Liebe, auf seinem gefahrvollen Wege, die Leiter hinab nach; und überließ sich dann nicht nur ruhig, sondern im hohen Grade glücklich, dem Schlafe, der sie izt um so schneller empfieng, da er sie so manche Nacht hindurch geflohen hatte.

Am andern Morgen trat Wilhelm mit triumphirender Heiterkeit zu seinem Vater, und erzählte ihm: daß er nun die Ursach von Agnes Kummer und seltsamer Verschlossenheit wisse; und wie er es angefangen habe, ihr endlich ihr quälendes Geheimniß zu entreißen.

Diese Erzählung beschäftigte ihn so, daß er nicht bemerkte, wie sehr sein Vater dadurch überrascht und beunruhigt wurde. Die Erzählung war für ihn nur Einleitung zu dem Antrage gewesen, den er auch nicht unterließ derselben anzufügen. „Gieb mir Agnes zum Weibe," setzte er hinzu, „und ich stehe dir dafür ein, ihre Seelenkrankheit (wie es Ernst nannte) soll für immer geheilt seyn."

Wiewohl Rüdiger diesen Antrag, nach dem Eingange hätte voraussehn sollen, so war er doch durch diesen an sich zu sehr beschäftigt worden, als daß er sich hierauf hätte gefaßt machen können. Die Idee war ihm zu neu, zu überraschend; er über dies Verhältniß mit seinen Vorstellungen noch nicht, wenigstens dahin noch nicht aufs reine gekommen, daß er sich darüber mit Wilhelm hätte in eine Erörterung einlassen können.

Der Jüngling hatte so bestimmt über die Grundlosigkeit jenes Vorurtheils geurtheilt, daß er wohl einsah, er habe darüber gedacht, und seine Gefühle würden von seinen Einsichten kräftig unterstüzt. Er kannte Wilhelm, und wußte,

daß er das Recht der Vernunft gewiß anerkennen, ihrer Gewalt nicht widerstehen würde. Allein diese ihn izt gleich in ihrer ganzen Kraft fühlen zu lassen, dazu fand er sich außer Stand.

Die Liebe für seine Kinder, und der Gedanke, daß die Leidenschaft, welche sie hingenommen hatte, sie zwar nicht für immer unglücklich machen könne, ihre Besiegung gleichwohl noch manchen harten Kampf kosten werde, hatte auch schon eine Geneigtheit in seiner Vernunft hervor gebracht, für das Begehren seines Sohnes zu entscheiden; sobald er mit seinen Vorstellungen aufs Reine darüber wäre, ob die Grundsätze der Sittlichkeit nichts hiergegen einzuwenden hätten.

Rüdiger war in der That weise und erfahren; und so kannte er auch das Täuschende des ersten Anschauens. Nie entschied er daher nach Einsicht des ersten Augenblicks; weil diese, so hell sie auch immer seyn möchte, doch den Gegenstand nur von einer Seite zeige. Es bedurfte also keiner Ueberlegung bei ihm, um den Entschluß zu fassen, daß die Sache erst noch überlegt werden müsse.

Dies war nun auch der Bescheid, welchen er seinem Sohne für izt ertheilte. Wilhelm mußte ihm zugeben: eine solche Verbindung sey allerdings ein außerordentlicher Fall, wenn auch Herholds Frau vielleicht durch ein Vorurtheil eingenommen sey; sie erfodere daher auch mehr als gewöhnliche Ueberlegung. Rüdiger sezte nach seiner Weise ganz offen hinzu: daß er darauf nicht vorbereitet sey, deshalb erst für sich darüber nachdenken, und auf den Abend weiter mit ihm reden wolle.

Wilhelm fand dies vernünftig, und war überhaupt gewohnt, den Willen seines Vaters zu ehren. Diese Bedenklichkeit fiel ihm nicht auf, und machte ihm auch keine Besorgnisse. Seine Seele war mit heitern und erfreulichen Vorstellungen zu sehr angefüllt, als daß sie irgend einer Befürchtung hätte Raum lassen können. Er gieng, um Agnes Bescheid zu sagen; und dann unter seinen gewöhnlichen Geschäften den Abend zu erwarten.

Ungesäumt überließ nun Rüdiger sich dem Nachdenken, über das, was in diesem neuen und außerordentlichen Falle zu thun sey. Darüber

war er längst mit sich eins, und auch izt, bei wiederholter Untersuchung fand er seine bereits gehegte Ueberzeugung bestätigt, daß die Vernunft und Sittlichkeit an sich, gegen eine Verbindung zwischen Geschwistern nichts einzuwenden habe, und haben könne. Er wußte auch zu gut, woher diese Ideen von Blutschande entstanden; und was man durch die Einführung und Erhaltung dieses Vorurtheils beabsichtet habe.

Allein eben diese letzte Idee führte auf andere damit verwandte. Sie erinnerte an die fortdaurenden gesetzlichen Verbote solcher Verbindungen. Dies konnte freilich Würkung eines fortdaurenden Vorurtheils, oder auch nur ein zweckloses Herkommen seyn. Allein es konnte doch auch Zwecke haben; und diese konnten sich, wenn auch nicht aus der Handlung selbst, doch vielleicht aus ihren Folgen ergeben.

Dies führte denn nach und nach auf die Untersuchung der Frage: kann es Gründe geben, warum man etwas untersagt, was Vernunft und Sittlichkeit zulassen? Und können diese Gründe wichtig genug seyn, um ihrentwegen die Glückseligkeit zweier, in der Folge viel-

leicht noch mehrerer Menschen aufs Spiel zu setzen?

An dieser letzten Wendung der Frage, welche sich die Vernunft ganz zueignen wollte, hatte die Vaterliebe gleichwohl einen beträchtlichen Antheil. Sie mischte sich auch unvermerkt in die Untersuchung derselben; und gab ihr eine Richtung, welche sie freilich wieder verrathen mußte.

Das könne an sich gar keine Frage seyn, so lautete die Antwort. Denn auf Glückseligkeit ziele ja alles Trachten und Beginnen ab; und wogegen Vernunft und Sittlichkeit nichts einzuwenden hätten, das sey gut, befördere und gewähre also wahre Glückseligkeit, und könne und dürfe unter keinem Vorwande verhindert werden.

Allein, erhob sich eine andere Stimme in seinem Innern; wie es Rüdiger schien, die eines verjährten Vorurtheils: es ist doch gegen die bürgerlichen Gesetze, und diese zu ehren ist eine Verpflichtung, von der wir uns nicht selbstbeliebig, auch bei der Erkenntniß des bessern, losmachen können und dürfen.

Bürgerliche Gesetze? entgegnete die feinwollende Vernunft wieder: kirchliches Gesetz mag es ehr seyn; und von diesen hat uns ja der Fürst in jedem Betrachte dispensirt. Also würde von dieser Seite sich keine erhebliche Schwürigkeit ergeben.

Allein, erhob sich die andere Stimme aufs neue: muß man denn auch alles, was man darf? ja kann man auch alles, was man darf? Hat man bei seinen Handlungen nur auf sich, nicht auf andere zu sehn? Und in Dingen, die nur Recht, nicht auch zugleich unnachlässige Pflicht sind, wird es da nicht rathsam seyn, auch daran zu denken, was andere darüber urtheilen werden? Und ob nicht mittelbar dadurch ein Nachtheil auf uns zurückfalle, oder auf andere übergehe, den übersehen zu haben, wir zu spät bereuen.

Das ist eine Aeußerung unzeitiger und unedler Kleinmüthigkeit; fiel hier die erste Stimme wieder ein. Wenn ich das Recht auf meiner Seite habe, was bekümmert mich das Urtheil anderer; zumal solcher, die aus Vorurtheil ein Vorurtheil in Schutz nehmen! Und

überdies, wer wird hier nachtheilig darüber urtheilen, wenn Wilhelm und Agnes ein Paar werden? Sind nicht alle über die Sache richtig belehrt, sehn nicht alle die Sache mit eben den Augen an, als ich selbst?

Gleichwohl ist Herholds Gattin schon ein Beweis gegen diese allgemeine Aufklärung ohne Ausnahme, wurde hierauf von der widerstreitenden Stimme entgegnet. Und überdem, sind wir denn außerhalb der Welt? Werden wir nicht vielmehr von uns unsichtbaren Augen auf allen Seiten beobachtet? Sind nicht viele, die sich freuen würden, uns unter einem gültigen Vorwande anschwärzen zu können? Und würden sie den hier nicht finden?

Wie ihn hier finden? Vernunft und Sittlichkeit sind ja vollkommen auf unserer Seite.

Aber doch nicht die Gesetze. Und wenn die Ehe überhaupt eine bürgerliche Ordnung ist, und bürgerliche Zwecke hat, so ist sie doch wohl auch ein Gegenstand bürgerlicher Gesetze. Es verdient also doch wohl auch die Frage eine ernsthafte Untersuchung: ob nicht selbst für eine solche Gesellschaft, auf welche kirchliche Einrich-

tungen und Absichten gar keinen Einfluß haben, dennoch Gründe statt finden können: warum sie dergleichen Verbindungen unzulässig findet? Muß man nicht z. B. zugeben, daß es gar leicht nach und nach das allgemeine Band der bürgerlichen Gesellschaft zerreissen, und den Staat wieder in einzelne Familienverbindungen auflösen würde?

Dies könnte wohl beim Entstehen einer Gesellschaft eine Besorgniß rechtfertigen; aber in unsern Tagen! —

Aber auch selbst Vernunft und Sittlichkeit, fuhr die andere Stimme fort, welche ihren zunehmenden Vortheil benuzte, dürften wohl noch nicht so ganz entschieden für die Sache seyn. An sich mag freilich eine solche Verbindung nichts unsittliches haben: aber kann sie nicht Unsittlichkeit veranlassen? —

Diese Idee sprang wie ein Funke hervor, und zündete auf einmal ein Licht in Rüdigers Verstande an. Der Streit wurde allmählich ungleicher; hörte zulezt ganz auf. Er sah nun, daß, was er für die Stimme der Vernunft ge-

halten

halten hatte, die Stimme der Neigung gewesen war; erkannte nun die Stimme der Vernunft in dem, was ihm ein Nachklang der halb verschollenen Stimme eines verdrängten Vorurtheils geschienen. Er kam nun bald dahin, daß die Vernunft nichts für den Einzelnen erlauben dürfe, was nicht allgemeines Gesetz werden könne. Er begriff, daß und warum es nicht allgemeines Gesetz werden könne, daß sich Geschwister der Geschlechtsliebe überlassen dürften. Er sah nun in demselben nicht mehr eine kirchliche Ordnung, sondern in der That ein weises bürgerliches Gesetz. Nun konnte sich die Frage auch nicht mehr hörbar mache: ob man das Glück zweier Herzen, gegen die Erhaltung des Gesetzes, aufs Spiel setzen müsse?

Ueberdies fühlte er: das Unglück beider sey von dieser Versagung nicht unmittelbare Folge. — Er traute sowohl Wilhelm als Agnes Stärke der Venunft genug zu, daß sie ihre gegenseitige Leidenschaft bekämpfen und besiegen würden. Er nahm nun seinen Entschluß und seine Maaßregeln, und erwartete den Abend, und mit diesem Wilhelm gefaßt und ruhig.

Eben hatte er seine Ueberlegung beendigt, als sich seine Schwester, Herholds Gattin, bei ihm einfand. Eine doppelte Verlegenheit führte sie izt zu ihrem Bruder. Sie wollte seine Verzeihung einholen, und bei ihm Beruhigung und Zurechtweisung suchen.

Auch dann, wenn Agnes ihr an diesem Morgen die Veränderung hätte verbergen wollen, welche durch Wilhelms Besuch in ihr vorgegangen war; so würde ihr selbst diese Veränderung dies unmöglich gemacht haben. Der heiterste Sonnenschein, der auf eine finstere, gewitterschwüle Nacht folgt, kann mit dieser keinen stärkern und merkbarern Kontrast bilden; als die Heiterkeit, welche Agnes heute belebte, gegen die Schwermuth, welche noch gestern auf ihrer Stirne lag.

Gleich der fröhliche Morgengruß, mit welchem sie ihrer Tante entgegen eilte, war ein Verräther der vorgegangenen Veränderung. Aus ihren Augen strahlte die freudigste Hoffnung; auf ihren Wangen war der Jugendreiz wieder schöner und frischer als jemals aufgeblüht; ihre Sprache, ihr Gang, jede ihrer Bewegungen

trugen den Charakter des jugendlichen Frohsinns, in einem kräftigen und aufgefrischten Gepräge an sich.

Schweigend und erstaunt beobachtete sie die Tante eine Zeitlang; als ob sie selbst ihren eigenen Bemerkungen nicht traute. Agnes war ihrer Seits zu sehr mit sich selbst und ihren eigenen Vorstellungen und Empfindungen beschäftigt, als daß sie die Verwunderung ihrer Pflegmutter hätte bemerken, oder ihr zuvorkommen sollen.

Sie hatte keineswegs die Absicht, ihr zu verhehlen, was vorgegangen war; allein sie fühlte auch kein Bedürfniß, es ihr zu entdecken. Sie war für sich wohl überzeugt, allein sie glaubte sich doch zu schwach, auch ihre Tante zu überzeugen. Ueberdem hatte es Wilhelm auf sich genommen; und so war dies denn eine Veranlassung mehr, warum sie seine Ankunft mit jeder Minute sehnlicher wünschte.

Während sich Agnes so in ihren Träumereien immer mehr vertiefte, versicherte sich die Tante von der Richtigkeit ihrer Beobachtungen immer mehr. Sie errieth jezt auch leicht die

Veranlassung dieser Veränderung; denn es schien nur eine möglich zu seyn. Mit der Befestigung dieser Ueberzeugung wurde nun aber ihre Unruhe wieder stärker erregt; neue dunkle Besorgnisse veranlaßt. Sie mußte Gewißheit haben, und schickte sich deshalb zu einem förmlichen Examen mit Agnes an.

Agnes sah nun wohl, daß sie dennoch werde selbst das Geschäft übernehmen müssen, was sie freilich gern einem andern überlassen hätte. Sie kam daher der Untersuchung durch eine ausführliche Erzählung des Vorgegangenen zuvor. Es gelang ihr diese so gut, daß sie nun auch Muth faßte, ihrer Tante eben so ihr Vorurtheil zu beweisen, als es Wilhelm ihr bewiesen hatte.

Die Tante, die auf diesen Angriff nicht vorbereitet, und überdies durch die Ueberraschung noch zerstreut und in neue Beunruhigung versetzt war, vertheidigte sich schlecht. Und so hatte Agnes beinah schon ihrer Meinung nach einen vollständigen Sieg über sie erfochten; als Wilhelm erschien, sich mit ihr vereinigte, und also eine große und entschiedene Uebermacht auf ihre Seite brachte.

Was indessen in dem Gemüthszustande, worin sich izt Herholds Gattin befand, mehr als alle vorgebrachten Gründe würkten, war die Anzeige Wilhelms: daß er bereits mit seinem Vater geredet, ihm seine und Agnesens Angelegenheit vorgetragen habe; und von ihm auf den Abend zur nähern Berathung und Entscheidnng wieder beschieden sey.

Neue und nicht minder beunruhigende Gefühle durchkreuzten abermals die Seele der guten Matrone. Ihr Bruder war also nun von der Sache unterrichtet, also auch von dem Antheile, welchen sie daran hatte. Sie fühlte, sie habe durch ihre Verhehlung seinen Tadel verdient; und fürchtete, er möge noch schlimmer davon denken, als sie verdiene; — etwa Absichten dahinter suchen, wovon sie sich doch ganz frei und rein wußte.

Zugleich hörte sie, ihr Bruder habe das Begehren Wilhelms noch nicht ganz von der Hand gewiesen; also schien es, als ob er über das, was geschehen müsse, wenigstens noch nicht völlig entschlossen sey. Das Gefühl, welches bisher den Gründen der Vernunft, die eine

Verbindung dieser Art noch zulezt aus Agnes und Wilhelms Munde zu rechtfertigen schienen, in ihrem innern sich auch dann, wenn sie sich nicht mehr darauf zu berufen wagte, dennoch mit gleicher Stärke entgegen gestellt hatte, empörte sich izt, durch ihre Verwirrung ohne Zweifel verstärkt, noch heftiger. So entstand die Gemüthsstimmung, in welcher sie zu ihrem Bruder eilte; um ihrem von mehr als einer Seite bedrängten Herzen Luft zu machen.

Mit einer förmlichen Anklage ihres bisherigen Verhaltens sank sie in Rüdigers Arme; um sich seiner Verzeihung durch seine Zärtlichkeit gleich in voraus zu bemächtigen. Diese zu erhalten, hatte nicht die geringste Schwürigkeit. Denn wäre auch die Beleidigung entschiedener und wichtiger, und Rüdiger nicht von Natur zum Verzeihen so sehr geneigt gewesen; so war es doch bei ihm Grundsatz: begangene Fehler nicht durch unnütze Vorwürfe zu verfolgen.

Allein eben so war es bei ihm Grundsatz, aus jedem Fehler Lehre und Nutzen zu ziehen. Deshalb versäumte er nicht, mit ihr die Motive ihres Verhaltens aufzusuchen, und dieselben einer strengen Prüfung zu unterwerfen.

„Hier hast du wieder, meine geliebte Schwester," sagte er bei dieser Gelegenheit unter andern, „dir selbst ein unverkennbares und sehr belehrendes Beispiel gegeben, wie leicht man irre geleitet werden kann, wenn man dunkelen Gefühlen folgt und darüber die Stimme der Vernunft außer acht läßt."

Aber billigst du denn diese Verbindung? und wirst du sie zulassen? — fiel ihm seine Schwester in die Rede.

„Weder das eine noch das andere," fuhr Rüdiger fort. „Allein ich glaube hierin nach der Einsicht triftiger Gründe, und nicht nach einem dunkelen Gefühle zu verfahren; nicht von einer grundlosen Furcht, von einem Verbrechen, dessen Richtigkeit ich einsehe, und einen Abscheu vor einer Lasterhaftigkeit, die ich nicht anzugeben weiß, bestimmt zu werden. Du gestehst selbst, du könnest in deiner Vernunft keine Gründe finden, warum es unsittlich und abscheulich seyn sollte, wenn ein Bruder mit seiner Schwester in eine rechtmäßige Ehe träte, und darin lebte. Gleichwohl opferst du diese Einsicht dem Gefühle des Abscheues auf, was

dir noch von deiner Jugend her anklebte. Dies Gefühl war nun wieder die Ursach, daß du ein ganz falsches Betragen beobachtetest, und dem Uebel durch Maaßregeln abzuhelfen gedachtest, wodurch es nothwendig ärger werden mußte. Anstatt Agnesens Vernunft gegen ihre Leidenschaft aufzubieten und zu bewaffnen, theiltest du auch ihr dein dunkeles, unbestimmtes Gefühl mit; und bedachtest nicht, daß dadurch eine kräftige, festgewurzelte Leidenschaft wohl eine Zeitlang geängstigt werden kann; aber durch diesen unzulänglichen Widerstand nur an Stärke zunehmen muß. Ist das Gefühl des Schreckens und der Angst durch einen Zufall ausgelöscht, oder von der überwältigenden Leidenschaft zurückgedrängt, so strömt diese nur desto heftiger wieder hervor. Du wirst jezt selbst einsehn, daß du uns das Geschäft der Bekämpfung der Leidenschaft dieser beiden Verliebten nur erschwert hast."

Schwester. Leider seh' ich dies ein, mein Bruder, und sah es damals schon ein; — allein ich war gleich anfangs überrascht und aus der Fassung gebracht. Die Sache war einmal verdorben; und was konnte nun noch geschehn? —

Rüdiger. Gutmachen, so viel als möglich, was verdorben war; verbessern, wo und sobald man Fehler entdeckte. Die Vernunft in ihre Rechte einsetzen, die man ihr ungerechter Weise entzogen hatte. Aber so hattest du dich einmal deinen — noch dazu unrichtigen Gefühlen überlassen.

Schw. Doch wohl nicht so ganz, mein Bruder. Ich überlegte doch; ich sah doch die Unrichtigkeit meines Verfahrens schon ein; — allein ich fand nur keinen Rath.

Rüd. Täuschung, meine gute Schwester. Wir folgen den Gefühlen auch dann, wenn sie nur auf unser Resonnement wirken; also nicht unmittelbar unsere Handlungen bestimmen. Du sagtest dir, ich kann keinen Rath finden, weil dein Gefühl den, welcher dir doch auf jeden Fall blieb, widerstrebte.

Schw. Und der wär gewesen?

Rüd. Mit deinem Manne, mit mir, mit deinen Freunden dich berathen. — Du hast über diesen Unterlassungsfehler dich bereits selbst vorhin angeklagt.

Schw. Allerdings, allein ich hoffe doch, du traust mir keine unrechten Absichten dabei zu. Ich wollte Euch den Kummer und Agnesen die Vorwürfe ersparen; und hernach — da scheute ich freilich Eurem Tadel, wie ich merkte, daß ich die Sache verdorben hatte.

Rüd. Dies glaube ich dir herzlich gern; oder vielmehr, ich bin davon, auch schon ohne deine Versicherung, auf das gewisseste überzeugt. Ich will dir sogar zugestehen, daß jenes erste Motiv in einem reinen, guten Gefühle bestand, und an sich also nie Tadel verdienen kann. Allein du siehst hier wieder, wie gefährlich es ist, bloß seinen Gefühlen zu folgen, da wo man nur nach der Einsicht des Rechts handeln soll. Hättest du deine Vernunft hier gehört; so würde dir dieselbe ohne Zweifel gesagt haben: es sey zwar menschenfreundlich und gut, andern Kummer zu ersparen, und Vorwürfe zu verhüten. — Allein hier sich durch ein solches Gefühl bestimmen zu lassen, sey nicht recht. Und bei jedem, was uns ein Gefühl als gut anpreise, müßten wir erst den Verstand fragen: ob es auch recht sey. Denn recht zu handeln sey das erste, wonach ein Mensch streben müsse.

Mit dem gut handeln werde es sich dann schon von selbst finden.

Schw. Aber wie, mein Bruder? Sollte ich auch jenes Gefühl nicht zu rechtfertigen wagen dürfen? Ich fühle doch zu bestimmt, daß es durchaus frei von jedem niedrigen, selbstsüchtigen Triebe war. Ich weiß gewiß, daß ich dabei auf mich durchaus keine Rücksicht nahm; sondern allein auf Euch. Und gesetzt, ich hätte dem Uebel für mich abhelfen können; würde ich dann nicht auch recht gehandelt haben?

Rüd. Das mag für izt dahin gestellt seyn. Allein, daß du dies nicht konntest, daß du fühltest, du könntest das nicht — und dies mußtest du fühlen, sobald du wahrnahmst, daß deine Empfindungen mehr Gewalt über dich hatten, als deine Vernunft — und doch beharretest; wirst du auch das rechtfertigen wollen? Jene Gefühle mögen immer gut seyn, wie ich dir schon vorhin zugestanden habe; allein, daß du ihnen, und nicht deiner Einsicht folgtest, war unrecht. Und weil du unrecht handeltest, so kannst du unmöglich gut gehandelt haben.

Schw. Aber ich hatte doch gewiß eine gute Absicht. —

Rüd. Gute Absichten, mein Kind, das weißt du ja selbst, machen nicht die Handlungen auch gut, welche aus guten Absichten geschehen; vornehmlich wenn diese Absichten aus einem Gefühle entsprungen sind. Ich darf dir wohl nicht beweisen, wie nach dieser Art, den Werth der Handlungen zu schätzen, das verkehrteste tadelnswertheste Verfahren, ja selbst Ungerechtigkeiten und Bedrückungen aller Art zu guten Handlungen geweiht werden könnten.

Schw. Das freilich wohl, wenn ein Irrthum zum Grunde läge.

Rüd. Nun siehst du? Wollten wir es nun noch recht genau nehmen, so ließe sich noch wohl deine für rein gut gehaltene Absicht auch in dieser Rücksicht noch in Zweifel ziehn. Wenigstens, durfte bei einer nähern Untersuchung, immer noch wohl die Frage nicht für ganz überflüssig gehalten werden: ob du uns den Kummer ersparen wolltest, einzig und allein, um uns diese unangenehme Empfindung zu ersparen? Oder ob du nicht vielleicht, ohne dir es

bewußt zu seyn, die Vermehrung deines eigenen Kummers fürchtetest; welche daraus entstanden seyn würde, wenn du außer Agnes und dir unn auch noch mich und uns alle hättest leidend gesehen?

Schw. So viel weiß ich gewiß, daß ich daran nicht dachte. —

Rüd. Das glaube ich gern; allein wie leicht unsere Gefühle diese — nenne es immer eine feinere — egoistische Wendung nehmen, daran darf ich dich wohl nicht erst erinnern. Liebe, Freundschaft, Mitleiden — wie oft sind nicht selbst diese von dieser täuschenden Art. Wir lieben andere; — weil dies uns glücklich macht. Daher die unbegränzten Ansprüche an Liebe und Freundschaft. Diese Gefühle haben uns selbst zum Zwecke in dem andern. —

Schw. Freilich wohl; und ich selbst habe nur zu oft die Bemerkung gemacht, daß man dies in den innigsten Verhältnissen am meisten findet.

Rüd. Nun, und das andere Gefühl, was du angabst, wirst du gewiß auf keine Weise vertheidigen wollen. Das kann uns nicht einen Augenblick täuschen. Furcht vor Tadel, ist ein

vollkommen egoistisches, also höchst unedles Motiv; und muß nothwendig der Vernunft gerade entgegen arbeiten.

Schw. Ja, ich muß gestehn, daß ich gar bald vollkommen einsah, ich allein könne dem Uebel nicht abhelfen; und daß ich dich und Euch alle gewiß um Euren Rath würde gebeten haben, wenn mich diese Furcht nicht abgehalten hätte.

Rüd. Und wirst izt auch nicht in Abrede seyn, was du schon vorhin zu erkennen gabst, daß du von diesem Gefühle gefesselt, dennoch zugleich einsahst, du handeltest unrecht.

Schw. Allerdings; ich fühlte, daß ich insbesondere unrecht gegen dich handelte. Da du als Vater doch ohne Zweifel verlangen konntest, auch es gewiß von mir erwartetest, daß ich dir alles, was auf das Glück deiner Kinder so nahe Beziehung hatte; und so wichtig und entscheidend dafür werden konnte, sobald als ich es selbst wußte eröffnen würde.

Rüd. Ohne Zweifel sehr richtig; — und nun wirst du dir auch selbst die Frage beantworten können, die wir vorhin übergiengen: ob du nicht dann würdest recht gehandelt

haben, wenn du im Stande gewesen wärst, dem Uebel für dich allein im Stillen abzuhelfen? Nach Folgen einer Handlung ihre Rechtmäßigkeit bestimmen wollen, würde in ein Labyrinth von Irrthümern verleiten. Du mußt izt gestehn, daß wenn auch alles nach Wunsch gegangen wäre, so hattest du doch auch dann gegen mich unrecht gehandelt; dadurch, daß du mir eine Kenntniß und ein Vertrauen vorenthieltest, worauf ich gerechte Ansprüche machen konnte. Anstatt Dank von mir zu fodern, hättest du immer noch meine Verzeihung suchen müssen.

Auf diese Weise sind wir wenigstens immer in Gefahr, zu fehlen, so lange und so oft wir uns von unsern Gefühlen bestimmen lassen. Und du wirst zugeben müssen, daß wir weit sicherer fahren, wenn wir uns stäts bemühn: wo möglich, allein nach der Einsicht unserer Vernunft, oder nach dem Begriffe des Rechts zu handeln.

Auf diese Weise wurde das Gespräch noch eine Zeitlang fortgesezt; und lenkte sich dann endlich auf den Hauptgegenstand und die, in Rücksicht auf das Schicksal und die Heilung der beiden Liebenden, zu ergreifenden Maaßregeln.

Rüdiger machte Herholds Frau seinen Entschluß, und die Gründe, worauf er beruhe, ausführlich bekannt. Zugleich gab er ihr Anleitung, wie sie sich gegen Agnes zu betragen habe. Dies bestand nur in einen leidentlichen Verhalten, ruhigen Beobachtungen, und mäßigen scheinbar absichtlosen Zerstreuungen.

Thätig für die Vernichtung der Leidenschaft in dem Herzen Agnesens wirksam zu werden; dazu hatte die Pflegmutter noch immer nicht wieder Muth. Rüdiger rieth ebenfalls nicht dazu; weil er sich davon eben keinen sonderlichen Erfolg glaubte versprechen zu können. Agnes war izt gegen die Einsichten ihrer Tante, durch Wilhelm eingenommen; durch ihn die Vorstellungen einer nähern Vereinigung in ihr erweckt und befestigt. Er war daher, nach Rüdigers Urtheil, auch ohne Zweifel der geschickteste, ihren Vorstellungen wieder eine entgegengesetzte Richtung zu geben.

Allein freilich, sollte dies mit Glück ausgeführt werden; so mußte Wilhelm erst selbst überzeugt, und ihm dann auch Willen und Kraft,

dies schwere und mißliche Unternehmen zur Ausführung zu bringen, eingeflößt werden.

Diese, dem Anscheine nach sehr schwürige Bedingung, erregte indeß Rüdigern wenig Bedenklichkeit. Er kannte seinen Sohn, und wußte, daß, wenn nur erst seine Vernunft gewonnen sey, er dann nicht nur seine eigene Leidenschaft muthig bekämpfen, sondern auch gewiß die Heilung seiner Schwester vollenden werde. Voll Zuversicht sah er deshalb der verabredeten Stunde entgegen. Da sie erschien, fühlte er auch nicht das geringste von der Verlegenheit, welche sonst so leicht den Anfang solcher Unterredungen erschwert, welche Gegenstände dieser Art betreffen, und deren Ausgang man Ursach hat, für ungewiß zu halten.

Mit eben so viel Zuversicht, daß ihm die Erfüllung seines leidenschaftlichen, bis diesen Augenblick mit dem festesten Zutrauen genährten Wunsches aus dem Herzen und Munde seines Vaters entgegen kommen werde, fand sich Wilhelm ein. Der Vater empfieng ihn in seiner gewöhnlichen heitern Ruhe. Er leitete die Un-

terredung durch die Frage ein: ob er bereits seine Wünsche mit dem natürlichen Verhältnisse, in welchem er gegen Agnes stehe, zusammengehalten, und die Sittlichkeit derselben ernstlich geprüft habe?

Wilhelm versicherte dies, und wiederholte zum Beweise im kurzen, was er darüber gedacht hatte, und woraus erhellte, daß die Sittlichkeit keine Einwendungen dagegen haben könne.

Rüdiger erregte hier und da noch einige scheinbare Zweifel, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Beweisgründe noch mehr zu schärfen; und so nach und nach seine Denkkraft in eine lebhaftere Thätigkeit zu setzen.

Sodann erklärte sich Rüdiger für völlig überzeugt, und machte den Uebergang zu der Untersuchung: warum man denn überhaupt gleichwohl diese Art von Verbindungen so ernstlich und allgemein unter allen gesitteten Völkern untersagt, und dagegen durch die Erregung eines lebhaften Abscheu's zu sichern gesucht habe?

Wilhelm bedachte sich nicht einen Augenblick, ein altes verjährtes Vorurtheil als diesen Grund anzuführen. Er war der Meinung,

Vorurtheile dieser Art hätten sich überall in den rohen Zeiten des Menschengeschlechts eingeschlichen, ohne daß man die Veranlassung dazu, welche vielleicht in einem unbedeutenden Zufalle liege, noch anzugeben oder aufzufinden vermöchte.

Der Vater hingegen zeigte ihm das Willkührliche dieser Voraussetzung. Er bewies ihm: daß manches, was nachher zu einem Vorurtheile geworden, dennoch anfangs einen sehr bestimmten, vernünftigen, und selbst auch nichts weniger, als unzureichenden Grund gehabt habe. Dann aber foderte er Wilhelm auf, zu beweisen, daß diese bürgerliche Ordnung wirklich auf einem unbezweifelten Vorurtheile, und auf diesem nur allein beruhe.

Hier mußte nun Wilhelm bald Schwürigkeiten finden; die dem Vater Gelegenheit gaben, sein Nachdenken weiter zum Ziele zu leiten.

Wenn es nicht zu erweisen war, daß sie auf einem bloßen Vorurtheile beruhe; so mußte man den anderweitigen Gründen nachspüren. Die Leitung des Vaters ließ den wißbegierigen Jüngling diese nun auch leicht auffinden, und

in ihrer ganzen Wichtigkeit erkennen. Besonders einleuchtend wurde ihm der Grund, welcher von der Gefahr für Sittlichkeit hergenommen war; und er mußte zugestehn, daß er denn doch auch in dieser Rücksicht die Sache nicht in ihrem ganzen Umfange und mit der erforderlichen Genauigkeit und Unbefangenheit übersehen habe.

Dies war bereits viel gewonnen für Rüdigers Absichten. Der Jüngling, der die Tugend eben so sehr liebte, als die Wahrheit, wurde heftig durch die Schilderung der Gefahr ergriffen, welche der Sittlichkeit aus einem solchen Verhältnisse erwachsen könne. Er konnte um so weniger dagegen aufbringen, da ihm seine eigene Erfahrung und Beobachtung daran erinnerten, daß die Sinnlichkeit weit ehr erwache, als die Vernunft; auch weit ehr zu Kräften komme. In den ersten Jahren, sah er ein, könne sie also schwerlich von dieser allein in Ordnung erhalten werden; zumal, wenn sie so sehr und auf so mannigfaltige Weise von der Gelegenheit nicht nur begünstigt, sondern wohl gar aufgefodert und angereizt werde, wie dies in dem engen geschwisterlichen Verhältnisse der Fall seyn.

Izt war es Rüdiger leicht, ihn zu überzeugen, daß nicht nur dies Gesetz in der That auf vernünftigen Principien beruhe; sondern daß es höchst nothwendig und wichtig sey, und es daher nur dem Leichtsinn oder einer blinden Leidenschaft einfallen könne, sich ohne Bedenken darüber hinaus zu setzen.

Durch diese Folgerung, die so schnell und doch so bündig gezogen wurde, fühlte sich Wilhelm auf eine sonderbare Weise überrascht. Die Leidenschaft empfand nun, und gewiß nicht auf eine angenehme Weise, daß sie umschlungen, gefangen sey. Sie sträubte sich daher, suchte einen Ausweg; aber freilich zu spät.

Diese Gefahr liege doch nur in den möglichen Folgen, hub Wilhelm izt an; und leide überdies, auf ihn und den Fall, worin er sich gegen Agnes befinde, auf keine Weise eine Anwendung. Sie wären beide über die Gefahr nicht nur bereits glücklich hinaus; sondern sie hätte auch, zufolge ihrer äußern Situation, nie in dieselbe gerathen können. Sollte also der Vater etwa geneigt seyn, daraus für seine und Agnesens Wünsche eine ungünstige Ent-

scheidung zu ziehen; so müsse er zum voraus gegen dieselbe protestiren. Wo die Ursachen hinweg fielen, weshalb ein Gesetz gegeben worden, da falle auch die verbindende Kraft desselben hinweg.

Dies Resonnement verrieth zu deutlich seinen Urheber, als daß es Rüdiger hätte schwer werden sollen, seinem Sohne die Augen darüber zu öffnen. Wilhelm, sah auf seine Veranlassung ein, wie mißlich, oder gar nichtig dann die Würksamkeit der Gesetze seyn würde, sobald dieser Grundsatz in Gültigkeit und Umlauf gesetzt werden sollte.

Auch die Blendung der Leidenschaft konnte Wilhelm nicht lange verhindern, deutlich zu erkennen, und zu gestehn, daß dadurch ein jedes Gesetz der subjectiven Beurtheilung und der willkührlichen Anwendung oder Verwerfung hingegeben; also völlig unnütz gemacht werden müsse.

Rüdiger ließ ihn bemerken, wie der Ausnahmen zuletzt so viele werden müßten, daß die Beobachtung des Gesetzes zur Ausnahme würde. Denn so wie jemand sich davon befreien könne, der nicht in jene Gefahren gerathen sey, so wür-

de sich auch der, unter gleichem Scheine des Rechts, davon dispensiren, der zwar in die Gefahr gerathen, aber nur nicht darin umgekommen sey. Es würde sich ein jeder davon dispensiren können, der sich selbst überzeugt hielte, er sey nicht in dieser Gefahr, und könne nicht darin gerathen. Und Wilhelm konnte nicht leugnen, daß dies ohne Zweifel die unbesonnensten Jünglinge und Mädchen am meisten und leichtesten treffen würde.

Wilhelm konnte ferner nicht leugnen, daß unter dem Vorwande: ich bin nicht in die Gefahr gerathen, und dem: ich werde nicht hinein gerathen, ein so wenig haltbarer und zulänglicher Unterschied sey, daß man nie erwarten könne: er werde auch nur einigermaßen beobachtet und respectirt werden. Ein einzelnes Beyspiel mußte bald die schwache Scheidewand völlig umstoßen; eine einzige Ausnahme ein Loch in das Gesetz machen, was nachher sich unvermeidlich erweitern, und zulezt die Vernichtung eines jeden Gesetzes zur Folge haben müsse.

Wenn nun der Jüngling einräumte, daß sich ein jeder unter ein allgemein anerkanntes

Gesetz fügen müsse; so hatte der Uebergang zu dem Grundgesetze der Sittlichkeit: daß sich niemand eine Handlung erlauben dürfe, welche nicht zu einem allgemeinen Gesetze erhoben werden könne, keine weitere Schwürigkeit. Die Anwendung beider Grundsätze schlug die Wünsche Wilhelms und Agnesens rettungslos nieder. Die Vernunft stand als Siegerin auf dem Kampfplatze; aber freilich fanden sich auch Spuren eines blutenden Herzens.

Dennoch hatte es für Wilhelm nichts weiter bedurft, als die helle Einsicht der Unwidersprechlichkeit dieser Grundsätze; um seinen sehnlichen Wünschen in demselben Augenblicke zu entsagen, und sie mit männlicher Kraft aus seinem Herzen zu verbannen. Mit reiner inniger Vaterfreude betrachtete Rüdiger seinen Sohn, und sah seinen ruhmvollen unzweifelhaften Sieg. Er hielt sich nun überzeugt, daß er auch noch mehr von ihm verlangen und erwarten könne; und nahm keinen Augenblick Anstand, ihm seine Zumuthung, Agnes betreffend, bekannt zu machen.

Anfangs schien Wilhelm überrascht; sein Muth und seine Entschlossenheit dadurch etwas erschüttert.

Bisher war die Denkkraft Wilhelms so in Thätigkeit erhalten, daß die Phantasie deshalb zu keiner Würksamkeit hatte gelangen können. Desto rascher und ungestümer benuzte sie nun diese Gelegenheit, das mühsam aufgeführte Gebäude der Einsicht und Ueberzeugung umzustürzen.

Durch ihren Zauberschlag stand in diesem Augenblicke Agnes vor ihm; händeringend und in Thränen, blaß und trübe, wie er sie in der lezten Zeit so oft gesehen hatte. Er hörte leise, halb unterdrückte Klagetöne und die Sterbelaute, im Entfliehen erdrückter Seufzer. Ihr Auge hieng matt, aber mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Schmerz und Hingeben an seinem Blicke. —

Die Kraft des Jünglings war dahin; sein Muth schien verschwunden. „Ach Vater!“ rief er: „Agnes wird unglücklich seyn! Und durch mich!“ —

„Das wird sie nicht, mein Sohn,“ sagte Rüdiger, „wenn du sie nicht jezt, da es ihre „Rettung gilt, feigherzig und unedel verläßt; „durch Schwäche und Muthlosigkeit sie ihrer Leidenschaft und in dieser ihrem Unglücke dahin

„giebst. Du kannst sie retten! Deine Pflicht „ist es, sie zu retten. Du hast den lezten „Damm, der ihre Leidenschaft umgab, das Ge„fühl des Unrechts, bei ihr niedergerissen. Geh „hin, und erwecke nun die Stimme der Ver„nunft in ihr; und die Leidenschaft wird in ihr, „wie in dir, der göttlichen Kraft nicht wider„stehen können. Hast du sie nicht durch fehler„hafte Einsichten, die du ihr für lauter reine, „kräftige Wahrheit gabst, verleitet; und woll„test dich izt der Muthlosigkeit hingeben, da es „darauf ankommt, dies Unrecht, was du ihr „anthatest, wieder gut zu machen?"

Er schwieg einige Sekunden, als ob er eine Antwort erwartete. Sein Blick ruhte forschend auf dem Antlitze des Jünglings, der in tiefem Nachsinnen versunken vor ihm stand. Rüdiger bemerkte den gewaltsamen Kampf, der in ihm vorgieng; und izt der Entscheidung nahe zu seyn schien. Es bedurfte nur noch einer kleinen Beihülfe, um sie zu befördern und zu sichern, und Rüdiger fuhr fort:

„Wie, Jüngling! wo ist die Kraft deiner „Vernunft, die du eben noch in einer so edlen

„und rühmlichen Würksamkeit zeigtest? Soll „ein falsches Mitleiden, oder vielmehr deine „selbstsüchtige Leidenschaft, unter der Maske des „Mitleidens, mit einem Schlage niederwerfen, „was dein eigener Geist izt selbst so mühsam „aufbaute?"

„Ermanne dich, Jüngling," rief er mit etwas erhöhter Stimme, und einem feierlichen kräftigen Ausdruck; indem er Wilhelms Hand ergriff, und sie mit väterlicher Zärtlichkeit zwischen seinen beiden Händen drückte. — „Hebe deine Augen auf, fühle deinen Werth und deine Bestimmung; fühle deine Pflicht! Geh, eile zu „Agnes, führe auch ihre Vernunft zu denselben „Einsichten; welche die deine hier sich errang. „Setze sie in ihre Rechte wieder ein; und du „wirst zugleich in ihrem, wie in deinem Herzen „die Ruhe und den Frieden wieder herstellen. „Du wirst der Schöpfer deiner und ihrer Tugend, „so wie deines und ihres Glücks seyn!"

Diese Anrede, mit dieser sanften, väterlichen Eindringlichkeit, mit diesem lebendigen Ausdrucke des untrüglichen Vertrauens auf den Willen und die Kraft dessen, an den er diese An-

foderung machte, gesprochen, blieben nicht ohne die gehoffte Würkung. Wilhelm erwiederte seines Vaters Händedruck mit Festigkeit und Vertrauen.

„Du hast Recht, mein Vater," sagte er, „es ist meine Pflicht; und ich werde sie erfüllen. Agnes wird der Vernunft Gehör geben; ich fühle es. Ich will mit ihr reden. Es wird mir gelingen, Ruhe in ihre Seele zu bringen; und dann — setzte er mit einem halb unterdrückten Seufzer hinzu, — werden wir gewiß durch Vernunft und Vertrauen auch noch wieder glücklich seyn."

„Ich hoffe es, mein Sohn, oder vielmehr „ich weiß es gewiß:" sagte Rüdiger, und drückte Wilhelm mit einer väterlichen Zärtlichkeit an seine Brust. „Meine Kinder, die so gut sind, „die ich so sehr liebe, werden mir ja die letzten „Tage meines Lebens dadurch nicht verkümmern, „daß ich sie aus Thorheit oder Schwäche unglück„lich sehen müßte!"

„Nein, das sollst du nicht! Vater!" rief Wilhelm, „gewiß das sollst du nicht! Ich fühle mich schon izt leicht, heiter und jeder Ueberwin-

dung, jeder Unternehmung fähig. Ich gehe izt zu Agnes, und noch diesen Abend führe ich sie dir genesen und beruhigt zurück. Auch nicht eine Nacht darfst du in kummervoller Besorgniß um deine Kinder verwachen."

Wilhelm eilte fort; und Rüdiger gieng heiter und ruhig zu seiner Gattin, die voll banger Erwartung sein harrete.

„Wir haben überwunden, Mütterchen," sagte er. „Die Vernunft hat gesiegt. Die Ge„fahr ist vorüber."

„Auch bei Agnes?" fragte die sorgsame Mutter bedenklich und mißtrauend. „Du kennst das lebhafte Gefühl dieses Mädchens. Wir haben ja schon die Würkung gesehn, die der Versuch, ihre Neigung zu unterdrücken, bei ihr hervorbrachte."

„Unterdrücken; — oder vielmehr zurück„schrecken; — ja da hast du recht, Mutter, das „brachte eine üble Würkung hervor, und konnte „auch keine andere hervorbringen. Aber wir „wollen die Leidenschaft auch nicht schrecken, son„dern auflösen; in eine genügsame, friedliche „Zuneigung verwandeln. Glaubst du, sie wird

„der Beredtsamkeit des Jünglings widerstehn,
„den sie liebt? Sey ruhig und vertraue. Die
„Liebe wird die Leidenschaft vertilgen."

Und Rüdiger hatte auch hier recht. Enthusiasmus und Liebe gaben der Beredtsamkeit Wilhelms eben so viel Geschmeidigkeit als Kraft. Als ob er durch lange und mannichfaltige Erfahrung alle Schlupfwinkel der Leidenschaft erforscht hätte, spürte er sie überall auf, und griff sie überall an.

Sein Muth und seine Kraft strömte in Agnes über. Ihre Phantasie half ihrer Vernunft auf; und ihre Empfindungen mußten selbst die Kraft ihres Geistes erhöhn. Sie erglühte für Tugend und Pflicht bald eben so heiß, als Wilhelm, da er zu ihr eilte. Ihr Enthusiasmus gieng nun wieder in seinen Geist über, und vermehrte die Motive seines Willens. Die Einsicht wurde nicht etwa durch die Phantasie geblendet; die Vernunft nicht durch eine Schwärmerei verdunkelt. Der reinste Enthusiasmus verstärkte nur die Kräfte des Willens, zu einer erhöhten und beharrlichen Thätigkeit.

Von ihm hingerissen sanken beide Liebende einander ans Herz; — nicht mehr um sich einander Liebe zu schwören; — sondern um sich zum Kampfe für Tugend und Vernunft zu vereinigen, und der Pflicht auf dem Altare der Natur in ihren schönen Herzen ein Opfer zu bringen; dergleichen ihr gewiß nicht oft so bereitwillig und freudig dargereicht worden.

Welch ein hohes und schönes Gefühl durchströmte das Herz des Vaters, als er seine Kinder in dieser Stimmung zu seinen Füssen erblickte! Eine Thräne bestätigte den Segen, den seine Lippen kaum auszusprechen vermochten.

Von diesem Augenblick an war Ruhe und Heiterkeit in dieser Familie wieder hergestellt, und aufs neue für immer begründet.

Agnes wurde wenige Monate nachher die glückliche Gattin eines biedern Jünglings; dessen Wünsche längst schon im Stillen ihr gefolgt, aber bisher von ihren geblendeten Augen unbemerkt geblieben waren.

Wilhelm fand auch bald einen Ersatz für das Opfer, was er gebracht hatte. Mit freudigem Vertrauen und dem erhöhten Entschlusse,

nie von seiner Pflicht zu weichen, sah er in die Zukunft. Er sollte nun Bürger und Hausvater werden; und fühlte ganz die Wichtigkeit dieser neuen Verhältnisse. Sein thätiger Geist bedurfte keiner Ermunterung, um diese Verhältnisse, in allen ihren Nüancen, zu Gegenständen seines steten und ernstlichen Nachdenkens zu machen.

Daß ihm sein Vater auch hier ernstlich zu Hülfe kam, dürfte kaum angeführt werden; wenn es nicht nöthig wäre, um auf die Reihe der nachfolgenden Gespräche hinzuweisen; welche jenem Bemühn Rüdigers ihren Ursprung verdankten; und auf eine ähnliche Weise aufbehalten sind, als diejenigen, deren Bekanntschaft wir bei unsern Lesern voraussetzen dürfen.

Den Zweck, den sie zunächst hatten, einen jungen angehenden Hausvater und künftigen Staatsbürger über seine Bestimmung und Verhältnisse die nöthige Aufklärung zu erleichtern, weist im Allgemeinen genugsam auf ihren Inhalt hin. Das Weitere wird sich aus der näheren Ansicht derselben auch näher ergeben.

In

In der großen, und besonders in der feinen Welt hat man freilich in dem Zeitpunkte, worin Wilhelm sich befand, an ganz andere Dinge zu denken, als an eine solche Vorbereitung; wozu diese Gespräche anleiten. Unsere feinen und kultivirten jungen Herrn, und unsere meisten eben so gebildeten Mädchen dürften daher der Lesung derselben wenig Geschmack abgewinnen; und dies Buch leicht unter die Ueberflüssigsten rechnen, welche jemals unter einer Presse hervorgegangen sind. Allein für diese ist es auch nicht ausgelegt. Wer wird gesunde nahrhafte Kost für solche aufsetzen, deren Mägen durch erkünstelte Reizungen von jugendauf verdorben sind!

Dürfen wir aber deshalb in den Tagen fortschreitender ächter Kultur ganz daran verzweifeln, Sinn und Theilnehmung für den Inhalt dieser Gespräche zu finden? Ist freilich B** nicht die Welt; und sind die Bürger jener idealischen Kolonie noch immer vielleicht anders, als selbst die aufgeklärtesten und besten Bürger unserer Städte und Dörfer; müssen sie deshalb eine andere Weisheit, ganz eigenthümliche Einsichten gehabt haben, die für uns nicht gehören?

„Die Grundsätze der Wahrheit und Weisheit," pflegte Rüdiger zu sagen, „sind an keine Verhältnisse gebunden, und mit Nichten von Lebensart, Geschäften und Sitten abhängig. Sie sind ewig wahr; überall dieselben, überall der Anwendung und Ausübung fähig. Die Art, wie dies geschieht, mag immer Modifikationen erleiden; die Ausübung selbst hin und wieder durch lokale und temporelle Bedingungen erschwert oder erleichtert werden. Immer und überall aber wird dies mehr verschwinden, je nachdem Vorurtheile und Unwissenheit mehr weichen. Sind diese einst überall unterdrückt, oder verdrängt; — und warum sollte sich der Menschenfreund dies nicht als möglich und hoffentlich denken? — dann werden Wahrheit und Weisheit auch überall auf gleiche Weise geübt werden, überall auf gleiche Weise von Verhältnissen und Convenienzen unabhängig erscheinen."

Sokratische Gespräche

über

die innergesellschaftlichen Verhältnisse.

Erste Abtheilung.

Die natürlichen gesellschaftlichen Verhältnisse.

Erstes Gespräch.

Standpunkt.

Rüdiger. Daß ich an deinen heitern und frohen Aussichten, auf deine künftige Lebensbahn, einen wahren und herzlichen Antheil nehme, mein lieber Sohn, wirst du mir hoffentlich auch ohne Versicherung zutrauen. Allein freilich nimmt mich die Freude nicht so hin, daß ich nicht auch nebenher eines ernstlichen Nachdenkens fähig seyn sollte. Ein gleiches darf ich auch bei dir voraussetzen. Und wiewohl es natürlich ist, daß deine Gefühle izt lebendiger, als gewöhnlich sind; so hoffe ich, haben sie doch deine Denkkraft nicht gefangen genommen.

Wilhelm. Gewiß nicht. Ich erkenne sogar, ich würde nicht so glücklich seyn, wenn ich leidenschaftlicher wäre.

Rüdiger. Ich glaube dies ebenfalls. Es wird dir daher nicht zur Last seyn, wenn ich auch

heute und in der Folge zuweilen noch unsere Unterhaltungen fortsetze; gesetzt auch, daß sie dich mit unter von deinen itzigen Lieblingsideen abziehen sollten.

Wilhelm. Ich hoffe, mein Vater, daß du davon hinlängliche und sichere Ueberzeugung hast; und daß es einer wiederholten Versicherung nicht bedarf. Ich bitte dich, einen Gegenstand für unser Gespräch zu wählen, und du wirst finden, daß ich noch eben den Sinn für Unterricht und Belehrung habe; den du sonst zuweilen mit Wohlgefallen an mir zu bemerken äußertest.

Rüdiger. Sehr gern, mein Sohn. Auch werde ich nach diesem Gegenstande nicht lange suchen dürfen.

Heute, da ich so mit Vergnügen bei deiner bevorstehenden glücklichen Veränderung deines Standes und deiner Verhältnisse verweilte, fiel mir, du magst selbst errathen, durch welche Verbindung der Ideen, ein: Wenn Jemand eine Reise unternehmen will; auch dann, wenn er sich das höchste und lebhafteste Vergnügen davon verspricht; so pflegt er doch vor allen Dingen sich auch nach dem Wege, den er folgen, den

Orten, welche er passiren muß; nach dem Zustande, Ordnungen und Sitten der Länder, durch welche ihn seine Reise führen wird, zu erkundigen; sich einen Plan zu entwerfen, sich gewisse Grundsätze und Verhaltungsregeln vorzuschreiben; überhaupt über alle Verhältnisse, in welche er auf seiner Reise gerathen könne, nachzudenken.

Wilhelm. Wenn er vernünftig und zweckmäßig verfahren will, ohne Zweifel. Auch glaube ich zu errathen, wohin du mit diesem Gleichnisse deutest. Ich hoffe diesem vernünftigen Reisenden nicht unähnlich zu seyn.

Rüdiger. Und worin setzest du diese Aehnlichkeit besonders? wenn es dir gefällt —

Wilhelm. Darin, daß auch ich die anzutretende neue Lebensreise nicht ganz unvorbereitet, und ohne die nöthige Ueberlegung zu beginnen hoffe.

Rüdiger. Du hast also schon dich um Weg und Steg und Gegend bekümmert, über welche dich deine Reise wahrscheinlich führen wird?

Wilhelm. So weit wenigstens, als mich meine, durch dich und Ernst und unsere übrigen

Freunde erlangte Kenntnisse und Erfahrungen dazu in den Stand setzen, glaube ich mich umgesehen zu haben.

Rüdiger. Du wirst mir ein Vergnügen machen, wenn du dich etwas näher mit mir darüber einlassen willst. Vielleicht bin ich im Stande, noch einiges und das andere zu der Ausbildung und Verdeutlichung deiner Ideen beizutragen.

Wilhelm. Hierum wollte ich dich bereits ersuchen. Denn wenn ich glaube, nicht ganz unbekannt damit zu seyn, so wirst du deshalb doch gewiß nicht den Dünkel bei mir voraussetzen, als hielt' ich mich für hinlänglich unterrichtet, mich schon für hinlänglich vorbereitet. Höchstens trau' ich mir zu, so weit vorberitet zu seyn, daß ich nun deine näheren Belehrungen mit Nutzen erhalten könne. Woran es mir, auch über diesen Gegenstand, noch besonders fehlt — wie ich nur zu gut einsehe — ist Ordnung der Begriffe; und ohne diese kann doch unmöglich Deutlichkeit und Bestimmtheit der Einsicht bestehn.

Rüdiger. Freilich nicht; allein das erfordert auch nicht allein Nachdenken, sondern

ein planmäßiges Nachdenken, und ein strenges Anhalten an Ordnung und Folge; dergleichen aber für Köpfe, wie der deinige ist, nicht selten ein lästiger Zwang zu seyn pflegt, wenigstens nicht auf die Dauer unterhält.

Wilhelm. Bei einem Führer, wie du bist, mein Vater, sollte ich dies kaum denken; wenn du nehmlich hier mit unterhalten nicht den Begriff von amusiren, oder belustigen verbindest. Wer nur hiernach ausgeht, dem wird freilich eine ernstere Unterhaltung nie behagen. Aber zählst du mich denn auch unter diese, und finden sich dergleichen Menschen überhaupt hier bei uns?

Rüdiger. Weder das Eine noch das Andere, mein Sohn. Allein der feurige Geist eines Jünglings, sey er auch so an das Denken und an ernste und edle Unterhaltung gewöhnt, als der deinige, geht doch lieber rasch, als langsam und bedächtig; nimmt sich auch hie und da wohl einen Seitensprung nicht übel; uud eilt nur zu gern von einem auf das andere. Dies zu verhüten, erfordert dann eine Anstrengung und Selbstbeobachtung, die doch immer auf die Dauer etwas beschwerlich werden kann.

Wilhelm. Haben deine bisherigen Erfahrungen dich zu diesen Besorgnissen in Beziehung auf mich, veranlaßt? Oder glaubst du, meine izzige Stimmung werde einen so starken Einfluß auf meinen Geist behaupten?

Rüdiger. Das Erste würde ungerecht seyn, und das Letzte wenigstens zu voreilig. Aber du weißt, mein Sohn, das Alter sieht immer leicht Schwürigkeiten, findet immer noch Bedenklichkeiten; und wagt kaum die ersten Schritte, wo ihr längst über Thal und Hügel dahin eilt. Dafür gehn wir denn freilich auch immer sicherer, wenn ihr hie und da strauchelt.

Wilhelm. Eine natürliche Folge und gerechte Strafe der Unbedachtsamkeit. Nur Ruhe und Bedächtigkeit kann überall sicher zum Ziele führen.

Rüdiger. Nun so wirst du es mir denn hoffentlich nicht als eine Pedanterey des Alters anrechnen, wenn ich meiner Seits mich bemühe, unserer Unterredung jenen ruhigen und bedächtigen Gang zu erhalten?

Wilhelm. Gewiß nicht, mein Vater.

Rüdiger. Wenn ich zu dem Ende vorschlage, daß wir zuförderst uns ganz eigentlich einen Plan für unsere Unterredungen entwürfen, und diesem ganz genau nachgiengen.

Wilhelm. Wie könnte ich, da der Nutzen davon in die Augen fällt!

Rüdiger. Wir brauchen deshalb den Faden nicht mit einem male bis ans Ende fortzuspinnen. Ermüdet es uns, so reißen wir ihn ab, und knüpfen ihn nach einigen Stunden, oder am andern Tage wieder an. Auf den Wanderungen des Geistes sind Ruhepunkte eben so nöthig, als auf den Wanderungen des Körpers. Wer ihrer bedarf, der bricht ab. Freiheit ist nirgends größeres, unentbehrlicheres Bedürfniß, als bei der Thätigkeit des Geistes.

Wilhelm. Wie du es für gut findest, mein Vater.

Rüdiger. Nun so dächte ich, wir machten heute den Ruhepunkt hier. Ich habe noch einige Geschäfte; und du könntest wohl die Zeit zu einer nochmaligen Uebersicht deiner Ideen verwenden. Ich würde dann vorschlagen, daß wir in unsren nächsten Unterredungen den Plan

für die Uebrigen vorläufig im Allgemeinen entwürfen. Glaubst du nicht auch, daß wir dann um so sichererer gehen würden? —

Wilhelm. Ohne Zweifel; ich werde deine Anweisung sogleich und mit allem Fleiße befolgen.

Rüdiger. Und bist du nicht ebenfalls der Meinung, daß, um die häuslichen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse richtig zu beurtheilen, man überhaupt die Begriffe: Verbindung und Verhältnisse, zuerst gehörig bestimmen, und in ein richtiges Licht setzen müsse?

Wilhelm. Nichts ist gerechter, als diese Foderung.

Rüdiger. Die meiste Verschiedenheit der Meinungen und die daraus entspringenden Streitigkeiten, haben darin ihren Ursprung, daß man nicht eigentlich wußte, wovon man redete. Man glaubte, das verstünde sich von selbst; und am Ende fand sich nur das von selbst, daß sich die richtige Bestimmung der Begriffe nicht von selbst finde.

Wilhelm. Ich werde deinen Wink benutzen.

Rüdiger. Also morgen! Und zwar werden wir uns zunächst vorbereiten?

Wilhelm. Auf eine allgemeine Uebersicht der gesellschaftlichen Verhältnisse, zur Grundlage für künftige nähere Untersuchungen derselben.

Rüdiger. So weit es uns noth thut, nützlich, und brauchbar ist. Doch die Auswahl wird sich nach unserm Zwecke von selbst ergeben.

Zweites Gespräch.

Verbindung und Verhältnisse.

Wilhelm. Hier, mein Vater, hast du den schriftlichen Beweis, daß ich deine Aufmunterung zum möglichsten Ordnen meiner Begriffe, auch in Beziehung auf diesen Gegenstand, nicht außer Acht gelassen.

Rüdiger. Du hast wohlgethan, mein Sohn, die Feder zu Hülfe zu nehmen. Wenn man so eine Gedankenreihe vor Augen hat, läßt sich immer besser darüber urtheilen, als wenn sie flüchtig dem Gedächtnisse oder dem Ohre vorüber geht.

Wilhelm. So hast du mich oft gelehrt, und ich habe in meiner Erfahrung eben so oft die Bestätigung davon gefunden. Izt, Vater, bitte ich um deine sorgfältige Prüfung und Beurtheilung.

Rüdiger. Sehr gern; laß es uns mit einander durchgehn. Oder noch lieber: gieb du mir erst die Hauptbegriffe; das nähere wird dann noch leichter zu übersehen seyn.

Wilhelm. Die Aufgabe, welche du mir gestern machtest, war, wenn ich nicht irre: eine allgemeine Uebersicht der gesellschaftlichen Verhältnisse. Dies macht gewisse allgemeine Abtheilungen nöthig, und diese können nur aus gewissen allgemeinen Gesichtspunkten gemacht werden.

Rüdiger. Wohl, mein Sohn, und welchen allgemeinen Gesichtspunkt hast du gewählt?

Wilhelm. Den Zweck, weshalb gewisse gesellschaftliche Verbindungen geschlossen sind.

Rüdiger. Da würdest du aber voraussetzen, daß alle gesellschaftliche Verbindungen auch jedesmal einen bestimmten Zweck ihrer Vereinigung hätten, und haben müßten?

Wilhelm. Allerdings setze ich dies voraus; und wie ich glaube, mit allem Rechte.

Rüdiger. Und mit welchem? Wenn es dir gefällt, dich etwas näher hierüber zu erklären?

Wilhelm. Weil mir eine Vereinigung ohne Zweck ein Unding zu seyn scheint. Woher soll sie rühren, und was könnte die Veranlassung dazu werden?

Rüdiger. Ließ' es sich nicht vielleicht denken, daß gewisse Triebe eine Art Gesellschaftsdrang, eine Annäherung hervorbrächten, und hieraus nach und nach ein gesellschaftlicher Verein entstünde, ohne daß die Gesellschaftsglieder selbst wüßten, warum sie sich einander genähert, mit einander in Verbindung eingelassen hätten? —

Wilhelm. Das Erste könnt' ich dir vielleicht zugeben. Auch glaube ich wohl, daß der Mensch selbst eine Art thierischen Gesellschaftstrieb in seiner Natur hat. Allein dieser kann doch unmöglich gesellschaftliche Verbindungen bewürken.

Rüdiger. Und warum nicht? Annäherung — Verbindung? — ist das so sehr unterschieden?

Wilhelm. Meiner Einsicht nach sehr. Denn Annäherung mag immer die Würkung eines blinden Triebes seyn; — aber Verbindung

dung setzt doch Absicht, und diese Bewußtseyn eines Zweckes voraus. Verbindung ist ja die Sache des freien Entschlusses. —

Rüdger. Allein besteht denn in allen gesellschaftlichen Verhältnissen das, was du eine Verbindung nennst? Ich dächte, z. B. das Verhältniß des Umgangs, auch selbst der Freundschaft, könne man keine Verbindung nennen.

Wilhelm. Und warum nicht? mein Vater.

Rüdiger. Personen, die mit einander umgehen, sind ja deshalb nicht an einander gebunden. Selbst die freundschaftlichen Verhältnisse machen ja nicht allemal Anspruch auf gewisse bestimmte Leistungen, oder gemeinsames Hinwürken zu gewissen Zwecken?

Wilhelm. Allein die, so mit einander umgehen, die, welche sich in einem freundschaftlichen Verhältnisse befinden, müssen doch wissen, warum sie mit einander umgehen, und was sie eigentlich an einander knüpft. Dies sind ihre Zwecke, denen sie doch immer gemeinschaftlich nachtrachten. Und diese gemeinschaftlichen Zwecke machen ihre Verbindung aus; — so scheint es mir wenigstens.

Rüdiger. Ich fange an, deine Meinung näher einzusehen. Doch drückst du dich wohl nicht ganz bestimmt aus. Die Zwecke sind ja die Gegenstände, wonach die Kräfte und Triebe der Menschen streben: wie können sie zugleich die Verbindung ausmachen?

Wilhelm. Hier finde ich freilich auch eine Schwürigkeit; allein es scheint mir doch: als müßte sich hier die Verbindung anknüpfen.

Rüdiger. Anknüpfen? das könnte wohl seyn. Und so könnte man vielleicht sagen, der Zweck sey der Mittelpunkt einer Verbindung. Allein die Verbindung selbst muß doch wohl unmittelbar unter den Personen selbst finden, zwischen welchen diese Verbindung bestehet?

Wilhelm. Das ist wahr; denn sonst müßte Zweck der Verbindung und Verbindung selbst einerlei seyn; welches sich jedoch nicht denken läßt.

Rüdiger. In thierischen, dunkelen Trieben; in dem Willen- und bewußtloßen Andringen wirst du sie auch nicht aufsuchen wollen; denn du hast vorhin schon erklärt: daß Verbindung nothwendig eine Absicht voraussetze.

Wilhelm. Ohne Zweifel; sonst würde man eine Heerde Kühe und ihr Zusammenhalten ebenfalls eine Verbindung nennen können.

Rüdiger. Also müssen wir uns freilich an den Begriff: Absicht, halten, und einmal versuchen, durch diesen den Knoten der Verbindung zu knüpfen.

Wilhelm. Absicht? allerdings. Gleichheit der Absicht; das ist es allerdings, was jede Verbindung unter Menschen hervor bringt. In der häuslichen, der geselligen, der bürgerlichen Verbindung; — überall ist Gleichheit der Absichten zu finden.

Rüdiger. Und überall macht diese das Wesen der Verbindungen aus Nimm Verbindungen, welche du willst. — Was bringt z. B. Staatsverbindung hervor?

Wilhelm. Gleichheit der Absicht, seine persönlichen Rechte zu sichern.

Rüdiger. Was die Verbindungen der Geselligkeit?

Wilhelm. Gleichheit der Absicht: sich Vergnügung oder Belehrung zu verschaffen.

Rüdiger. Gehe so alle Arten der Verbindungen, auch die specielleste, durch, und du wirst finden, daß es stäts auf gleiche Weise Anwendung leidet. Ist dir dies deutlich, mein Sohn?

Wilhelm. Vollkommen.

Rüdiger. Da wir so weit gekommen sind, würde es unrecht seyn, hier stehen zu bleiben. Wenn wir einen Gegenstand ganz kennen lernen wollen, was meinst du, wird sich dann das Nachdenken begnügen, ihn bloß an sich, seiner Natur und Wesen nach, zu erforschen?

Wilhelm. Ich glaube nicht. Vielmehr ist es nöthig, diesen Gegenstand auch in seinen Verhältnissen und Beziehungen zu beobachten.

Rüdiger. Verhältnisse und Beziehungen? Was verstehst du darunter: einen Gegenstand in seinen Verhältnissen zu beobachten?

Wilhelm. Ob ich dir dies werde so deutlich darstellen können, daß es dir Genüge leiste, daran zweifle ich fast. Indessen denke ich, jede Erscheinung, welche ich als wirklich erkenne, oder jede Idee, die gedacht werden kann, muß auch in Beziehung mit andern gedacht werden können.

Rüdiger. Nur gedacht werden können? Sollte es nicht auch in gewissem Betrachte in einer solchen Verbindung gedacht werden müssen?

Wilhelm. Ich glaube, daß wenigstens eine dergleichen statt findet, in welcher ich eine jede Erscheinung, eine jede Idee nothwendig denken muß.

Rüdiger. Und die wäre?

Wilhelm. Jede Erscheinung, eine jede Idee denke ich mir zuerst als Würkung; und indem ich diesen Begriff auffasse, muß ich sie mir nothwendig in der Beziehung auf ihre Ursach denken.

Rüdiger. Ohne Zweifel ist dies ein Bedürfniß des menschlichen Geistes; und dies Verhältniß das allgemeinste, in welchem wir alle Erscheinungen und Ideen denken müssen; sobald unser Vorstellungsvermögen dergleichen aufzunehmen fähig ist. Allein führt uns dies nicht von unserm Gegenstande ab?

Wilhelm. Ich denke nicht, mein Vater. Vielmehr bemerke ich jezt deine Absicht, demselben noch näher zu kommen; durch die Anwen-

dung, welche von diesen allgemeinen Bemerkungen auf ihn zu machen ist.

Rüdiger. Und diese Anwendung wäre?

Wilhelm. Den Begriff, Verbindung, nicht bloß für sich, sondern auch als Würkung in der Beziehung auf seine Ursach näher ins Auge zu fassen.

Rüdiger. Wohl war dies meine Absicht; allein ich wünschte nun auch, du möchtest die Gründe meiner Absicht nebenher nicht übersehen haben.

Wilhelm. Auch denke ich nicht; denn Absichten und das, was durch sie bewürkt wird, also auch Verbindungen können nur nach den Motiven, in Beziehung auf Moralität und Recht wenigstens, beurtheilt werden. Und da wir sie in der Folge, wie ich vermuthe, doch auch in diesen wichtigen Hinsichten nntersuchen wollen; so dürfen sie jezt nicht übersehen werden.

Rüdiger. Ich dächte, es gäbe nur ein Motiv aller Absichten; wenigstens eine allgemeine Kraft, die man als Inbegriff aller Motive ansehen kann und muß; wie wird da eine Verschiedenheit der Beurtheilung statt haben?

Wilhelm. Deutest du etwa auf den Willen, als den Inbegriff aller Motive; oder die Quelle unserer Absichten?

Rüdiger. Ihn hatte ich allerdings im Sinn. Würdest du ihn nicht in dieser Eigenschaft anerkennen?

Wilhelm. Ohne Bedenken. Jedoch wirst du auch zugestehen müssen, daß bei dem Willen wieder eine Beurtheilung in Beziehung auf Recht und Sittlichkeit statt finde. Der Wille wird ja wieder durch Motive bestimmt; die doch gewiß sehr verschiedener Art, und oft auch von einem sehr verschiedenen Werthe seyn können.

Rüdiger. Vielleicht redest du von äußern Bestimmungen; wenn z. B. mein Wille durch den eines andern, oder gar durch einen physischen Zwang bestimmt wird.

Wilhelm. Schließest du dies aus meinen Aeußerungen, so muß ich mich sehr unrichtig ausgedrückt haben. Ich rede nur von den innern Bestimmungen des Willens, die entweder in den blinden Trieben und Leidenschaften, oder in der Vernunft liegen; und nach der großen

Verschiedenheit dieser, doch ohne Zweifel auch sehr verschieden seyn müssen.

Rüdiger. Und wonach würdest du den Werth dieser Motive bestimmen?

Wilhelm. Je nachdem sie mehr oder weniger in der Vernunft, oder welches einerlei ist, in der Sittlichkeit gegründet wären; je nach dem sie mehr oder weniger freie Motive genannt zu werden verdienten.

Rüdiger. Du hast sehr recht, mein Sohn. Und wirst nun leicht einsehen, wonach man den moralischen Werth der mannigfaltigen wirklichen und möglichen Verbindungen bestimmen kann und muß.

Wilhelm. Wohl sehe ich, daß die Bestimmung nach Absichten, oder gar nach Zwecken nicht hinreichend seyn; sondern wiederum einer Bestimmung nach den Motiven dieser Absichten bedürfen würde.

Rüdiger. Und was wird es denn nun seyn, was wir zum Hauptstandpunkte unserer allgemeinen Uebersicht sowohl, als unserer näheren Prüfung der Verbindungen anzunehmen haben?

Wilhelm. Doch wohl die sittliche Natur des Menschen, und die Beziehung, in welcher sie auf diese stehen.

Rüdiger. Wir werden also wohl thun, bei unsern Untersuchungen diesen Standpunkt fest zu fassen. Dann werden wir wenigstens gegen manchen trüglichen Schein, und also auch gegen manches falsche Urtheil gesichert seyn.

Drittes Gespräch.

Fortsetzung des Vorigen.

Rüdiger. Wir haben bisher, mein Sohn, stäts von Verbindungen geredet. Werden wir denn nur auf diese bei unsern Untersuchungen zu sehen haben? Sollten nicht die Verhältnisse, welche diese Verbindungen unter einander bilden, eine eben so genaue Kenntniß und Nachforschung erfodern?

Wilhelm. Ich kann nicht urtheilen, weil ich dich noch nicht hinlänglich verstehe.

Rüdiger. Ich meine die Beziehungen, in welchen diese Verbindungen zu der sittlichen Natur des Menschen, überhaupt und gegenseitig unter einander stehen, bildeten das, was man Verhältnisse nennt; und glaube, daß die Kenntniß dieser, wie die Kenntniß der Verbindungen selbst, nicht getrennt werden können.

Der Gebrauch dieses Ausdrucks ist so allgemein; aber auch wieder so mannigfaltig; daß wenn beides richtig ist, so muß es wohl überall Verhältnisse, und wieder deren sehr mannigfaltige geben?

Wilhelm. Dies muß auch wohl seyn, da es überall Beziehungen giebt; wiewohl vielleicht die mannigfaltigen Verhältnisse nicht immer richtig angegeben und beurtheilt werden mögen; und dadurch dieser Ausdruck noch immer vieldeutiger und unbestimmter wird.

Rüdiger. Man wird diese Unbestimmtheiten doch hoffentlich vermeiden können; wenn man sich uur bemüht, überall bestimmte Vorstellungen zu erhalten. So dürfte man vielleicht annehmen, wie du schon vorhin äußertest, Verbindungen bildeten Verhältnisse?

Wilhelm. Allerdings. Wo auch nur eine Verbindung statt fände, da würde sich doch wenigstens das Verhältniß, zwischen derselben, als Würkung, und den Motiven, wodurch sie entstand, als Ursach finden; —

Es würde ferner eben so nothwendig und wesentlich ein Verhältniß zwischen ihr, als Hand-

lung, und der moralischen Natur des Menschen überhaupt, gedacht werden können.

Rüdiger. Auch gedacht werden müssen; sobald ich die Absicht hätte, sie richtig zu beurtheilen.

Wilhelm. Bestehen nun aber mehrere Verbindungen neben einander, so bilden diese wieder unter sich Verhältnisse; die denn freilich so mannigfaltig seyn können, als die Verbindungen verschieden sind.

Rüdiger, Freilich wohl; indessen sollte ich denken, daß gleichwohl auch diese Verhältnisse wieder unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte müßten gebracht, und dennoch aus diesen im Allgemeinen beurtheilt werden können. Werden nicht diese alle, und wären ihrer auch noch so viele, z. B. in den Verhältnisse gedacht werden können; welches du vorhin als ein wesentliches für jede einzelne angabst?

Wilhelm. Ohne Zweifel. Allein wir reden ja jezt von den Verhältnissen, welche Verbindungen unter einander bilden.

Rüdiger. Ganz richtig; und sollte dies Verhältniß, in welchem eine jede Verbindung zu

der sittlichen Natur des Menschen steht, nicht wieder einen Einfluß auf die Formirung der gegenseitigen Verhältnisse haben?

Wilhelm. Jezt sehe ichs; wenn man sie in Beziehung auf jene moralische Natur unter einander vergleicht; je nachdem die eine oder die andere mehr oder weniger recht und gut; mehr oder weniger der sittlichen Natur und der Bestimmung des Menschen angemessen ist.

Rüdiger. Sollten nicht alle eigentlich gleich recht, und gleich sittlich seyn; auch eigentlich wohl alle zur Vervollkommung der moralischen Natur des Menschen hinwürken?

Wilhelm. Freilich wohl; allein die eine ist doch hiezu mehr fähig, als die andere.

Rüdiger. Es dürften auch wohl dergleichen, wo nicht statt finden, doch denkbar seyn, welche ganz unfähig dazu wären; ja sogar solche, die auf das Gegentheil abzielten, wo nicht in Beziehung auf die Menschheit im Allgemeinen, jedoch auf einzelne Menschen, oder einen Theil der Menschheit insbesondere.

Wilhelm. Ohne Zweifel existiren deren nur zuviele würklich. Alle despotisch und eigen-

nützig gesinnte Menschen haben ein solches — wenn auch nur stillschweigendes — Bündniß unter einander.

Rüdiger. Dann würden sie sich freilich nach dieser verschiedenen Zweckmäßigkeit, auch verschieden unter einander verhalten. Und wie würdest du nun die Schätzung derselben aus diesem allgemeinen Gesichtspunkte bezeichnen?

Wilhelm. Ich denke nach ihrem verhältnißmäßigen moralischen Werthe.

Rüdiger. Ganz richtig. Und dies würde dann eine allgemeine Klassifikation verursachen, welche die Beurtheilung derselben sehr erleichtern müßte.

Allein eine andere, wenn auch nicht eben so wichtige, doch wohl eben so allgemein alle umfassende Uebersicht läßt sich annehmen, und danach eine zweite Art von Verhältnissen bestimmen, welche ebenfalls in der Natur aller Verbindungen gegründet sind. Solltest du noch nicht darauf gerathen?

Wilhelm. Ich gestehe; nicht mit Bestimmtheit.

Rüdiger. Was ist es, das jede Verbindung mit einander vereinigt?

Wilhelm. Die Kräfte der Individuen.

Rüdiger. Und nun; — ich dächte jezt müßtest du meiner Idee auf der Spur seyn.

Wilhelm. Vielleicht meinst du die Verhältnisse, welche aus der verschiedenen Richtung dieser verbundenen Kräfte —

Rüdiger. — Oder nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche? —

Wilhelm. Der Würksamkeit derselben unter einander entspringen müsse.

Rüdiger. Und bildet diese nicht eben dergleichen? Oder ist die Erforschung derselben nicht von Wichtigkeit?

Wilhelm. Gewiß; wenigstens bei manchen. Denn bei manchen kann die wechselseitige Würksamkeit die eigene zweckmäßige allerdings hindern, oder befördern. Und diese stehn denn freilich in einem sehr entschiedenen und wichtigen Verhältnisse.

Rüdiger. Auch sollte ich denken, in einem sehr mannigfaltigen; wenigstens doch so man-

nigfaltigen, als die wechselseitige Würksamkeit diese Benennung verdient.

Wilhelm. Diese ist freilich unendlich mannigfaltig, besonders wenn man sie da verfolgt, wo sie sich mittelbar äußert. Allein manche würken auch gar nicht auf einander, und dies muß also doch die Allgemeinheit dieses Verhältnisses einschränken.

Rüdiger. Ich sehe nicht; denn gesetzt, es wäre ausgemacht, daß Verbindungen in der menschlichen Gesellschaft existirten, oder gedacht werden könnten, welche gar keine wechselseitige Würksamkeit auf einander ausübten, und ausüben könnten; so ist dies ja doch schon an sich ein Verhältniß, in welchen sie gegen einander stehen.

Wilhelm. Freilich wohl; wenn das mit bei der Bestimmung der Verhältnisse in Betrachtung kömmt, was ein Ding nicht ist, oder nicht leistet.

Rüdiger. Und warum nicht eben so gut, als bei der Bestimmung des Wesens eines Dinges. Die Kenntniß dessen, was es nicht ist,

bahnt

bahnt den Weg zu der Kenntniß dessen, was es würklich ist. Erst muß Absonderung vorher gehn; ehe Zusammenstellung statt finden kann. Ein Verfahren, was wir überall beobachten, wo es uns um Ordnung zu thun ist.

Wilhelm. So viel ich beurtheilen kann, hast du auch hierin völlig recht.

Rüdiger. Und nun wünschte ich, du möchtest die gegenseitigen Verhältnisse, die wir hier zerstreut angedeutet haben, einmal unter eine nähere Uebersicht bringen.

Wilhelm. Zuerst würden sie sich also darnach bestimmen; wie sie wechselseitige Würksamkeit übten oder nicht übten. Sodann in so fern diese wechselseitige Würksamkeit ihre besondern Zwecke entweder beförderte oder hinderte, feindselig oder freundschaftlich wäre.

Rüdiger. Und — möchte ich hinzu setzen — nach der größern oder geringern Masse der Kräfte, entweder unterdrücken, oder unterdrückt werden; allenfalls im freundschaftlichen Verhältnisse zur Unterdrückung an-

drer wieder mitwürken können. Verfolge diese Verhältnisse etwas näher in ihren Details, und du wirst sicher, gegen die Allgemeinheit und Mannigfaltigkeit derselben so wenig, als gegen ihre Wichtigkeit einen Zweifel übrig behalten.

Viertes Gespräch.

Fortsetzung des vorigen.

Rüdiger. Und wie ist deine Revision unserer bisherigen Untersuchung ausgefallen?

Wilhelm. So viel ich erkenne, sind wir der Spur der Wahrheit gefolgt.

Rüdiger. Auch mir scheint es so. Allein ich finde, daß wir bisher bei unsern Untersuchungen der Verhältnisse überhaupt angenommen haben: als wären dieselben durch Verbindungen bestimmt. Sollten wir hier nicht Gefahr laufen, nur eine einseitige Vorstellung von der Sache zu erhalten?

Wilhelm. Ich glaube selbst, daß durch Verbindungen nur eine Art von Verhältnissen gebildet wird; daher also wohl nicht eine allgemeine Bezeichnung genommen werden kann.

Rüdiger. Laß uns die Sache etwas näher untersuchen. Verhältnisse müssen doch auch wohl zwischen Individuen statt finden? Schon hier ist ein Fall, wo sie nicht durch Verbindungen veranlaßt werden.

Wilhelm. Sollte dieser Fall nicht noch einigen Zweifel unterworfen seyn?

Rüdiger. Besteht nicht zwischen Mann und Weib; Vater und Sohn; Freund und Freund; Herr und Diener; Bürger und Bürger — ein bestimmtes Verhältniß? und könnte mann deren nicht noch viele andere anführen?

Wilhelm. Allerdings wohl. Allein diese scheinen doch, zum Theil wenigstens, aus Verträgen zu entstehen, und wo diese sind, da sind doch Verbindungen.

Rüdiger. Ich überlasse es dir, diese abzusondern, und ich hoffe, es wird mir nicht fehlen, dir mannigfaltige andere Verhältnisse dafür zu nennen, die durchaus nicht aus Verträgen oder Verbindungen entspringen. Nimm nur das Verhältniß zwischen dem Klugen und Dummen; zwischen dem Lehrenden und Lernenden.

Wilhelm. Allerdings sind diese Verhältnisse, die nicht aus Verbindungen entstehn; wiewohl man doch auch nicht sagen kann, daß sie nur unter Individuen statt fänden.

Rüdiger. Wie verstehst du das?

Wilhelm. Ich meine, daß es mehrere von einer Art geben kann, und diese Arten bilden dann die gegenseitigen Verhältnisse. Es giebt ja der Dummen eine große Anzahl, der Klugen ebenfalls. Der Väter, der Söhne; der Männer, der Weiber; der Guten, der Bösen — und welche dergleichen du immer noch nennen würdest, kann ich mir doch in einer größern Anzahl gedenken; alle diese auch wieder unter eine Klasse zusammen fassen, und diese beiden Arten in Verhältnisse gegen einander stellen.

Rüdiger. Allerdings, wie das Individuum, so die Art.

Wilhelm. Also kann man wohl annehmen: was bei dem Einzelnen das Verhältniß bildet; veranlaßt es auch bei soviel tausenden?

Rüdiger. Ist dies gegründet, so muß sich daraus folgern lassen: Verhältnisse würden dadurch hervorgebracht, wodurch mehrere Indivi-

duen unter eine Hauptbeziehung zusammen gefaßt würden?

Wilhelm. Ich glaube Ja. Denn die Eigenschaften, welche den allgemeinen Begriff, Vater, oder Sohn, oder Lehrer und Lernender bilden, veranlassen und bestimmen auch das Verhältniß zwischen diesen.

Rüdiger. Und zwar wohl im Allgemeinen, wie im Einzelnen?

Wilhelm. Allerdings. Denn ein einzelner Lehrer kann diese Bezeichnung nur durch die Eigenschaften erhalten, wodurch dieselbe tausende erhalten.

Rüdiger. Also Eigenschaften wären es nach deiner Angabe, welche hier die Verhältnisse bilden.

Wilhelm. Ohne Zweifel, wenn mich nicht alles trügt.

Rüdiger. Und so müßten sich wohl nach der Verschiedenheit und Aehnlichkeit dieser Eigenschaften auch die Verschiedenheit und Aehnlichkeit dieser Verhältnisse auffinden; sie selbst darnach näher bestimmen, und unter einander zur bessern Uebersicht ordnen lassen?

Wilhelm. Ich sehe hierin keine Schwürigkeit.

Rüdiger. Nun so dächt ich, wir machten einmal einen Versuch. Alle Eigenschaften, welche du an den Menschen wahrnimmst; wonach würdest du die im Allgemeinen bestimmen?

Wilhelm. Doch wohl zunächst, in sofern sie ihm natürlich sind, oder nicht.

Rüdiger. Nicht natürlich? ist das so viel, wie unnatürlich? Nimmst du bei Menschen auch unnatürliche Eigenschaften an?

Wilhelm. Wenigstens wollte ich jezt dies Mißverständniß nicht veranlassen.

Rüdiger. Nun so darfst du dich nur über den Ausdruck, natürlich, hier noch etwas näher erklären, und das Mißverständniß wird hoffentlich verschwinden.

Wilhelm. Eigenschaften, die dem Menschen natürlich sind, sind mir solche, die unmittelbar zu seinen Wesen gehören; die er bei seiner Entstehung zugleich mit bekommt; wozu ihm wenigstens die Anlagen uud Fähigkeiten mit angeboren werden.

Rüdiger. Dergleichen wären?

Wilhelm. Z. B. seine ganze eigentliche Organisation; seine Kräfte; seine Sprache; seine Empfindungs- und Vernunftsfähigkeit; überhaupt alles, was ihm wesentlich als Mensch angehört, und bei ihm sich finden muß, wenn wir ihm vom Thiere unterscheiden sollen.

Rüdiger. Und mit diesen stellst du nun in Gegensatz?

Wilhelm. Eigenschaften, die er sich erst erwerben muß. Als Fertigkeiten, Geschicklichkeiten, Kenntnisse, Klugheit.

Rüdiger. Und diese wären nicht in seiner Natur gegründet?

Wilhelm. Gegründet sind sie wohl darin; aber nur in der Fähigkeit dazu. Sie selbst kann er doch nur durch Uebung und Fleiß, größtentheils auch nur von andern, oder durch andere Menschen erlangen.

Rüdiger. Nun so wollen wir sie denn vorläufig mit der Benennung, erworbener Eigenschaften bezeichnen. Allein ich glaube, wir werden wohl thun, wenn wir diese Benen-

nung nicht ausschließend für diese Eigenschaften bestimmen. Wenigstens dürften wir erst noch nachfragen müssen, ob sich der Mensch keine Eigenschaften weiter erwerben könne, als die, welche du angegeben hast; und die denn doch bereits in den natürlichen Eigenschaften, also in seinem Wesen gegründet waren?

Wilhelm. Doch wohl: auch durch die Anwendung dieser Eigenschaften auf andere Menschen oder Sachen. Er kann reich, er kann geachtet werden. —

Rüdiger. Auch diese Eigenschaften sind erworben; allein sind sie auf gleiche Weise als jene erworben, und eben so mit unserm Wesen vereinigt?

Wilhelm. Wie es mir scheint, weder das Eine noch das Andere. Sie werden nie mit unserm Wesen vereinigt; sondern nur mit unserer Person verbunden, und bleiben stäts dem Zufalle unterworfen.

Rüdiger. Daher sollte man leicht auf die Idee gerathen, sie mehr für ein Verhältniß, als für Eigenschaften zu halten. Denn worin besteht z. B. die Eigenschaft, geachtet?

Wilhelm. Doch wohl darin, daß dem Geachteten von dem Urtheile anderer vorzügliche Eigenschaften beigelegt werden.

Rüdiger. Demnach könnte man sie auch wohl so beschreiben: sie sey das Verhältniß, in welchem das Urtheil anderer Menschen zu den Eigenschaften des Geachteten stünden?

Wilhelm. Wenigstens hängt es von diesem Urtheile ab, ob er geachtet bleiben, oder nicht ferner geachtet seyn soll.

Rüdiger. Und wennehr verdient der andere das Beiwort, reich?

Wilhelm. Wenn er eine auszeichnende Summe von äußern Gütern besitzt.

Rüdiger. Und wennehr kann ich sagen, daß er dieselben besitze?

Wilhelm. Doch wohl, wenn er dieselben mit seiner Person verbunden, dieselben von seiner freien Willkühr abhängig gemacht hat.

Rüdiger. Siehst du nun, worin die Eigenschaft, reich, eigentlich besteht?

Wilhelm. Offenbar in dem Verhältnisse, in welchem die willenlosen Dinge, so man Güter oder Sachen nennt —

Rüdiger. Und deren sind?

Wilhelm. Grundstücke, Kostbarkeiten, Geld — sich zu seiner Person befinden. Denn ob sie ihn angehören, seiner Willkühr unterworfen sind, oder nicht, das ist doch ein Verhältniß.

Rüdiger. Ich bin völlig deiner Meinung. Allein wie kann man denn ein Verhältniß zu einer Eigenschaft machen? Hier ist doch wohl eine Verwirrung der Vorstellungen?

Wilhelm. Doch wohl nicht so ganz ausgemacht. Denn sollten nicht auch Verhältnisse wieder Eigenschaften veranlassen können. Dieser Besitz so vieler Sachen ist ihm doch vor tausend andern ausschließlich eigen; muß also auch für ihm eine Auszeichnung werden können.

Rüdiger. Du magst recht haben; denn mir fällt ein, daß wir bereits zur andern Zeit wahrgenommen haben, daß der Reichthum auch mächtig machen, und einen oder wenige sogar zu Herrschern anderer erheben könne.

Wilhelm. Genau genommen, gründen sich diese Eigenschaften auch wohl wieder auf Verhältnisse; oder bestehen in Verhältnissen.

Rüdiger. Sie geben aber doch immer auch allgemeine Beziehungen an, und es werden wieder allgemeine Verhältnisse durch sie gebildet.

Wilhelm. Das freilich; denn zwischen Mächtigen und Ohnmächtigen, Herrschern und Unterthanen — ist ein sehr allgemeines und bestimmtes Verhältniß —

Rüdiger. Dessen nähere Bestimmungen für unsern jetzigen Zweck entbehrlich, auch zur andern Zeit hinlänglich angegeben sind.

Jezt wird es zweckmäßiger seyn, einen Rückblick auf die verschiedenen Arten von Eigenschaften zu werfen, um danach unsern Gesichtspunkt für die dadurch veranlaßten Verhältnisse zu bestimmen. — Wie würdest du die allgemeine Bestimmung nun jezt machen?

Wilhelm. Mich dünkt, die allgemeine Bestimmung, welche sich am natürlichsten aus unserer Untersuchung ergiebt, würde seyn: natürliche Eigenschaften — erworbene Eigenschaften. —

Rüdiger. Allein du wirst dich erinnern, daß manche erworbene Eigenschaften in der Natur des Menschen ebenfalls gegründet waren; dies könnte doch wohl deiner Eintheilung einen nicht ganz ungerechten Tadel zuziehen.

Wilhelm. Man könnte sagen, die eine Abtheilung umfasse einen Theil der Gegenstände, welche für die andere bestimmt sind? —

Rüdiger. Allerdings; und wäre es auch nur gewissermaßen. —

Wilhelm. Nun, so wollen wir anstatt natürlich, angeborn setzen; — dann wird uns doch dieser Tadel nicht weiter treffen?

Rüdiger. Nein, diese Bezeichung scheint mir allerdings hinlänglich bestimmt.

Wilhelm. Also angeborne und erworbene Eigenschaften. Die erstern —

Rüdiger. Scheinen wenigstens für unsern Zweck keine nähere Bestimmung zu bedürfen, aber die letzteren?

Wilhelm. Wären dann wohl innere oder äußere — ich verstehe hierunter die Verhältniß-Eigenschaften.

Rüdiger. Gut; ich verstehe dich; auch will ich dir die Mühe eines weitern Distinguirens erlassen, denn wir bedürften wohl dieser kaum, um wahrzunehmen, in wiefern die Bestimmung der Verhältnisse auch von Eigenschaften abhängt.

Wilhelm. Dieser doch wohl; denn alle diese verschiedenen Arten von Eigenschaften veranlaßten auch verschiedene Verhältnisse.

Rüdiger. Das freilich; allein für jezt ist es uns nur um eine allgemeine Abtheilung der Verhältnisse zu thun; und du wirst dich erinnern, daß wir schon die Verbindungs-Verhältnisse als die eine Hälfte davon angenommen haben. Demnach würde also die andere nun seyn:

Wilhelm. Eigenschafts-Verhältnisse

Rüdiger. An sich richtig, aber auch dem Sprachgebrauche eben so angemessen?

Wilhelm. Dem freilich nicht.

Rüdiger. Und diesen müssen wir nicht unnöthig umstoßen, wenn wir verständlich werden wollen. Ueberdem dürfte auch diese Abthei-

lung noch wohl zu allgemein ausfallen, denn manche Eigenschafts-Verhältnisse — z. B. die so auf äußern; — auch selbst auf manchen inneren erworbenen beruhen — möchten sich wohl unter den Verbindungs-Verhältnissen wieder finden.

Wilhelm. Dann würde vielleicht sicherer seyn: die eine Abtheilung der Verhältnisse nach den natürlichen — angebornen und erworbenen — Eigenschaften allein zu bestimmen; und diese natürliche Verhältnisse zu nennen?

Rüdiger. Getraust du dich dann die übrigen alle unter eine Bezeichnung zu bringen?

Wilhelm. Ich dächte: Alle äußere erworbenen Eigenschaften, alle Verbindungen sind doch an sich die Sache der Geschicklichkeit, oder Kunst; —

Rüdiger. Ich verstehe, du willst also hier künstliche Verhältnisse den natürlichen, oder von der Natur selbst veranlaßten entgegensetzen?

Wilhelm. So denke ich, mein Vater. Und sollte dies nicht eine richtige und hinlängliche Unterhaltung geben.

Rüdiger. Ich für mein Theil, bin wenigstens für jezt damit zufrieden. Für eine nähere Untersuchung werden freilich auch nähere Bestimmungen erforderlich seyn. Doch diese zu seiner Zeit. Für jezt wollen wir abbrechen.

Fünftes Gespräch.

Nähere Bestimmung des Begriffs: natürliche und moralische gesellschaftliche Verhältnisse.

Rüdiger. Wonach bestimmtest du also die natürlichen Verhältnisse?

Wilhelm. Nach den in der menschlichen Natur wesentlich gegründeten, theils angebornen, theils erworbenen Eigenschaften.

Rüdiger. Ist diese Bestimmung richtig, wie ich sie dafür halte; so wird dein Nachdenken auch leicht daraus entwickeln können: wodurch diese Eigenschaften im Allgemeinen veranlaßt und modificirt werden?

Wilhelm. Doch wohl durch das, was das Wesen des Menschen, oder die menschliche Natur ausmacht.

Rüdiger. Und dies wäre?

Wilhelm. Die wesentlichen Kräfte und Triebe des Menschen.

Rüdiger. Hieraus ließe sich denn wohl folgern, daß, nach der nähern Bestimmung dieser Kräfte und Triebe, auch die natürlichen Eigenschaften, und durch diese wieder die natürlichen Verhältnisse anzugeben wären.

Wilhelm. So scheint es mir.

Rüdiger. Nun einen flüchtigen Ueberblick jener Kräfte und Triebe. In sofern dieselben das Wesen der menschlichen Natur ausmachen; so dürfen wir ja nur auf diese einen flüchtigen Blick werfen, um jene im Allgemeinen näher bestimmen zu können.

Wilhelm. Ohne Zweifel; und wenn ich nicht irre, so deutest du auf die Unterscheidung unter dem Physischen und Moralischen in der menschlichen Natur, und wirst danach auch die physischen und moralischen Kräfte und Triebe bestimmen wollen.

Rüdiger. Du hast es errathen; und wirst eben so leicht nun die Anwendung davon auch auf Verhältnisse machen können.

Wilhelm. Ich verstehe; diesem zufolge würden denn die natürlichen Verhältnisse auch wieder eine Abtheilung in physische und moralische Verhältnisse erleiden.

Rüdiger. In sofern sie durch die physischen oder moralischen Eigenschaften des Menschen bestimmt würden. Hiegegen ist nichts einzuwenden. Gleichwohl möchte ich behaupten, daß in gewissem Betrachte alle natürliche Verhältnisse überhaupt, moralische Verhältnisse genannt werden könnten.

Wilhelm. Wie das? mein Vater.

Rüdiger. Auch die Moralischen heißen natürliche Verhältnisse, weil sie durch natürliche Kräfte und Triebe veranlaßt werden. Nicht wahr, so haben wir angenommen?

Wilhelm. So viel ich mich erinnere, und einsehen kann, auch richtig.

Rüdiger. Und nun bleiben sich alle diese Kräfte und Triebe selbst überlassen? Oder erleiden sie nicht, insbesondere je mehr sie sich ausbilden, nähere Modifikationen und Bestimmungen?

Wilhelm. Allerdings, durch die Grundsätze der Sittlichkeit.

Rüdiger. Darnach dürften also auch wohl die Verhältnisse derselben im allgemeinen beständig zu bestimmen und zu beurtheilen seyn?

Wilhelm. Das ist nicht zu leugnen; denn alle Kräfte und Triebe müssen, zu allen Zeiten und unter allen Umständen, dem Sittengesetze unterworfen seyn.

Rüdiger. Also dürften ferner alle würklich bestehenden Verhältnisse darnach zu beurtheilen und zu berichtigen seyn; in sofern sie dessen bedürfen sollten?

Wilhelm. Sicher ist jedes Verhältniß, was diese Probe nicht aushält, im gewissen Betrachte unnatürlich;

Rüdiger. Also auch wohl jedes natürliche Verhältniß in gewissem Betrachte ein moralisches zu nennen?

Wilhelm. Allerdings, mit völligem Rechte.

Rüdiger. Allein sollte sich nicht noch ein Grund, und vielleicht noch ein einleuchtender Grund auffinden lassen, warum die natürlichen

Verhältnisse moralische genannt zu werden verdienten. Wenn alle diese Kräfte und Triebe dem Sittengesetze untergeordnet sind; so muß ich doch wohl einen Zweck bei ihnen voraussetzen?

Wilhelm. Auch ist dieser Zweck nicht zu verkennen.

Rüdiger. Und ein Zweck, der nur durch moralische Mittel, durch die Ausübung des Sittengesetzes erreicht werden kann, kann uns über seine allgemeine Bestimmung wohl nicht zweifelhaft lassen.

Wilhelm. Gewiß nicht; es fällt in die Augen, daß durch moralische Mittel auch nur moralische Zwecke erreicht werden können.

Rüdiger. Und nun die Mittel zu diesem moralischen Zwecke des Menschen; wo würdest du dieselben suchen?

Wilhelm. Wo anders, als in seiner Natur und den durch dieselbe veranlaßten Verhältnissen.

Rüdiger. Also wissen wir in Beziehung auf diese nun? —

Wilhelm. Das sie moralischen Bestimmungen unterworfen sind; einen moralischen

Zweck haben; in beiden Rücksichten dem Sittengesetze unterworfen sind; —

Rüdiger. Und folgern nun daraus?

Wilhelm. Daß diese natürlichen Verhältnisse auch mit allem Fuge, moralische, genannt werden könnten.

Rüdiger. Wenigstens wollen wir uns als hinlänglich dazu berechtigt ansehn. Doch dürften wir uns dieses Ausdrucks dann hauptsächlich erst bedienen, wenn wir diesen moralischen Verhältnissen erst die politischen entgegen stellen werden. Für jezt lassen wir diese außer Acht; und dürfen daher auch fürs erste in der Wahl der verglichenen Beiworte so ängstlich nicht seyn.

Wilhelm. Sollte gleichwohl der Ausdruck, natürliche, nicht der bessere seyn, da wir ihnen doch jezt nur die künstlichen, durch Verbindungen, entgegen setzen?

Rüdiger. Diese Bemerkung ist allerdings für die Wahl entscheidend; und so wollen wir denn diese allgemeine Abtheilung fürs Erste zum Grunde legen.

Sechstes Gespräch.

Uebersicht der natürlichen Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft.

Wilhelm. Endlich, mein Vater, werden wir doch nun zu der nähern Bestimmung der Verhältnisse selbst kommen. Mich dünkt, wir haben uns lange im Vorhofe aufgehalten.

Rüdiger. Doch auch, denke ich, nicht zu lange. Denn ich müßte mich sehr irren, oder wir haben dadurch ein Beträchtliches für unsere Absicht gewonnen; und können desto rascher fortgehn. Laß uns nun deinen Entwurf der allgemeinen Eintheilung näher durchnehmen.

Wilhelm. Ich habe geglaubt, am sichersten bei der allgemeinsten — vielleicht könnte man auch sagen — der Natürlichsten den Anfang zu machen. Wenigstens wird dadurch von der Natur wohl am bestimmtesten das ganze

menschliche Geschlecht in zwei große Hälften abgesondert.

Rüdiger. Du deutest, wie ich merke, auf das Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechts?

Wilhelm. Und habe ich nicht Recht, dies Verhältniß als das Allgemeinste zum Grunde zu legen? Die Uebrigen sind doch nur wieder Verhältnisse in diesem Verhältnissen.

Rüdiger. Und wäre auch dies nicht so ganz ohne Einschränkung anzunehmen: so erhalten sie doch mehr oder weniger nach diesem Verhältnisse, auch ihre nähere Bestimmung.

Wilhelm. So denke ich; und zwar scheint es mir, als ob zunächst und ganz besonders dies von dem Verhältnisse der Ehe gesagt werden könne; dessen richtige Bestimmung gar nicht möglich ist, wenn man nicht die Grenzen jenes vorher genau abgestochen, und gehörig befestigt hat.

Rüdiger. In Rücksicht auf unsere vorausgeschickte Grundabtheilung, zu was für einer Art von Verhältnissen würdest du die eben angeführten rechnen?

Wilhelm. Doch wohl ohne Zweifel zu den natürlichen.

Rüdiger. Auch die Ehe?

Wilhelm. Allerdings; und sollte ich nicht?

Rüdiger. Die Ehe gründete sich, dächt' ich, auf einen Vertrag, und wäre mehr die Sache der Kunst.

Wilhelm. Wie sie jezt bestehet, magst du recht haben; allein sie gründet sich doch zunächst und ganz eigentlich in natürlichen Trieben, und der Vertrag ist nur eine Form, welche die Konvenienz für gut gefunden hat.

Rüdiger. Also glaubst du, die wesentlichen Bestimmungen des ehelichen Verhältnisses lägen in den natürlichen Trieben oder Eigenschaften, und der Vertrag enthalte nur die Zufälligen?

Wilhelm. Dies ist meine Meinung. Auch für das Verhälniß zwischen Eltern nnd Kinder bestehen Gesetze, oder wenn sie nicht bestehen, können sie doch verfaßt und eingesetzt werden. Wird man deshalb dieses Verhältniß unter die künstlichen rechnen?

Rüdiger. Aber wie, wenn nun diese gesetzlichen Bestimmungen ihm eine andere Modifikation gäben, als die Natur; dann würden doch beide keine natürliche Verhältnisse mehr genannt werden können?

Wilhelm. Dann freilich nicht; allein dann könnte oder müßte man wohl eigentlich sagen, das Verhältniß sey zu Grunde gerichtet, zerrüttet. Ein natürliches Verhältniß, wenn es aufhört, ein natürliches zu seyn, hört auch auf, ein moralisches zu seyn, und stimmt also nicht mehr mit der menschlichen Natur überein.

Rüdiger. Mag dies für jezt beruhen, und diese Verhältnisse denn als natürliche angesehen, und in dieser Qualität beibehalten werden. Welche woren deren also, und in welcher Ordnung?

Wilhelm. Zuerst, das Verhältniß des Mannes und Weibes im Allgemeinen;

sodann das nähere des Mannes und Weibes in der ehelichen Verbindung,

und drittens, das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, und umgekehrt.

Rüdiger. Laß uns hier einen Augenblick verweilen, um die Gesichtspunkte aufzufassen, aus welchen wir diese Verhältnisse besonders näher zu betrachten haben.

Wilhelm. Hier wirst du mir zu Hülfe kommen müssen; denn ich gestehe, hierauf nicht gehörig vorbereitet zu seyn.

Rüdiger. Wirf dann einen flüchtigen Rückblick auf unsere vorläufige Bestimmung der natürlichen Verhältnisse überhaupt. Was nahmen wir an, wonach Verhältnisse dieser Art bestimmt würden?

Wilhelm. Nach Eigenschaften, wenn ich nicht irre.

Rüdiger. Und zwar nach natürlichen Eigenschaften; ein Zusatz, der hier gerade nicht überflüssig seyn dürfte. Wenden wir nun dies zuerst auf das allgemeine Geschlechts-Verhältniß zwischen Mann und Weib an, so kann es dir nicht schwer werden, selbst anzugeben, worauf wir hier zuerst unsere Aufmerksamkeit zu richten haben.

Wilhelm. Doch wohl auf die natürlichen Eigenschaften und Anlagen beider.

Rüdiger. Demnach können allerdings nur Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, also Verhältnisse bestimmt werden. Nun aber wirst du dich aus anderweitigen Unterredungen erinnern, daß bei vernünftigen Wesen sich auf diese Eigenschaften auch Rechte zu gründen pflegen und daß in Verhältnissen dergleichen gegenseitigen Rechte auch zu gegenseitigen Ansprüchen Veranlassungen und Befugniß geben. Hieraus läßt sich denn wohl auch in Beziehung auf dies Verhältniß ein zweiter Standpunkt der Untersuchung bestimmen.

Wilhelm. Und gewiß ein sehr wichtiger.

Rüdiger. Und welcher? um ihn genau anzugeben —

Wilhelm. Zur Untersuchung der gegenseitigen natürlichen Rechte des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Rüdiger. Wo Rechte sind, da können Leistungen gefodert, auch wohl erzwungen werden. Dies kann also in diesem Verhältnisse gegenseitig geschehen?

Wilhelm. Ohnstreitig.

Rüdiger. Die Obliegenheit, die Leistungen zu entrichten, sind daher eben so gut wechselseitig, als die Rechte.

Wilhelm. Das ist vollkommen klar.

Rüdiger. Sie sind also auch wohl für beide Theile eben so wichtig, als Anfoderungen der Rechte?

Wilhelm. Wie sollten sie nicht!

Rüdiger. Hat nicht der Sprachgebrauch einen gangbarern Ausdruck für die Obliegenheit heit dieser Leistungen?

Wilhelm. Doch wohl Pflichten. —

Rüdiger. Und werden wir nun noch über den dritten Standpunkt für unsere Untersuchung ungewiß bleiben?

Wilhelm. Mir scheint es wenigstens nicht. Denn ich würde die aus dem gegenseitigen Rechten entspringenden gegenseitigen Pflichten dafür annehmen.

Rüdiger. Und meiner Einsicht nach würdest du den einzig richtigen treffen.

Sind wir nun soweit gekommen, und haben wir gefunden, daß auch das Weib so gut als

der Mann auf seine Menschenrechte Anspruch machen könne, und also nicht bloß Pflichten zu leisten habe; so dürfte uns denn noch wohl die Verwunderung etwas aufhalten: daß dies Verhältniß so lange verkannt, und das Weib von dem Manne so empörend und ungerecht unterjocht ist.

Wilhelm. Ist das geschehen?

Rüdiger. Nicht nur geschehen, sondern geschieht zum Theil fast überall noch jezt in der größern Welt, fast durch alle Stände.

Wilhelm. Aber wie ist dies möglich? Wie konnte dies zugehn?

Rüdiger. Das werden wir dann näher untersuchen. Jezt würde es uns zuweit führen. Soviel läßt sich indessen in voraus ahnen, daß wir darin einen der auffallendsten Beweise, von der Ausartung der menschlichen Natur, finden werden.

Wilhelm. Das kann nicht anders seyn; denn dergleichen Unterjochung findet sich ja nicht einmal bei den Thieren.

Rüdiger. Diese Auseinandersetzung wirst du doch auch schon als eine schickliche Einleitung

in die Untersuchung, über das eheliche Verhältniß, finden?

Wilhelm. Sicher; denn dieses Verhältniß kann ja nur auf die rechtliche Bestimmung jenes gegründet seyn. Wo das männliche Geschlecht das Weibliche unterjocht hat; da wird ja ohne Zweifel auch jedes Weib als die Sclavin ihres Mannes erscheinen.

Rüdiger. Das läßt sich wohl nicht anders gedenken.

Wilhelm. Und ist doch höchst abscheulich! —

Rüdiger. Wenigstens höchst ungerecht! Doch davon in der Folge mehr. Jezt stößt mir zunächst die Bemerkung auf, daß, wiewohl du das eheliche Verhältniß zu den natürlichen rechnest, doch eine Art von Verbindung in demselben nicht abgeleugnet werden könne; also auch wohl eben so wenig die allgemeine Bedingung, welche bei einer jeden Verbindung als unnachläßig vorausgesetzt werden muß.

Wilhelm. Freilich; einen Zweck muß eine jede Verbindung haben.

Rüdiger. Nichts weiter?

Wilhelm. Es müssen auch wohl Rechte in derselben statt finden.

Rüdiger. Aus welchem Gesichtspunkte würde also diese Verbindung hauptsächlich zu beurtheilen seyn?

Wilhelm. Aus dem Gesichtspunkte des Rechts und des Zwecks; oder von Sitten ihrer Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit.

Rüdiger. Und sollte nicht eine jede Verbindung von beiden Seiten wieder in einer doppelten Rücksicht untersucht werden können?

Wilhelm. Wenigstens bietet sie sich mir nicht gleich dar.

Rüdiger. Was meinst du, sollten daurende Verbindungen wohl, während einer langen Dauer, stäts ihrer ursprünglichen Beschaffenheit und Bestimmung treu geblieben seyn?

Wilhelm. Die Erfahrung, glaube ich oft gehört zu haben, lehre das Gegentheil.

Rüdiger. Ist diese Erfahrung im Allgemeinen gültig, so bleibt uns kein Grund, warum wir sie nicht auch auf dieses Verhältniß an-

wen-

wenden wollten, oder anwenden mußten. Es muß sich also uutersuchen lassen zuerst: —

Wilhelm. In Rücksicht auf das, was es ursprünglich war, und welche Bestimmung es hatte? —

Rüdiger. Und sodann?

Wilhelm. In Rücksicht auf das, was sich nachher, sowohl sein inneres Verhältniß, als seinen Zweck betreffend, darin verändert hat.

Rüdiger. Nachher? Welchen Zeitpunkt verstehst du unter diesem nachher?

Wilhelm. Mich dünkt, es ist willkührlich.

Rüdiger. Warum nimmst du denn nicht den Zeitpunkt, welcher uns am nächsten angeht?

Wilhelm. Also würde die Frage der Untersuchung seyn: welche Zwecke und innere Verhältnisse hat die Ehe jezt?

Rüdiger. Richtig, mein Sohn. Und was denkst du nun von der Wichtigkeit dieser Untersuchung?

Wilhelm. Ich halte sie für höchst wichtig! Für eine der Wichtigsten, die es geben kann.

Rüdiger. Und warum? doch wohl weil sie dich so nahe angeht?

Wilhelm. Ich verstehe die Frage und dein Lächeln. Allein diesmal dachte ich doch nicht sowohl an mein unbedeutendes Ich: als vielmehr an das Glück der ganzen Menschheit —

Rüdiger. Also glaubst du, daß dies Verhältniß einen beträchtlichen Einfluß darauf habe?

Wilhelm. Einen beträchtlichen? Du scherzest noch! — Den höchsten, den entscheidendsten! Ist doch das eheliche Verhältniß die Quelle aller Freuden des menschlichen Lebens —

Rüdiger. Der Himmel erhalte dich bei diesem Glauben, mein Sohn. Wenn der Einfluß so entscheidend ist für Glückseligkeit, so muß er sich auch wohl auf Sittlichkeit äußern.

Wilhelm. Ohne Zweifel; denn ohne diese kann doch keine reine Glückseligkeit gedacht werden.

Rüdiger. So kann es denn wohl auf keine Weise außerhalb dem Wege unserer Untersuchung liegen; die Begriffe von Sittlichkeit in der Ehe zu prüfen!

Wilhelm. Wenn man nicht als unstreitig annehmen darf, daß sie überall die lautersten und edelsten sind.

Rüdiger. Bei uns möchte dies angehn; und dennoch wie leicht mischt sich Begierde und Leidenschaft ein, und führt uns von der Bahn der Vernunft und Sittlichkeit abwärts!

Wilhelm. Ach freilich nur zu leicht! — War ich doch auch schon in dieser Gefahr! —

Rüdiger. Wenn nun der Einfluß auf Sittlichkeit so entschieden ist; so wird es doch auch gewiß nicht überflüssig seyn, nachzuforschen; wo er am ersten und am stärksten ausströme?

Wilhelm. Liegt dies nicht schon deutlich am Tage? kann es sich unmittelbarer und sichrer äußern, als in der Erziehung der Kinder?

Rüdiger. Dem zufolge würde man also kaum das eheliche Verhältniß näher untersuchen können, ohne auch zugleich auf das Verhältniß der Eltern und Kinder Rücksicht zu nehmen?

Wilhelm. Es scheint ja sogar einen Theil desselben auszumachen.

Rüdiger. Von der einen Seite allerdings. Allein, besonders wenn die Kinder heranwachsen, bildet sich doch ein ganz eigenthümliches Verhältniß; welches sich wesentlich von den ehelichen unterscheidet, und seine besondern Bestimmungen gegenseitiger Rechte und Pflichten hat.

Wilhelm. Ich sehe es jezt ein; ja ich glaube, daß sich sogar ein doppeltes Verhältniß bildet.

Rüdiger. Ich wünschte, du erklärtest dich näher. —

Wilhelm. Ich meine: es bilde sich ein ganz eigenes Verhältniß während der Unmündigkeit der Kinder; ein ganz anderes während ihrer Mündigkeit.

Rüdiger. Diese Unterscheidung finde ich eben so richtig, als nothwendig. Wir wollen sie daher nicht außer Acht lassen für die Folge unserer Untersuchung.

Siebentes Gespräch.

Fortsetzung des Vorigen.

Rüdiger. Dies sind freilich die Verhältnisse, deren richtige Einsicht für dich jezt zunächst ganz besonders wichtig seyn muß. Denn beiden werden nicht nur zunächst, und strenger als alle andern, eine gewissenhafte Ausübung deiner Pflichten von dir fodern: sondern in diesen bist du noch ein völliger Neuling; wenigstens eine Anwendung. Du wirst auch hier vielleicht manche von den Schwürigkeiten finden, welche sich fast überall einstellen, wo wir zuerst anfangen, unsere Erkenntniß in Handlung übergehen zu lassen. Doch hoffe ich, dein Herz wird deinem Kopfe zu Hülfe kommen; dein Gefühl deinen Einsichten die Bahn längst gebrochen haben.

Wilhelm. So hoffe auch ich; und wenn ich der Stimme meines Herzens trauen dürfte,

konnte ich sagen: ich weiß es gewiß. Nie ist Zuversicht und Vertrauen lebendiger und würksamer in mir gewesen, als jezt.

Rüdiger. Und Zuversicht und Vertrauen — versteht sich von der Vernunft geleitet — läßt selten, oder nie zuschanden werden. Indeß, mein Sohn, wirst du über diese, für dich allerdings höchst wichtigen und interessanten Verhältnisse, nicht alle andere vergessen; deren doch auch manche mit dem Herzen allerdings noch nahe verwandt sind.

Wilhelm. Nie werde ich dies; so wenig ich ihrer werde im Leben etbehren können.

Rüdiger. Auch gestehe ich dir aus eigener Erfahrung, daß selbst bei der glücklichsten Häuslichkeit, dennoch dem Herzen ein Bedürfniß für Freundschaft und Liebe, und den geselligen Umgang, der auf beide gegründet ist, übrig bleibt. Ja es ist, als ob dann, wenn in der häuslichen Verbindung unser Herz recht viele und angenehme Nahrung findet, es dadurch auch für die geselligen Gefühle noch mehr Empfänglichkeit behalte; Freundschaft und Liebe ihm immer mehr unentbehrliches Bedürfniß werde.

Wilhelm. Und sollte sich jemals eine Situation denken lassen, in welcher diese Gefühle unsern Herzen fremd würden? Dies Bedürfniß ist ja so fest in unserer Natur, daß ich mir nur mit der Zerstörung dieser, auch die Ausrottung jener denken kann.

Rüdiger. Wohl dir; und so Gott will, wirst du beständig so empfinden. Allein wiewohl allerdings diese Gefühle auf das innigste mit unserer Natur verwebt sind, so ist es doch leider nur zu wahr, daß sie aus dem Herzen vertilgt werden können; freilich häufig zugleich mit allen andern guten und edeln Empfindungen.

Wilhelm. Ich habe keinen Sinn für die Möglichkeit. Lieber wollte ich zehnmal sterben, als in einem solchen Zustande leben.

Rüdiger. Und dennoch giebt es selbst gute Menschen, welchen nach und nach die Empfindungen der Freundschaft und Liebe, jedes gefällige Wohlwollen fremd werden; welche ganz die Empfänglichkeit dafür verlieren; ja bei denen sich selbst eine gewisse Bitterkeit an die Stelle jener wohlwollenden Gefühle drängt, und keins derselben wieder aufkommen läßt.

Wilhelm. Wie ist das möglich, mein Vater? Gut zu seyn, und dennoch Bitterkeit gegen die Menschen im Herzen zu hegen!

Rüdiger. Meistens ist wohl Täuschung in der Freundschaft und Liebe selbst schuld daran. Man kannte sie nicht, nahm Schein für Würklichkeit, und — fand sich nachher betrogen. Wiederholte Fälle dieser würkten dann in reizbaren Gemüthern, erst Erkaltung — dann Verhärtung —

Wilhelm. Ich begreife zwar nicht, wie man auf die Weise getäuscht werden kann; geschieht es aber, so sollte ich glauben, dies könne wohl vorsichtiger, selbst vielleicht etwas ängstlich oder mißtrauisch machen; — aber alle wohlwollende Gefühle ausrotten, sogar erbittern? —

Rüdiger. Der Gang der Empfindungen ist nicht in aller Herzen gleich, mein Sohn; ein so allgemeines und rasches Urtheil kann daher nur zuleicht ungerecht werden. Die Herzen welche am meisten Bedürfniß der Freundschaft und Liebe haben, geben sich auch am leichtesten dahin, wo sie Befriedigung hoffen, und eine verführerische Lockung sie reizt. Denke dir nun

die größere Welt, und das, was du so oft aus unsers Herholds Munde von ihren Verhältnissen und Wesen gehört hast; und wirst du dann noch so zuversichtlich urtheilen?

Wilhelm. Dann sollte man aber in jenen Verhältnissen um so sorgfältiger Wahrheit von Falschheit und Trug unterscheiden lernen. —

Rüdiger. Man sollte! — Aber was jene Täuschungen vervielfältigt, erschwert auch diese Vorbereitung. Wir haben es leicht; wir könnten uns beinah dem Unterricht eigener Erfahrung ganz überlassen; — wenn er nicht dennoch immer zu lang wäre, auch einseitig bliebe. — Gleichwohl wird es uns wohlthätig werden, über Wesen und Verhältnisse der Freundschaft und Liebe nach zu denken, und Täuschung von Wirklichkeit unterscheiden zu lernen. Wie viel wichtiger muß dies nun noch für die größere Welt in einem großen und mannigfaltigen Gemische von Menschen seyn.

Wilhelm. Ich begreife dies wohl; hoffe aber auch zugleich, daß ich nie dahin kommen werde, unter solchen Umständen davon Gebrauch zu machen.

Rüdiger. Auch, denke ich, werden wir uns mehr auf das einschränken, was Liebe und Freundschaft ihrer Natur und Wesen nach eigentlich sey, was beiden gemein ist; was jede besonders charakterisirt. Die verschiedenen Arten der Entstehung und Aeußerung dieser Triebe und Gefühle; die Rechte und Pflichten, welche sich in denen durch sie bewürkten Verhältnissen ergeben, und die Gesetze, welche daraus abstrahirt werden können und müssen, sind für uns das Wichtigste, und erfodern unsere ganze Aufmerksamkeit, auch für unsern kleinen und einfachen Kreis.

Wilhelm. Nach meinem Gefühle sind Gesetze für ein Verhältniß überflüssig, in welchen das reine und lebendige Wohlwollen gebietet.

Rüdiger. Dennoch hoffe ich, dich zu überzeugen, daß es auch hier gefährlich seyn könne, sich diesen Gefühlen ganz zu überlassen; und daß es hier der Gesetze und Vorschriften der Vernunft und Sittlichkeit so gut, wie in allen unsern Verhältnissen bedürfe, um sicher zu gehn.

Wilhelm. Diesen Gesetzgebern mag ich mich, gewiß in keinem Verhältnisse, entziehen.

Rüdiger. Auch bedürfen wir ihrer wie in dem engern Kreise der Liebe und Freundschaft, eben so in dem weitern des geselligen Umgangs, zu welchen wir durch jenes gelangen, wenigstens gelangen können.

Wilhelm. Gewiß sind sie nahe mit einander verwandt; denn diese, wie jene, sind Kinder des Wohlwollens.

Rüdiger. Nach dem Gesetze der Natur allerdings. Diese verband das Wohlwollen mit den Menschen, damit er hier sich selbst die schönsten geselligen Freuden erwecken möchte. Die Zwillingstöchter desselben, Liebe und Freundschaft, sollten seine Begleiterinnen durchs Leben seyn, und den Menschen dem Menschen entgegen führen.

Wilhelm. Und thun es doch auch in der That.

Rüdiger. In deinem Alter, und bei einem Herzen, als das deinige, wohl. Aber weiter hin wird das Herz nach und nach kälter. Auch verleuchnen die verschiedenen Grade des Alters, der Fähigkeiten der Kultur ihren Einfluß nicht. Wo bürgerliche Verhältnisse mit den gesellschaftlichen zusammen treffen; die kalte

Pflicht die warmen Gefühle zurückweist — da wirst du die Unentbehrlichkeit fester Grundsätze und sicherer Anweisungen doch gewiß nicht in Zweifel ziehen?

Wilhelm. Vielmehr bin ich davon auf das lebhafteste überzeugt.

Rüdiger. Hier wären wir denn an der Grenze der natürlichen Verhältnisse. Indem wir hier über dieselbe hinaus blicken, werden wir noch innerhalb des geselligen Lebens manche Verhältnisse gewahr, die zu den künstlichen gerechnet werden müssen; wiewohl sie eigentlich nur willkührliche Modifikationen der natürlichen sind. Einige davon haben wir vorhin bereits näher angesehen; du wirst sie daher leicht wieder erkennen.

Wilhelm. Wir haben, vorzüglich bei Gelegenheit der Ehe und des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern, auch schon einer solchen Modifikation erwähnt, wenn ich mich nicht irre.

Rüdiger. Und diese sind es, welche ich hier vorzüglich im Sinn hatte. Man hat für nöthig gefunden, bestimmte Gesetze für dieselben zu geben; um dadurch für beide Verhältnisse

um so genauere Grenzen zu ziehen, sie gegen jede Ausartung zu bewahren.

Wilhelm. Ich gestehe, daß mir diese Fürsorge überflüssig scheint.

Rüdiger. Und doch bin ich überzeugt, wirst du, wenn wir die Sache erst näher untersucht haben, eingestehen müssen, daß sie nichts weniger als überflüssig sey.

Wilhelm. Du machst mich sehr begierig nach dieser Untersuchung.

Rüdiger. Für jezt mußt du dich dennoch beruhigen, und ich mich begnügen, dich an die Einwendungen zu erinnern, die ich dir vorhin machte, als du das eheliche Verhältniß zunächst unter die Natürlichen rechnetest.

Wilhelm. Ich gestand dir schon damals zu, daß die Ehe allerdings auch als ein künstliches Verhältniß betrachtet werden könne.

Rüdiger. So wird es dir jezt nicht schwer werden, die Grenzen zwischen beiden anzugeben.

Wilhelm. Als natürliches Verhältniß zeigt es sich, in sofern es durch natürlich gegenseitige Rechte und Pflichten

beider Geschlechter und durch seinen natürlichen Zweck bestimmt wird; — wenn ich nicht irre —

Rüdiger. Das ich nicht bemerkte, — und als künstliches?

Wilhelm. Wenn nun auf jene natürliche Rechte und Pflichten positive Vorschriften und Anordnungen gebaut werden.

Rüdiger. Könnte oder muß man nicht noch einen künstlichen Zweck hinzusetzen; um die Verschiedenheitsbestimmung zu vollenden?

Wilhelm. Meinem Gefühle nach ist es an dem natürlichen vollkommen genug; auch begreife ich nicht, was dies für ein künstlicher Zweck seyn könnte.

Rüdiger. Und doch liegt er sehr nahe. Solltest du nicht darauf verfallen, daß man die Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft als einen solchen künstlichen Zweck annehmen könne.

Wilhelm. Das wäre freilich ein künstlicher.

Rüdiger. Und wäre es nicht nur, sondern ist es würklich. Was wirst du sagen, wenn

man aus diesem Gesichtspunkte die Ehe ganz eigentlich als eine Staatsangelegenheit betrachtet; und durch Gesetze geboten hat, daß, und wie, unter welchen Bedingungen, und in welchen Verhältnissen die Staatsbürger heurathen sollen?

Wilhelm. Für jezt kann ich mich nur darüber verwundern.

Rüdiger. Doch auch darüber für dich vorläufig nachdenken. Jezt wünsche ich indessen deine Aufmerksamkeit einen Augenblick noch auf einen verwandten Gegenstand zu lenken. Wir haben vorhin schon das Bedürfniß der Geselligkeit und die natürlichen Verhältnisse, welche sich hieraus bilden, berührt.

Wilhelm. Und wären auch diese in künstliche Verhältnisse übergegangen?

Rüdiger. Nicht allgemein und überall; aber es haben sich doch manche künstliche Verhältnisse in den natürlichen gebildet; es sind Verbindungen entstanden, welche den Genuß der Geselligkeit ganz eigentlich zu ihren bestimmten Zweck gemacht, und zur Erreichung desselben

Gesetze und Anordnungen veranlaßt und nöthig gefunden haben.

Wilhelm. Ist das möglich?

Rüdiger. Du erstaunst hierüber?

Wilhelm. Ich gestehe, dies erregt meine Verwunderung noch mehr, als alles bisher gehörte.

Rüdiger. Und wie so?

Wilhelm. Was bedarf es eines Zwecks und bestimmter Gesetze, wo Wohlwollen, Freundschaft und Liebe jeden auch noch so festen Zweck, jedes auch noch so bindende Gesetz entbehrlich machen!

Rüdiger. Das mag wahr seyn; allein du übersiehst dabei nur eine Kleinigkeit, die gleichwohl deinem Urtheile eine ganz andere Richtung geben würde.

Wilhelm. Und die wäre? —

Rüdiger. Du scheinst vorauszusetzen, daß nur Wohlwollen, Freundschaft und Liebe das Bedürfniß der Geselligkeit weckten und unterhielten; und daß also auch nur Menschen mit

ein-

einander umgehen würden, welche diese Empfindungen gegen einander hegten.

Wilhelm. Allerdings; und kann man diesem etwas anders, als möglich unterlegen?

Rüdiger. Nicht nur als möglich; sondern in der grösern Welt als würklich, und in unzählichen Modifikationen, als würklich. Da wird das Bedürfniß der Geselligkeit durch unendlich andere Motive, als jene schönen und edlen Empfindungen erregt und nnterhalten; da gehn also nicht nur sehr oft, und ich möchte sagen größtentheils, solche Menschen mit einander um, die nicht das schwächste Wohlwollen, geschweige denn Freundschaft und Liebe gegen einander empfinden; sondern diejenigen, welche dies empfinden, oder gegenfeitig empfinden könnten, werden durch Verhältnisse verhindert, sich einander zu nähern, geschweige denn, sich diesen Gefühlen völlig zu überlassen.

Wilhelm. Du erregst mein Erstaunen immer mehr. Was sind wir glücklich, mein Vater, daß wir nicht mit zu dieser grösern Welt gehören!

Rüdiger. Wohl sind wir es; und wir können dies Glück nur dann erst recht schätzen,

wenn wir wissen, wie sehr sie von der unsrigen abweicht.

Wilhelm. Ich begreife dies. Nie habe ich das Glückliche meiner geselligen Verhältnisse so lebhaft gefühlt, als während der Beschreibung, die du jezt machtest!

Rüdiger. Und dennoch ist sie kaum eine Andeutung einer solchen Beschreibung; enthält bei weiten noch nicht die Hauptzüge. Wir z. B. suchen die Geselligkeit mit der Häuslichkeit auf das genauste zu verbinden —

Wilhelm. Kann dies anders seyn, da die geselligen, wie die häuslichen, Verhältnisse bei uns in denselben Gefühlen des Wohlwollens der Freundschaft und Liebe gegründet sind!

Rüdiger. Und weil dies in der Welt nur selten ist, so muß auch jene Verbindung da selten seyn, und täglich seltener werden. Ja man hat sogar, wie ich höre, in den neuern Zeiten die Geselligkeit von der Häuslichkeit ganz zu trennen gesucht; und auf eine künstliche Weise gewisse gesellschaftliche Zirkel gebildet, dieselben durch Gesetze und Vorschriften in eine bestimmte Form zu bringen und gleichsam gegen alle

Einwürkungen der Gefühle zu sichern gesucht. Da man sich gemeiniglich an einem öffentlichen Orte, oder in einem besonders dazu bestimmten Hause versammlet, so muß dies täglich mehr Veranlassung werden, daß man die Befriedigung des gesellschaftlichen Bedürfnisses fast gar nicht mehr in Familienzirkeln und in der Häuslichkeit aufsucht.

Man hat diesen gesellschaftlichen Verbindungen allerlei ausländische Benennungen gegeben, welche jedoch größesten Theils den trostlosen Zustand derer bezeichnen, die hierhin ihre Zuflucht nahmen; so wie sie selbst den verwahrlosesten Sinn für wahre gesellschaftliche Unterhaltung bezeichnen.

Wilhelm. Daß ich an diesen seltsamen Zufluchtsorten gottlob meine Zuflucht zu suchen noch nicht nöthig habe, fühle ich. Selbst in der Welt würde ich hoffentlich derselben nicht bedürfen.

Rüdiger. Ich glaube es ebenfalls, daß du dich nicht hinzudrängen würdest; um so mehr, da diese Resourcen, Clubbs ꝛc. meistens das weibliche Geschlecht ganz ausschließen.

Wilhelm. Und dies ist es doch gerade, was in der Geselligkeit die reinste und schönste Humanität erhält und befördert.

Rüdiger. Ich glaube dies mit dir. Jene Ausschließung hat also nicht nur in diesem Betracht wesentlichen Nachtheil; sondern sie würkt auch höchst verderblich in die häuslichen Verhältnisse zurück.

Wilhelm. Das kann nicht anders seyn. Sie entzieht der Gattin den Gatten, den Kindern den Vater —

Rüdiger. Und entfernt sie nach und nach; indem sie das Interesse derselben mehr und mehr von einander trennt. Aus gleichen Gründen muß es nicht zu berechnenden Nachtheil für die Sittlichkeit haben. Denn nichts wird dieser so nachtheilig, als Verwarlosung der edlen und das Herz zunächst interessirenden Gefühle; als Langeweile und Gelegenheit.

Wilhelm. Eine Bemerkung, deren Wahrheit du mich längst hast einsehen lassen.

Rüdiger. Also, für jezt wenigstens, nichts weiter davon. Wir können hier die allgemeine Uebersicht der geselligen Verhältnisse beendigen.

Was ihnen noch angeschlossen oder gegenüber gestellt werden könnte, lassen wir für jezt dahin gestellt seyn; um statt dessen lieber die bereits angedeuteten noch etwas näher zu untersuchen.

Wilhelm. Auch gestehe ich, daß meine Aufmerksamkeit am stärksten dahin gezogen wird.

Rüdiger. Also das nächste mal zu diesen; und zuförderst?

Wilhelm. Zu der nähern Bestimmung des Verhältnisses, und der gegenseitigen Rechte des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Rüdiger. Ich vermuthe, die Rechte des weiblichen Geschlechts werden einen Vertheidiger an dir finden.

Wilhelm. Gewiß, wenn sie dessen bedürfen.

Rüdiger. Gar sehr; denn die Uebermacht ist auf der Seite ihrer Widersacher. Dies muß das Urtheil jedoch nicht bestechen. Gerechtigkeit, nicht Theilnehmung muß über Rechte entscheiden.

Wilhelm. Ich bin mir bewußt der Ausübung dieses Grundsatzes überall, also auch hier

nachzustreben. Meine Theilnehmung und das Gefühl des Unrechts kann ich zwar nicht unterdrücken; allein ich hoffe denn doch, gegen den Einfluß dieser Gefühle auf mein Urtheil, gesichert zu seyn.

Rüdiger. Wir werden ja sehen. Also das nächste mal! —

Achtes Gespräch.

Verhältniß, oder gegenseitige Rechte des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Rüdiger. Du willst also auch hier den Grundsatz der Gleichheit zum Grunde gelegt wissen?

Wilhelm. Wie kann man anders, wenn man gerecht seyn will!

Rüdiger. So sagen aber die Gegner ebenfalls; — wenn sie die Ungleichheit der Rechte des Mannes und Weibes vertheidigen.

Wilhelm. Ich begreife nicht, worauf sie diese Behauptung stützen?

Rüdiger. Darüber kann ich dir einige Auskunft geben. Sie sagen z. B. die Natur habe diese Ungleichheit hinlänglich dadurch beurkundet, daß sie das Weib schwächer, den Mann aber stärker geschaffen; daß sie also dadurch den Mann zum natürlichen Schützer des Weibes ge-

macht, folglich auch das Weib in die Gewalt des Mannes gegeben habe.

Wilhelm. Mir scheint diese Schlußfolge höchst seltsam; wenigstens thut sie mir auf keine Weise Genüge.

Rüdiger. Und warum nicht? wenn es dir gefällt, dich etwas näher zu erklären —

Wilhelm. Zuerst, glaube ich, beruht sie auf einer völlig willkührlichen Voraussetzung. Ist denn das schon so hinlänglich erwiesen, daß der Mann der stärkere, und das Weib der schwächere Theil sey?

Rüdiger. Das scheint doch kaum zweifelhaft. Wenigstens dürfte man nur selten ein Weib finden, was sich mit einem Manne, in Absicht auf körperliche Stärke, messen könnte.

Wilhelm. Gesetzt, dies wäre auch, so wirst du mir erlauben, dagegen in Erinnerung zu bringen, daß hier von den Anlagen und Fähigkeiten, nicht von der Ausbildung die Rede seyn kann. Mögen Kräfte ausgebildet werden, wo sie keine Gelegenheit haben, sich zu üben? Und haben unsere Weiber diese, bei den Beschäf-

tigungen, auf welche sie durch Gewohnheit und Sitte eingeschränkt sind?

Rüdiger. Diese Bemerkung ist freilich nicht ganz ohne Grund. Indessen nimmt man auch an, daß der weibliche Körper würklich in seinen Anlagen schwächer, und mehr zum Leiden als zur Thätigkeit gemacht sey.

Wilhelm. Diese Voraussetzung halte ich, mit deiner Erlaubniß, für eben so willkührlich. Hat sie das Messer des Anatomen nicht erwiesen; — woran ich doch sehr zweifle — so kann nur die Erfahrung darüber entscheiden. Diese kann aber höchstens bestätigen: das Weib sey nicht so stark als der Mann. Und dann hat man immer wieder ein Recht dagegen einzuwenden: daß sey die Folge der verschiedenen Lebens- und Beschäftigungsart.

Rüdiger. Ich vermuthe, die Gegner würden dir den Beweis zuschieben; und da dürftest du doch wohl ebenfalls manche Schwürigkeiten finden.

Wilhelm. Mich dünkt doch, ich hätte kaum nöthig, mich hierauf einzulassen; denn kann man gegenseitig nicht beweisen: daß bei gleicher Er-

ziehung, Lebensart und Beschäftigung, das Weib durchaus allezeit und in allen Situationen gegen den Mann als der schwächere Theil erscheint; so steht ja meine Behauptung ohnehin fest.

Rüdiger. Das nimmt man aber als bewiesen an; und meint, die Verschiedenheit der Lebens- und Beschäftigungsart sey eben von dieser Verschiedenheit der Kräfte veranlaßt. Und hierin liegt doch allerdings etwas; wie du selbst nicht leuchnen wirst? —

Wilhelm. Etwas; aber bei weiten nicht alles; bei weiten nicht hinlänglich! Das Weib kann gewisse Perioden haben, in welchen es seiner Kräfte nicht ganz so mächtig ist, als gewöhnlich; diese kann der Mann benutzt und das Weib unterjocht haben. Beweist das im Ganzen etwas gegen die Anlagen und Kräfte des weiblichen Geschlechts? Hat man nicht Beispiele, daß eine Völkerschaft die andere unterjocht, und ihr nachher Verhaltungsregeln gegeben hat; und wird dies für einen Beweis gelten, daß die unterworfene Völkerschaft an sich würklich körperlich schwächer, als ihre Ueberwinder sey? Oder wird man sogar daraus folgern:

die Natur habe diese dazu bestimmt, von jener unterjocht zu werden?

Rüdiger. Ich gestehe, daß diese Schlußart nicht die bündigste und sicherste wäre. Denn wo Nebenumstände mitwürken können, da beweist freilich die Unterjochung noch nicht die Schwäche.

Wilhelm. Doch brauchte ich den Gegenbeweis auch gar nicht so sehr zu scheuen. Die Erfahrung liefert Beispiele genug, wo alle diejenigen Geschäfte, welche nach Sitte und Herkommen, sich die Männer ausschließlich angemaßt haben, von Weibern besorgt, und eben so gut besorgt werden. Dies zeugt wenigstens hinlänglich gegen ihre Unfähigkeit dazu.

Rüdiger. Ich gestehe, daß dieser Streit so leicht für die Gegner nicht zur Entscheidung gebracht werden dürfte.

Wilhelm. Und dennoch stützen sie ihre Anmaßungen hierauf hauptsächlich, wie du sagst; ob ich gleich noch nicht einsehe, wie der Stärkere dadurch Rechte erhalten könne, daß er der Stärkere sey. Dies setzte ja voraus, daß körperliche Stärke der gültigste Rechtsgrund wäre.

Rüdiger. Dann hätte freilich das stärkere Weib auch wieder ein Recht, das Schwächere sich zu unterwerfen; und eben so der stärkere Mann den schwächern.

Wilhelm. Und wer so stark wäre als zwei oder drei andere, hätte ein Recht, sie zu seinen Sclaven zu machen, vor den Pflug zu spannen, oder als Lastthiere zu gebrauchen.

Rüdiger. Wie auch genug geschehen ist, und in manchen Welttheilen noch geschieht.

Wilhelm. Allein daraus, das es geschieht, wirst du doch nicht folgern wollen, daß es rechtmäßig geschehe, und so in der Ordnung sey?

Rüdiger. Das freilich nicht.

Wilhelm. Im Gegentheile habe ich dich oft von solchen Verhältnissen mit dem lebhaftesten Abscheu reden gehört. Und gleichwohl, wenn körperliche Stärke und Schwäche überhaupt Rechte geben und nehmen; so sieht man nicht ein, warum dies hier nicht auch Anwendung leiden sollte: oder warum das, was das Verhältniß ganzer Geschlechter begründet, nicht auch das Verhältniß der Individuen in denselben bestimmen sollte.

Rüdiger. Das habe ich wohl ehr auch schon darüber gedacht. Und es ist nicht zu leugnen, daß da, wo das Maaß der Stärke die Rechte bestimmt, eine Stufenfolge von Unterdrückungen entstehen muß, welche durchaus alle Gleichheit aus der menschlichen Gesellschaft verbannt.

Wilhelm. Und wenn man dies noch etwas weiter ausführt, so dünkt mich, müssen, ohne die geringste Uebertreibung, sich die aller seltsamsten Folgerungen ergeben. Man sieht dann nicht, warum der Wahnsinnige, der stärker, als zehn Vernünftige ist, nicht auch sein Recht, was ihm die Stärke giebt, über sie ausüben sollte. Das Recht der wilden Thiere, die Menschen zu überwältigen, wird dann unzweifelhaft seyn; und die Elephanten, Löwen und Tiger von rechtswegen die Welt beherrschen.

Rüdiger. Was giebt denn nun aber Rechte? Man kann doch nicht leugnen, daß Rechte ohne Kräfte sich nicht wohl denken lassen.

Wilhelm. Kräfte? Nun ja, wenn du Vernunft und Freiheit des Willens so nennen willst.

Rüdiger. Also diese geben und begründen nach deiner Meinung ganz allein Rechte.

Wilhelm. So hast du mich selbst belehrt. Sie allein geben Rechte; denn sie allein legen Pflichten auf. Vernunft und freier Wille geben dem Menschen Rechte, über sich selbst und über andere Dinge außer ihm, welche ihm nicht gleiche Rechte entgegen zu setzen haben. Gegen diese verschwindet denn auch die Stärke des Löwen, wie die Kraft des Sturms und Ungewitters. Sie macht den Menschen zum Herrn der ganzen vernunftlosen Natur.

Rüdiger. Also könnte man nach dieser Aeußerung annehmen: Recht sey, wie die Vernunft und Freiheit des Willens, in den Seelenkräften gegründet? — Dann würde sich aber doch auch hier, nach den verschiedenen Graden der Fähigkeiten und Kräfte, ebenfalls ein Recht des Stärkern bilden.

Wilhelm. Verzeih, daß ich dir widerspreche. Doch du willst wahrscheinlich meinen Widerspruch nur veranlassen —

Rüdiger. Meinst du? Dann würde es mir noch mehr darum zu thun seyn, die Gründe deines Widerspruchs zu hören.

Wilhelm. Hier sind sie: Die Fähigkeit, vernünftig zu urtheilen, und freien Willen zu

üben, ist es im Allgemeinen, welche Rechte giebt. Daraus folgt nun aber gar nicht, daß diese Rechte, nach dem höhern oder geringern Grade der Denkkraft auch vermehrt oder vermindert werden müßten. Wer fähig ist, vernünftig zu wollen, der hat auch ein Recht, keine andere Bestimmungen seines Willens, als die seiner Vernunft anzuerkennen; ist unabhängig und frei. Nur heftige Ausbrüche von Leidenschaft oder Wahnsinn können ihn dieses Rechts berauben.

Rüdiger. Und was folgerst du hieraus?

Wilhelm. Ich folgere hieraus: daß, dafern sich bei dem weiblichen Geschlechte dieselbe Fähigkeit, vernünftig frei zu handeln, wie bei den Männlichen, finde, dasselbe auch, wie das Männliche, ein Recht auf Unabhängigkeit und Freiheit habe.

Rüdiger. Sollte dieser Schluß sich nicht, wie du vorhin deine Gegner beschuldigtest, auf willkührlichen Voraussetzungen gründen?

Wilhelm. Ich kann mir nicht denken, daß die Gegner mir diese Beschuldigung machen werden. Sie müßten ja dann zugleich den

Weibe die Vernunftsfähigkeit absprechen. Dadurch würde es dann unmittelbar zu der Klasse der Thiere herabgesetzt. So weit ist man doch wohl noch nie gegangen?

Rüdiger. Nein, geradezu nicht. Wiewohl man eingestehen muß, daß aus dem, was sie hierüber äußern, nach einer richtigen Folgerung, so ziemlich eben dies herausgebracht werden dürfte.

Wilhelm. Und nun bitte ich dich, mein Vater, den Ausspruch zu thun; läßt sich noch etwas anders, was Recht auf Unabhängigkeit und Freiheit geben könne, gedenken, als Vernunft und Freiheit des Willens?

Rüdiger. Meiner Einsicht nach, sind es nur diese.

Wilhelm. Läßt sich ein Grund auffinden und behaupten; wodurch ein vernünftiges freies Wesen ein Recht erhalten könne, den Willen eines andern vernünftigen freien Wesens zu bestimmen, dasselbe sich zu unterwerfen?

Rüdiger. Wenn dies nicht freiwillig des Rechts seiner Freiheit und Unabhängigkeit entsagt; — sehe ich keine.

Wilhelm. Läßt sich also nun auf irgend eine rechtmäßige und vernünftige Art nachweisen, woher der Mann das Recht haben sollte, dem Weibe zu gebieten, ihm Freiheit und Unabhängigkeit des Willens zu rauben; wenn nicht etwa ein Vertrag da ist, vermöge welchem sich das weibliche Geschlecht dem Männlichen freiwillig unterworfen hat?

Rüdiger. Dürften nicht vielleicht die grössern Geistesfähigkeiten des Mannes ihm ein solches Recht zusprechen?

Wilhelm. Aber wo sind denn diese erwiesen? Hat es nicht überall, wo Seelenkräfte sich äussern können, ausgezeichnete Weiber, wie ausgezeichnete Männer gegeben? Alles was man hiegegen vorbringen kann, muß doch in der That auf noch weit willkührlichern Voraussetzungen beruhn, als was man von dem Unterschiede der Körperkräfte behauptet.

Rüdiger. Freilich zeigt die Geschichte, große weibliche Genies auf den Thronen und in den Studierstuben. Aber freilich nur in einzelnen Beispielen.

Wilhelm. Wenn von Fähigkeiten die Rede ist, genügt es an einem Einzigen, um allgemeine Behauptungen zu widerlegen. Hat es nur ein einziges Weib gegeben, welche in einer Wissenschaft etwas vorzügliches leistete, so kann Niemand mehr dagegen behaupten: die Seelenkräfte des Weibes wären einer solchen Erhebung nicht fähig. Wohl aber berechtigt dies Eine Beispiel zu der Voraussetzung: es würde eben so viele Gelehrte unter den Weibern, als unter den Männern gegeben haben, wenn man auf die Erziehung jener, eben so viel Sorgfalt, als auf die Erziehung dieser verwand, ihr dieselbe Richtung gegeben hätte.

Rüdiger. Freilich wahr! —

Wilhelm. Und für uns ist dies doch in der That nicht bloß Behauptung. Sind unsere Weiber uns nicht an Kenntnissen gleich; da sie eben so unterrichtet sind, als wir? Findet hier ein anderer Unterschied statt, als den die Verschiedenheit der Fähigkeiten überhaupt hervorbringt?

Rüdiger. Es kömmt nur darauf an, daß die Gegner dies Zeugniß gelten lassen; und dazu ist vor allen Dingen erforderlich, daß sie uns

das glauben, was wir ihnen hievon erzählen könnten. Da fürchte ich aber, wird es fehlen, so lange wir nicht sagen können: komm und siehe.

Wilhelm. In der That ist daran auch wenig gelegen. Denn gesetzt sie könnten gegen uns erweisen, daß die weiblichen Fähigkeiten, besonders die höhern Seelenkräft, der Scharfsinn, oder reine Verstand, nicht so groß wären, als sie sich unter übrigens gleichen Voraussetzungen, bei dem Manne finden; was würden sie dadurch gewinnen? Können sie leugnen, daß in allen Dingen, wo es auf ein praktisches Urtheil ankömmt, das Weib den Mann, wo nicht übertrifft, doch wenigstens ihm gleich ist. Wer hat nicht, als Sohn, den Rath seiner erfahrnen Mutter, als Gatte, den Rath seiner klugen Gattin benuzt —

Rüdiger. Wenigstens benutzen können. Wer unpartheiisch ist, kann dies nicht leugnen; eben so wenig Jemand, der Welterfahrung hat, in Abrede seyn, daß der weibliche Geist in den Weltverhältnissen, selbst in Verhältnissen und Geschäften, an denen man dem Weibe eine unmittelbare Theilnahme versagt hat, eine mannig-

faltige und höchst wichtige Einwürkung behauptet.

Wilhelm. Also noch mehr, als ich für meine Behauptung begehre, oder bedarf. Denn was wird mehr erfodert; um vernünftig frei zu wollen und zu handeln, als ein richtiges praktisches Urtheil. Und wie kann man noch ferner dem Weibe das Recht zur Unabhängigkeit verweigern? Oder woher kann auch nur der Mann noch einen Scheingrund für seine widerrechtlichen Anmaßungen nehmen?

Rüdiger. Von den Kräften und Fähigkeiten freilich nicht ferner; wenn wir der Wahrheit auf der Spur sind.

Wilhelm. Und ich kann also wohl meine Behauptung wiederholen: daß Mann und Weib gleiche gegenseitige Rechte haben: oder daß das Weib dem Manne an Rechten gleich sey.

Rüdiger. Von mir hast du wenigstens heute keinen Widerspruch weiter zu befürchten.

Wilhelm. Aber in der Folge!

Rüdiger. Wir werden ja sehen!

Neuntes Gespräch.

Fortsetzung des Vorigen.

Wilhelm. Nun, mein Vater, die anderweitigen Gründe gegen die Gleichheit der Rechte, in dem gegenseitigen Verhältnisse der beiden Geschlechter?

Rüdiger. Du scheinst ja recht eigentlich zur Fortsetzung eines ritterlichen Kampfes gerüstet. Hast du an deinem gestern erfochtenen Siege noch nicht genug.

Wilhelm. Du scherzest, mein Vater; denn du weißt so gut, als ich selbst, daß es mir um Sieg nicht zu thun ist; sondern um Wahrheit und Gerechtigkeit. Du selbst hast mich berechtigt, zu glauben, daß beide gestern auf meiner Seite gewesen sind. In meinem wiederholten Nachdenken habe ich eine Bestätigung desselben gefunden. Und nun ist

wohl der Wunsch sehr natürlich, je ehr je lieber zu erfahren: was noch im Stande seyn könnte, meine befestigte Ueberzeugung wankend zu machen.

Rüdiger. Ich habe nichts dagegen. Auch weißt du, daß ich nicht sowohl meine Meinung über diesen Gegenstand, als die allgemeine Meinung und das, was Herkommen und Verjährung gleichsam über alle Beurtheilung erhoben hat, vortrage.

Wilhelm. Was sich zu einem Gegenstande des Nachdenkens und der Beurtheilung qualificirt, kann durch nichts über dasselbe erhoben werden. Allein, ließe es sich auch gedenken, daß bestehende Meinungen, daß Gewohnheit, Verjährung und Herkommen irgend etwas über die Beurtheilung erheben könnten; so begaben sich doch die Gegner hier dieses Vortheils; denn sie haben sich bereits darauf eingelassen, durch Gründe ihre Meinung zu sichern.

Rüdiger. Freilich; sobald man es hat zum Streit kommen lassen, müssen entweder Waffen oder Gründe entscheiden; der Gegenstand sey, welcher er wolle.

Wilhelm. Nun, die erstern, denk ich, werden in unserm Streite wenigstens, wohl ruhend bleiben. Allein mit den zweiten bin ich bereit, ihn solange fortzusetzen, bis die Wahrheit als Siegerin gegen allen Angriff gesichert erscheint.

Rüdiger. Eine etwas sanguinische Aeußerung, mein Sohn; der man den Jünglingskopf anmerkt. Zwanzig Jahre später würdest du vielleicht etwas weniger vertrauensvoll, oder wie sich Mancher darüber ausdrücken möchte, anmaßend sprechen.

Wilhelm. Und warum? mein Vater.

Rüdiger. Du dürftest dann manche Erfahrung mehr darüber gemacht haben: daß man in Beziehung auf Wahrheit und Gerechtigkeit so gut als überall getäuscht werden könne; so daß man Jahre lang mit aller Anstrengung des Scharfsinns und der Vernunft für Wahrheit gekämpft zu haben glaubt, und doch am Ende wider seinen Willen erkennen muß: man habe dies alles für einen Irrthum, wohl gar für ein Vorurtheil gethan.

Wilhelm. Ich begreife freilich nicht, wie das zugehen könnte. Du behauptest es aber so

ernsthaft, und selbst, wie es mir scheint, mit einer bekümmernden Erinnerung, daß es mich ähnliche Täuschungen ahnen läßt, und vielleicht vom Nachdenken über so schwürige Gegenstände ganz zurückhalten sollte.

Rüdiger. Das muß sie nicht; — nur gegen Vermessenheit bewahren. Sich deshalb gegen seine Ueberzeugung mit Mißtrauen erfüllen lassen, weil die Möglichkeit des Irrthums dennoch immer, zugleich mit der hellesten Einsicht, bestehen kann, würde eben so den jugendlichen Sinn verrathen, als zu großes Vertrauen auf seine Ueberzeugung. Daher wollen wir immer mit ruhigem, festem Schritte den Weg unserer Untersuchung fortgehn; ohne uns durch irgend etwas irre machen zu lassen.

Wilhelm. Ich bin bereit, und sollte mir auch das Schicksal bevorstehn, von meinem Irrthum überführt zu werden.

Rüdiger. So höre ich dich gern reden, mein Sohn. Das ist der wahre Muth des Denkers. Die Erkenntniß des Irrthums, kann ihn nur ermuntern, nie schrecken. Sie ist immer Gewinn für ihn; denn sie liegt am Ziele der Wahrheit.

Und nun mit diesem Gefühle zu unsern Untersuchungen; zunächst zu dem Gegenstande unseres gestrigen Gesprächs. Dein jugendliches Gedächtniß wird hier meinem alternden zu Hülfe kommen; um den Faden zwischen gestern und heute wieder zu finden, und wieder anzuknüpfen.

Wilhelm. Wir sahen ein, oder glaubten einzusehen, daß von der Verschiedenheit der Körperkräfte beider Geschlechter kein zureichender Grund gegen die Gleichheit ihrer Rechte hergenommen werden könne. —

Rüdiger. Und warum? —

Wilhelm. Weil diese Verschiedenheit erstlich keineswegs hinlänglich erwiesen sey, und dafern sie auch zum Nachtheil des weiblichen Geschlechts erwiesen wäre, dennoch für oder wider die Rechte desselben nichts entscheiden könne; indem physische Kräfte überall keine Rechte enthalten oder begründen.

Rüdiger. Desto sicherer aber vielleicht die Moralischen.

Wilhelm. In sofern sie auch moralische Eigenschaften genannt werden können, und Vernunft und Freiheit des Willens bilden. Und

hierauf baueten wir nun die Schlußfolge weiter. Da sich Vernunft- und Willensfähigkeit bei dem weiblichen Geschlechte so gut, als bei dem Männlichen findet; so müsse dasselbe auch so gut, als das Männliche, auf Unabhängigkeit und Freiheit Anspruch machen können.

Rüdiger. Und so nach wären die Rechte des weiblichen Geschlechts gerettet?

Wilhelm. Gegen die Angriffe von dieser Seite, hoffe ich. Allein nun schienst du am Schlusse unserer letzten Unterredung zu verrathen: als ob die Unterdrücker des weiblichen Geschlechts noch andere, und zwar noch wichtigere Gründe für ihre Anmaßung vorzubringen wüßten; deren Widerlegung mehr Schwürigkeit finden dürfte. Die Mittheilung dieser erwarte ich jezt von dir, und ersuche dich darum.

Rüdiger. Allerdings bringt man noch einen Grund gegen die Gleichheit der Rechte vor; dem man einen Schein wenigstens nicht absprechen kann. Er ist nämlich von der besondern Bestimmung des weiblichen Geschlechts hergenommen.

Wilhelm. Und wie so?

Rüdiger. Man sagt nämlich: die besondere Bestimmung des weiblichen Geschlechtes, Kinder zu gebähren und zu erziehen, setzte dasselbe außer Stand, seine Kräfte, dafern es auch hierin dem Männlichen gleich sey, auf gleiche Weise zu üben: es gehe also dadurch wenigstens mancher — wenn auch ihm ursprünglich eigener — Rechte, verlustig. Ja die Hülfloßigkeit, in welche es durch diese Bestimmung von Zeit zu Zeit gesezt werde, überliefere es der Diskretion des männlichen Geschlechts; mache dasselbe zu seinem Schützer, zu seinem Herrn.

Wilhelm. Und auf diese Gründe legt man einiges Gewicht?

Rüdiger. Ein beträchtliches; ein größeres als auf jene ersteren. Für dich scheinen sie dasselbe nicht zu haben.

Wilhelm. Nein, gewiß nicht!

Rüdiger. Doch wohl aus Gründen? —

Wilhelm. Die mir wenigstens als solche erscheinen.

Rüdiger. Und die ich zu hören wünschte.

Wilhelm. Diese besondere Bestimmung, gesezt auch, sie brächte die angegebenen Wür-

kungen unvermeidlich hervor, kann doch wohl die allgemeine Bestimmung, als vernünftiger Wesen, nicht aufheben?

Rüdiger. Meiner Einsicht nach nicht; aber wozu dies?

Wilhelm. Wenn nun ein Weib dadurch, daß es die Bestimmung hat, Kinder zu gebähren und zu erziehn, nicht aufhört, ein vernünftiges Wesen zu seyn, so kann es doch auch nicht die Eigenschaften verlieren, welche ein vernünftiges Wesen charakterisiren? —

Rüdiger. Dieser Schluß scheint mir bündig.

Wilhelm. Folglich doch also auch nicht die Rechte, welche mit den Eigenschaften, die das Weib als vernünftig freies Wesen charakterisiren, verbunden sind?

Rüdiger. Wenn sie untrennbar mit ihnen verbunden sind, freilich nicht.

Wilhelm. Und kannst du dir ein vernünftig freies Wesen gedenken, welches die wesentlichen Rechte eines solchen verlieren könnte, und doch ein vernünftig freies Wesen bliebe?

Rüdiger. Ich nicht; das gestehe ich gern. —

Wilhelm. Und so werden es die Gegner auch wohl nicht können; und dann haben wir doch schon viel, wo nicht alles gegen sie gewonnen.

Rüdiger. Alles? — Wenn sie nun auch zugestehen, daß die Weiber die Rechte eines vernüftig freien Wesens haben; was wirst du gewinnen, wenn sie dagegen beweisen, daß sie dieselben, nur in Beziehung auf diese, ihre besondere Bestimmung üben sollen und können.

Wilhelm. Wie wäre es möglich, diesen Beweis zu führen! — Mußten sie nicht zugleich beweisen: das Weib hätte Vernunft und Freiheit nur als Mittel zu einem Zwecke, der außer ihm läge. Es könne und dürfe wohl die Handlungen seiner Kinder, auch seine Handlungen in sofern sie die Kinder betreffen, vernünftig frei bestimmen; nur nicht diejenigen Handlungen, welche seine eigene Person, oder sein Verhältniß zu dem männlichen Geschlechte betreffen? Und könnte eine solche Behauptung durch irgend

etwas vor dem Richterstuhle der Vernunft gerechtfertigt werden?

Rüdiger. Ich wenigstens möchte diese Rechtfertigung nicht übernehmen.

Wilhelm. Und dennoch, wollte man konsequent seyn, dürfte man hier nicht stehen bleiben. Wenn der Mann nun einmal über den Willen des Weibes disponiren soll, so muß er dies auch in dem Verhältnisse, zwischen Mutter und Kind. Denn er maßt sich ja die Disposition über die ganze Persönlichkeit desselben an. Und so bleibt kein Grund denkbar: warum das Verhältniß des Weibes zu dem Kinde eine Ausnahme machen sollte.

Rüdiger. Da scheinst du aber dennoch die Behauptung der Gegner zu weit auszudehnen. Sie machen wohl überhaupt nur Anspruch, auf die Unterwürfigkeit des Weibes, in dem Verhältnisse zu dem Manne.

Wilhelm. Also in diesem Verhältnisse soll ein vernünftiges freies Wesen aufhören, ein solches zu seyn? Wie können allgemeine Rechte von Verhältnissen abhängig seyn? oder wie kann das, was zu dem Wesen eines Dinges ge-

gehört, in diesem oder jenem Verhältnisse von dem Wesen des Dinges getrennt werden, ohne das ganze Wesen desselben zu zerstören? — Nein, mein Vater, das Weib muß entweder gar keine Rechte eines vernünftig freien Wesens haben; oder es muß sie in allen Verhältnissen haben und behalten.

Rüdiger. Aber vielleicht nicht üben können. Und davon ist hier, wenn du dich erinnerst, auch eigentlich nur die Rede.

Wilhelm. Und kannst du dir gedenken, daß die schaffende Gottheit dem Weibe Rechte eines vernünftig freien Wesens, und zugleich eine Bestimmung gegeben habe, welche ihm die Uebung jener Rechte unmöglich mache?

Rüdiger. Ich, für mein Theil, möchte eine solche Behauptung freilich nicht wagen.

Wilhelm. Wie können es dann die Gegner, ohne sich in Widersprüche zu verwickeln! Und wir dürfen nur dabei fest stehen bleiben: das Weib hat die Rechte eines vernünftig freien Wesens; also dieselben, welche der Mann hat; folglich muß es auch die Absicht der Gottheit seyn,

daß es dieselben so gut wie der Mann üben sollte.

Rüdiger. Aber wie, wenn man nun dennoch dagegen bewiese: das Weib werde durch seine physische Beschaffenheit würklich gehindert, jene Rechte wenigstens nicht so vollkommen zu üben?

Wilhelm. So würde man zugleich bewiesen haben: daß die Gottheit in dem Weibe einen Widerspruch vereinigt habe. Denn die Gottheit hatte bei den Rechten, welche sie diesen eben so, wie dem Manne, einräumte, die Absicht, daß es dieselben auch so wie der Mann üben sollte. Gleichwohl richtete sie nun die physische Beschaffenheit desselben so ein, daß es die erhaltenen Rechte nicht so üben konnte — läßt sich dies gedenken?

Rüdiger. Widersprüche in den Handlungen der höchsten Vernunft annehmen, heißt die Vernunft selbst verleugnen.

Wilhelm. Also sollte ich glauben, wir hätten deshalb nicht Ursach, wegen der angeführten Thatsachen in Sorgen zu seyn, denn

was

was wollen Thatsachen, denen die Unmöglichkeit widerspricht. Allein diese Thatsachen selbst, wenn man sie näher untersucht, halten an sich als solche eben so wenig, die Probe aus. Wenn man auch annimmt, daß Schwangerschaft und Gebähren das Weib in hülflosen Zustand versetze; so sind doch nicht alle auf einmal in diesem Zustande; ja bei weiten der geringste Theil der Erwachsenen und Wehrhaften. — Man sieht daher nicht, wie hieraus eine Hülfsbedürftigkeit und Schutzbedürftigkeit für das ganze Geschlecht gefolgert werden könne. Auch unter dem männlichen Geschlecht können periodische Krankheiten, und wie man mich belehrt hat, sehr allgemeine und für jedes Alter gefahrvolle Krankheiten eintreten. —

Rüdiger. Nicht nur; sondern frühe Ausschweifungen, Luxus, Schwelgerei und Liederlichkeit aller Art können in der sogenannten großen Welt ganze Generationen ausmergeln und entkräften. —

Wilhelm. Noch mehr also; und wer würde daraus folgern, daß auch diese dadurch ihre Rechte auf Freiheit und Unabhängigkeit verlie-

ren; selbst dann, wenn ihre Unfähigkeit, dieselben zu üben, vollkommen erwiesen wäre!

Rüdiger. Wahrscheinlich Niemand; denn wie würden dies Stolz, Eitelkeit und Selbstsucht zulassen? wenn es auch die Gerechtigkeit verstattete.

Wilhelm. Aber müßte man nicht so folgern: wenn man nur im geringsten konsequent seyn wollte? Und was die Erziehung der Kinder anbetrifft; — gesetzt daß sie auch die ausschließende Bestimmung des Weibes wäre, — welches doch erst erwiesen werden muß! — so begreift man doch wahrlich auch nicht, wie das Weib durch die Erfüllung dieser Bestimmung aufhören könne, ein vernünftig freies Wesen zu seyn, und dem Manne unterthänig werden müsse?

Rüdiger. Wie ich sehe, haben also auch diese Gründe in deiner Ueberzeugung nichts geändert?

Wilhelm. Nein, gewiß nicht; vielmehr bin ich nur noch mehr von der Gerechtigkeit meiner Sache überzeugt; da ich einen Beweis mehr da-

rin finde, hinter welchen seichten Gründen die Gegner ihr Unrecht zu verstecken gesucht haben.

Rüdiger. Diese Aeußerung klingt etwas hart; zumal da du eine so große Stimmenmehrheit gegen dich hast. Man thut immer besser, dergleichen aus dem Gegenbeweise schließen zu lassen, als es ausdrücklich hinzuzusetzen. Wenigstens wird dies durch jenes unnöthig gemacht.

Wilhelm. So verzeih mir, im Namen unserer Gegner, deren Sache du geführt hast.

Rüdiger. Das will ich; doch unter der Bedingung, daß du den Beweis noch einmal kurz zusammenfassest, durch welchen du dich zu jener Aeußerung berechtigt glaubtest.

Wilhelm. Ich denke, er wird wenig Mühe und Worte bedürfen. Ich setze nämlich voraus, daß man dem Weibe die allgemeinen Eigenschaften und Bestimmung eines vernünftigen Wesens zugesteht, und folgere daraus, daß man ihm dann auch die Rechte zugestehen müsse, welche davon untrennbar sind. Ob Voraussetzung und Folgerung richtig sind, magst du entscheiden.

Rüdiger. Diese Entscheidung kann nur zu deinem Vortheil ausfallen. Doch wie weiter? —

Wilhelm. Räumt man dem Weibe nun diese Rechte ein, und will gleichwohl noch eine andere Bestimmung oder physische Eigenschaften bei ihm voraussetzen, welche die Ausübung dieser Rechte unmöglich machen sollen; so legt man der Gottheit, als der höchsten Vernunft, in der Schöpfung des Weibes, einen Widerspruch unter; welches sich nicht denken läßt, wie du ebenfalls zugegeben hast.

Rüdiger. In der That kann ich auch jezt dagegen nichts einwenden.

Wilhelm. Es ergiebt sich also hieraus wieder, daß sich bei dem Weibe keine anderweitige Bestimmung, oder Eigenschaft gedenken lasse, welche seiner allgemeinen Bestimmung, als eines vernünftig freien Wesens, und seinen Eigenschaften als solches widersprechen; oder der Ausübung der mit diesen Eigenschaften verbundenen Rechte hinderlich werden könne. — Oder erkennst du in dieser Folgerung eine Lücke?

Rüdiger. Keineswegs; vielmehr scheint sie mir genau zusammenhängend und bündig. —

Wilhelm. Ich darf daher kühnlich alle Thatsachen, welche man hiegegen anführen möchte, für unmöglich erklären; weil es unmöglich ist, in den Ideen und Handlungen der Gottheit einen Widerspruch anzunehmen. Ihre Würklichkeit und beweisende Kraft wird dann mit ihrer Möglichkeit, denke ich, von selbst verschwinden.

Rüdiger. Wenn die Voraussetzungen richtig sind; allerdings.

Wilhelm. Diese hast du wenigstens als richtig anerkannt.

Rüdiger. Auch kann ich nicht anders, und sehe nicht, wie man anders darüber urtheilen könne. Gleichwohl beruft man sich gegenseitig doch noch auf Thatsachen.

Wilhelm. Ein solches Verfahren spricht sich selbst das Urtheil; und man darf kaum als überflüssig hinzusetzen, daß diese Thatsachen ebenfalls willkührlich dahingestellt, und auf keine Weise gehörig erwiesen sind. Wie kann man aber auch Unmöglichkeiten erweisen, ohne in Ungereimtheiten zu verfallen? —

Rüdiger. Wieder ein unnöthiger Zusatz, mein Sohn. Wenn man Wahrheit und Ueber-

zeugung sucht; muß man den Gegner nie zum Widerspruche reizen; und Aeußerungen dieser Art reizen allemal. Der Ueberwundene fühlt es schon von selbst empfindlich genug, daß er der Ueberwundene ist. Der Sieger darf ihm daher nicht erst fühlen lassen, das er der Sieger sey. Weder Klugheit noch Menschlichkeit können dies verantworten.

Wilhelm. Ich werde diese Weisung nicht unbenutzt lassen, mein Vater; und ich hoffe, du sollst nicht weiter Veranlassung finden, mich daran zu erinnern.

Rüdiger. Was deinen Beweis anbetrifft, so darf ich dir ebenfalls nicht verhehlen, daß er mir vollkommen Genüge gethan hat, und durch seine innere Kraft jede bestätigende Aeußerung unnöthig zu machen scheint. Ich halte mit dir dafür, daß in dem Verhältnisse zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte eine völlige Gleichheit der Menschenrechte; also auch Freiheit und Unabhängigkeit statt finde, und nicht ohne schreiende Ungerechtigkeit aufgehoben werden könne.

Zehntes Gespräch.

Fortsetzung des Vorigen.

Rüdiger. Also glaubst du, das weibliche Geschlecht würde einen wesentlichen Gewinn davon haben, wenn es möglich wäre, die Gleichheit in der Uebung der Rechte mit dem Männlichen wieder herzustellen?

Wilhelm. Dies kann unmöglich die Frage seyn. Denn wo jene Gleichheit zum Nachtheile des Weibes aufgehoben ist, da muß nothwendig das Weib unter Bedrückungen und Ungerechtigkeiten leiden. Diese würden durch die wiederhergestellte Gleichheit vernichtet werden.

Rüdiger. Eben deshalb dürfte es aber schwer fallen; eine solche Revolution im Allgemeinen zu bewürken. Soll die Gleichheit wieder hergestellt werden, so muß der eine Theil das aufopfern, was dem andern zurückgegeben

werden soll; und das ist nun so leicht eben nicht geschehn.

Wilhelm. Hier bei uns ist es doch bewürkt worden; so daß man auch nicht mehr eine Spur von jenem Vorurtheile, und der dadurch bewürkten Ungerechtigkeit findet.

Rüdiger. Bei uns freilich; allein doch immer langsam und schwürig genug. Und nun mußt du erwegen, daß schwerlich Aufklärung und Moralität in der Vollendung so allgemein werden dürfte, als sie es hier ist. Die Ursachen können dir nicht verborgen seyn. Gleichheit der Rechte bringt auch wieder Gleichheit der Pflichten hervor. Soll also Gleichheit hergestellt werden, so muß der Mann nicht nur Rechte aufopfern, sondern er muß auch noch Leistungen übernehmen; — und wie sehr dies gegen die egoistischen Triebe anstoßen müsse, fällt in die Augen.

Wilhelm. Freilich muß er in dem Augenblicke die Pflichten übernehmen, da er die Rechte aufopfert.

Rüdiger. Und diese müssen dem, der sich gewöhnt hat, nur von andern die Leistung von

Pflichten zu fodern, ohne eben so viel dafür zu erwiedern, gewiß allemal schwer eingehn.

Wilhelm. Dennoch sollte ich denken, müßte sich bald eine vollkommne und schöne Harmonie bilden. Denn wo Gleichheit der Rechte und Pflichten ist, wird doch nur immer so viel gefodert, als erwiedert werden kann; auch immer nur so viel erwiedert, als man einzufodern hatte. Einnahme und Ausgabe bleiben sich stäts gleich; also der Wohlstand gesichert.

Rüdiger. Wenn man einmal so weit ist; magst du Recht haben. Für den wahren Weisen ist das das vollkommenste und beste Verhältniß, wo Niemand Herr und Niemand Knecht ist. Aber eh man dahin gelangt; da findet sich die Schwürigkeit. Werden nicht Pflichten überall für Lasten gehalten; und wer wird sich nicht gern so wenig Lasten als möglich aufladen.

Wilhelm. Das ist freilich wahr; und wenn man es einmal für besser hält, auch meinem Gefühle nach natürlich. Aber sollte man Pflichten denn für Lasten halten?

Rüdiger. Wohl sollte man das nicht! Und je weiter sich die moralische Natur des Men-

schen ausbildet, je mehr er an Aufklärung und Sittlichkeit gewinnt, desto mehr wird auch ohne Zweifel die Pflichtscheue sich verlieren; die Pflicht-Ausübung wird, nach dem Verhältniß der mehrern Fertigkeit dieser moralischen Natur auch natürlicher werden; denn sie gehört ja dazu.

Wilhelm. Dann ist es ja wohl überall, und in allen Verhältnissen unnachlässige Pflicht, diese vollkommnere Pflichtausübung möglichst zu befördern; denn du hast mich oft belehrt, die Ausbildung und Vollendung unserer sittlichen Natur müsse das stäte Ziel aller unserer Bestrebungen seyn.

Rüdiger. Und ich wünsche, du möchtest dieses Grundsatzes stäts eingedenk bleiben. Schwürigkeiten müssen nie abschrecken, sondern vielmehr nur ein verdoppeltes Bestreben veranlassen. Bei uns treten nicht einmal mehr diese Schwürigkeiten ein; und es ist nur erforderlich, uns an unsere Pflichten zu erinnern, um uns zur Ausübung derselben geneigt, diese auch in den meisten Fällen leicht zu finden.

Wilhelm. Von nun an wüßte ich nicht, was für Fälle eintreten sollten, wo sie mir nicht

leicht werden sollte. Dank sey dies dir und der Vernunft.

Rüdiger. Und deinem guten Willen, und anhaltenden und muthigen Bestreben. Dir kann es wohl keine Schwürigkeit machen, die Pflichten gegen das weibliche Geschlecht zu üben, welche die Rechte desselben dir auflegen. Du bist ja ein so warmer Vertheidiger jener Rechte.

Wilhelm. Und hoffe, daß auch hier mein Betragen nie mit meinen Grundsätzen im Widerspruche stehn soll. — Es müßte denn seyn, daß ich die Pflichten nicht alle kennte, und so aus Unwissenheit eine Unterlassungssünde auf mich lüde.

Rüdiger. Wenn du mit deinen Rechten und Pflichten überhaupt nicht unbekannt bist, so darfst du nur davon in diesem besondern Verhältnisse die Anwendung machen. Meines Erachtens lassen sich diese besondern, wie jene allgemeinen Pflichten in dem einfachen Grundsätze zusammenfassen: Was du willst, das dir geschehe, das thu auch ihnen.

Wilhelm. Wohl wahr; allein ich habe schon oft gefühlt, daß er leichter ausgesprochen als in seiner ganzen Ausdehnung ausgeführt ist.

Rüdiger. Das mag seyn. Eine vollkommne Pflichterfüllung hat überhaupt Schwürigkeiten mancher Art. Sollte man Ursach haben anzunehmen, daß sich der Pflichterfüllung, in diesem besondern Verhältnisse, noch mehrere und erheblichere Schwürigkeiten entgegen stellten; auch dann, wenn wir einmal die Rechte des Weibes eben so, wie die Rechte des Mannes anerkannt, und uns von der Verbindlichkeit gleicher Leistungen überzeugt haben?

Wilhelm. Ich habe wenigstens an mir noch keine Erfahrung dieser Art gemacht.

Rüdiger. Dies zeugt aber nur, wie du nicht übersehen wirst, für Verhältnisse, und in einem Grade der Kultur, in welchem die gegenseitigen Rechte so richtig eingesehen, und so vollkommen anerkannt werden, als es hier bei uns der Fall ist.

Wilhelm. Und sollte sich dies in der größern Welt anders bewähren?

Rüdiger. Ohne Zweifel; und zwar recht sehr viel anders. Da finden sich nicht nur in den alten verjährten und zur andern Natur gewordenen Vorurtheilen des männlichen Ge-

schlechte dergleichen Hindernisse; sondern selbst in einer eben so verdrehten Denkungsart des Weibes. Selbst den aufgeklärten Männern werden dadurch von ihrer Seite fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt; ihm recht eigentlich erschweret, wenn er auch wollte, die Gleichheit der Rechte beider Geschlechter anzuerkennen, und die gegenseitigen Leistungen in ihrem ganzen Umfange zu entrichten.

Wilhelm. Wie so? Von Seiten des Weibes selbst? Wie kann dies seinen eigenen Vortheil verkennen?

Rüdiger. So wie es seinen eigenen Werth, und seine Rechte verkennt. Weil es von Kindheit an sich eine kleinliche und abhängige Denkungsart zu eigen gemacht hat; weil es selten über die Würde und Bestimmung des Menschen überhaupt, und des Weibes insbesondere, unterrichtet, oder doch zu spät unterrichtet wird, wo es bereits den Sinn dafür verloren hat, und seinen Geist nicht mehr von den Fesseln einer knechtischen und kleinlichen Denkungsart losreißen kann; kaum noch Kraft und Muth genug hat, zu der Höhe der Bestimmung des Men-

schen hinaufzublicken; geschweige denn, sich dahin emporzuheben.

Wilhelm. Mich dünkt, du urtheilst sehr hart, mein Vater; verzeih mir die Bemerkung. Solltest du nicht vielleicht von einem edlen Unwillen verleitet werden, die Sache nur von einer Seite anzusehen!

Rüdiger. Du hast allerdings Grund, dies zu glauben, da deine Kenntniß des weiblichen Geschlechts dieser Schilderung so geradezu widerspricht. Allein eine Erfahrung kann die andere nicht geradezu vernichten; und du weißt bereits aus so manchen Beispielen, wie weit die Denkungsart und der Grad der Kultur in der großen Welt, von der in unserer kleinen hier abweicht.

Wilhelm. Freilich habe ich dies schon oft mit Erstaunen wahrgenommen.

Rüdiger. Daher kannst und mußt du mir auch jezt auf mein Wort glauben: daß, einzelne Ausnahmen abgerechnet — die es, wie überall, auch hier geben mag — selbst die gebildetsten Weiber kaum die Vorstellung fassen können, daß sie eben so selbständige, vernünftig freie Wesen

sind, als die Männer, eben so wie diese auf Unabhängigkeit und freie Uebung ihrer Menschenrechte Anspruch machen können.

Wilhelm. In der That sehr traurig; und gewiß ein großer Verlust für allgemeines Menschenwohl und Glückseligkeit.

Rüdiger. Allerdings ein sehr großer und allgemeiner! Denn nichts erniedrigt den Geist mehr; zieht ihn mehr von dem Streben nach dem Edlen, wahrhaft Menschlichen und Erhabenen zurück, als die frühe Gewöhnung an eine Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, als Bestimmung des Daseyns!

Wilhelm. Aber dies ist doch auch die Schuld des männlichen Geschlechts.

Rüdiger. Ursprünglich allerdings wohl.

Wilhelm. Nicht minder glaube ich jezt noch fortwährend.

Rüdiger. Diese unglücklichen und unwürdigen Ideen sind einmal zu tief bei dem Weibe eingewurzelt, und pflanzen sich durch sich selbst von Generation zu Generation fort.

Wilhelm. Aber warum arbeiteten die Männer nicht mehr dahin, das Weib über sich selbst, seinen Werth und seine Bestimmung aufzuklären!

Rüdiger. Theils weil die meisten Männer selbst diesen Werth und diese Bestimmung nicht kennen, nie über dies gegenseitige Verhältniß gehörig nachgedacht, vielmehr eben so von Kindheit an alte verjährte Vorurtheile genährt haben; theils, weil sie es ihren egoistischen Trieben angemessen finden, das weibliche Geschlecht in diesem abhängigen Verhältnisse, und sich auf diese Weise ein Geschlecht von Sklaven zu erhalten, die nur von ihnen Daseyn und Glück erwarten; und stäts aufmerksam und bereit sind, ihr Vergnügen und ihre Bequemlichkeit für die Bestimmung ihres Daseyns zu halten.

Wilhelm. Es ist empörend! Mich dünkt, diese Denkungsart verräth die tiefste Barbarey; — und die wäre noch jezt allgemein? —

Rüdiger. So allgemein; — daß wenn man unser Gespräch hörte, oder läse, gewiß nur wenige gerecht und billig genug seyn würden, es ruhig zu untersuchen. Weit mehrere würden

uns

uns verlachen; andere uns für Thoren erklären; und noch andere uns wohl gar zu den Aufrührern zählen, und uns als gefährliche Ruhestöhrer der bürgerlichen Gesellschaft höchsten Orts denunziren.

Wilhelm. Redetest du nicht mit so unverkennbarem Ernste und Wärme, so würde ich dies für einen Scherz halten; so seltsam und der Vernunft widerstreitend scheint es mir.

Rüdiger. Ich glaube dies. Allein du siehst auch nun leicht ein, wie groß die Schwürigkeiten sind, welche sich hier der Vernunft entgegenstellen.

Wilhelm. Leider nur zu deutlich. Von dem männlichen Geschlechte müßte es ausgehn, wenn das Weib seinen Werth und seine Rechte kennen lernen sollte. Aber bei so bewanden Umständen; — wie kann man da auf diese Reform rechnen!

Rüdiger. Gewiß mit sehr wenig Zuversicht. Denn anstatt jene Ideen-Reform zu befördern, wird das Weib von dem Manne fort-

während in dieser abhängigen, unedlen Den-

kungsart erhalten; wird ihm von diesem ohne Unterlaß zu erkennen gegeben: es sey das schwächere Geschlecht, und müsse nur von dem Männlichen Schutz und Erhaltung erwarten. Es wird ihm von Kindesbeinen an eingeprägt, daß es nur von dem männlichen Geschlechte Glück, Unterhalt, Ehre, Achtung — Verwaltung und Sicherung des Eigenthums — erwarten könne; daß es alles, was es besitze und habe, als Gunst, Gefälligkeit, Convenienz besitze; dagegen aber zu Dienstleistungen, Nachgeben verpflichtet und genöthigt sey.

Wilhelm. Wie ungerecht, wie unvernünftig; — wie unedel! — Verzeih meiner Unterbrechung, ich konnte meinen Unwillen nicht länger unterdrücken.

Rüdiger. Und dennoch ist dies bei weiten noch nicht das unvernünftigste und unedelste in der Denkungsart des männlichen Geschlechts, über diesen Gegenstand! Ziemlich eben so allgemein betrachten und behandeln die Männer das weibliche Geschlecht als einen Gegenstand ihres Vergnügens, und würdigen dasselbe dadurch beinah völlig zu einer Sache herab. Von Kindheit an gewöhnen sie dasselbe an einen tändeln-

den, kindischen Ton der Unterhaltung, lenken ihren Geist von jedem großen, edlen und würdigen Gegenstande ab, und fesseln ihn an Kleinigkeiten und die Frivolitäten der Eitelkeit.

Wilhelm. Es ist unglaublich! es kann nicht seyn! — Diese schönen edlen Anlagen, diesen hellen reinen Sinn des Weibes; diese schnelle Empfänglichkeit; diesen schönen Enthusiasmus für alles Edle und Gute, der sich bei dem Weibe so früh und so liebenswürdig zeigt — auf diese Weise zu lähmen!

Rüdiger. Daraus magst du nun schliessen, mit welchen Empfindungen ich es unzählige male wahrgenommen habe; wie Männer von Kenntnissen und Ausbildung des Geistes, sobald sie sich mit Weibern, auch solchen, die man gebildet nennet, unterhalten, nicht nur die Gegenstände, und die ganze Art des Gesprächs umändern; absichtlich alles, was Kenntnisse voraussetzt, oder Nachdenken erfodert, vermeiden; sondern noch überdies in einen widrigen, tändelnden Ton herabsinken, der nicht viel anders und besser ist, als der, welchen die Wärter

rinnen in ihrem Geschwätze mit den Kindern, anzunehmen pflegen.

Wilhelm. Ach! Wohl begreife ich dies; und ich fühle mich schon jezt, bei dem bloßen Gedanken an diese unedle Behandlung, von einer ähnlichen Empfindung ergriffen. Und dies wäre in der That noch jezt; jezt, da die Aufklärung, wie wir doch aus so manchen untrüglichen Beweisen wissen, so weit fortgerückt ist, und sich in manchen andern Verhältnissen so unverkennbar an den Tag legt?

Rüdiger. Ich will nicht behaupten, daß nicht der Ausnahmen von der Regel, besonders in den Mittelständen, auch in Rücksicht auf diese Grundsätze und Art des Verhaltens, sollten mehrere geworden seyn. Im Ganzen aber ist man noch weit von wahrer Aufklärung entfernt; und vielleicht hat sie in wenig Verhältnissen mit so vielen und eingewurzelten Vorurtheilen zu kämpfen, als hier.

Wilhelm. Und ich dächte, nirgends wäre es natürlicher; nirgends müsse es leichter seyn, sie aus dem Wege zu räumen als hier.

Rüdiger. Das Gegentheil; leider gerade das Gegentheil, mein Sohn! Die Verschraubung und Verderbung des weiblichen Verstandes beginnt mit seiner ersten Entwicklung. Mit den ersten Ideen, welche ihm mitgetheilt werden, wird die Eitelkeit und Begierde, die männliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, geweckt, und von nun an, ohne Unterlaß genährt. Mit ihnen zugleich wird die Vorstellung einer nothwendigen Abhängigkeit vom männlichen Geschlechte zur andern Natur. Mutter, Wärterinnen, Verwandtinnen — alles arbeitet dahin, dem heranwachsenden Mädchen die Kunst, dem Herrn der Schöpfung zu gefallen, und ihm, wenn er gefangen ist, in Demuth zu dienen, oder mit List und Hintergehung zu beherrschen, als den Inbegriff aller weiblichen Wissenschaft vorzustellen und anzupreisen. Der feine Weltton, und die Galanterie der Jünglinge vollendet dann, was jene an dem Meisterwerke noch übrig gelassen.

Wilhelm. Galanterie? Wieder eine neue Idee; oder vielmehr ein neues Wort, wozu du mir erst noch die Idee geben mußt, wenn ich dich richtig verstehen soll.

Rüdiger. Diese Galanterie ist ein Ueberbleibsel aus den Zeiten des Mittelalters, und eine abgeschmackte Mischung aus morgenländischen und abendländischen Sitten. Sie verbirgt die gröbste Selbstsucht und völligste Verachtung des Weibes hinter einem Firnis von scheinbarer Demuth von äußerer Verehrung, und einer tändelnden Vergötterung; die jedoch nur in so fern Sinn haben kann, als sie die bitterste Verhöhnung des wahren weiblichen Werths enthält. Du begreifst leicht, wie ein solches Betragen ganz dazu eingerichtet sey, das Gefühl dieses Werths durch einen eiteln, und auf werthlose Gegenstände sich erhebenden Dünkel zu unterdrücken; in seiner Entstehung zu vernichten.

Wilhelm. Leider fühle ich dies nur zu tief. Arbeitet denn aber die eigentliche Erziehung diesem Verderben nicht wenigstens entgegen? Du hast mir doch wohl ehr gesagt, daß man jezt ziemlich allgemein, in den gebildeten Mittelständen wenigstens, mehr Sorgfalt als ehemals auf die weibliche Erziehung verwende?

Rüdiger. Mit dieser verbesserten Erziehung soll es doch auch — wie man mich neuerlich näher belehrt hat — mehr Schein als Würk-

lichkeit seyn. Wenigstens soll sie beiweiten noch nicht auf diesen Zweck — eigentliche Geistesbildung, und die Erkenntniß und das Gefühl des wahren weiblichen Werthes und der Würde ihrer Bestimmung — gehörig hinarbeite.

Wilhelm. Und doch, dünkt mich, sollte dies der erste und einzige Gesichtspunkt seyn. Was bleibt aber außer diesen noch übrig?

Rüdiger. Die Uebung des Gedächtnisses und der Phantasie.

Wilhelm. Das mag recht gut seyn; allein es kann doch nur in sofern Werth haben, als es die höhere; — die wahre Ausbildung befördert.

Rüdiger. So glauben wir; denn wir halten bei dem Weibe, wie bei dem Manne, für den Zweck der Erziehung: die eigentlich menschlichen Anlagen in dem Menschen zu entwickeln, seine Vernunft und seine Gefühle, zur Vollendung wahrer Humanität, in möglichste Harmonie zu bringen.

Wilhelm. Und kann man dort bei der Erziehung überhaupt einen andern Zweck haben? Oder bei der Erziehung des Weibes einen

andern Zweck, als bei der Erziehung des Mannes haben?

Rüdiger. Allerdings hat man diesen besondern Zweck. Die Wünsche des Mannes zu erregen, hält man für das würdigste Bestreben des Weibes; ihr Studium, also Aufmerksamkeit zu erregen und zu gefallen. Dies ist daher dieser besondere, einzige Zweck der ganzen Erziehung des Weibes.

Wilhelm. Wenn das ist, freilich dann wird der Unterricht weniger auf das achten, was wahren Werth giebt, als auf das, was hervorsticht.

Rüdiger. Eine richtige Bemerkung; welche die traurige Wahrheit vorbereitet: die ganze gepriesene Verbesserung der Erziehung bestehe, beim Lichte besehn, nur darin, daß sie sich nach dem modificirt habe, was jezt die Aufmerksamkeit der Männer — oder richtiger, der Jünglinge — auf sich zieht.

Wilhelm. Gewiß eine traurige Wahrheit, wenn sie allgemein als solche anerkannt werden muß. Denn wenn diese selbst den Werth der Dinge noch nicht hinlänglich schätzen gelernt

haben, oder über das, was man bei einem Weibe suchen kann, so denken, wie du vorhin beschriebst; so kann man sich freilich leicht vorstellen, worauf die Erziehung hier besonders Rücksicht nehmen wird.

Rüdiger. Was die Aufmerksamkeit dieser erregt, von diesen bewundert wird; und diesen Vergnügen erweckt. Fremde Sprache zu plaudern; eine leichte Tinture von den schönen Künsten zu haben, belesen seyn in den Schriften, welche dem Jüngling ebenfalls am meisten behagen, weil sie die Phantasie nähren; — das ist es, was man jezt zu einer vollendeten weiblichen Erziehung rechnet. Von den sogenannten weiblichen Arbeiten werden dabei diejenigen nicht vergessen, welche denselben Zweck haben, als jene Talente, und in dieser Rücksicht jezt die Stelle einnehmen, und dieselbe Schätzung erhalten, welche bei unsern Vorfahren, dem Kochen und Backen ꝛc. wiederfuhr. Siehst du nun, daß immer noch dieselbe Idee zum Grunde liegt?

Wilhelm. Vollkommen. Damals begehrte der Mann von seinem Weibe vor allen Dingen die Wissenschaft des Kochens und Backens;

jezt die, eine fremde Sprache zu reden, oder auf einem Instrumente zu spielen; und deswegen lernt und treibt das Weib jezt dies, so wie es ehemals jenes lernte und übte. — O! Vernunft und Humanität! Großes Ziel der menschlichen Ausbildung und Veredlung; — wie weit bist du noch in der Ferne! —

Rüdiger. Wohl in der Ferne! Denn so viel man auch über verbesserte Erziehung des weiblichen Geschlechts geredet und geschrieben hat! darf man doch nicht fürchten, zuviel zu sagen, wenn man behauptet, daß dadurch die Näherung an jenes große und edle Ziel mehr aufgehalten, als befördert worden sey. Denn Frauenzimmer- und Kinderschriften machen gemeiniglich nur ein Fach der Literatur aus; und alles was man schreibt und thut, giebt deutlich die Voraussetzung zu erkennen: das höchste Ziel der weiblichen Ausbildung oder die höchste Reife ihres Geistes sey die Stufe, auf welcher sich ein nicht ganz vernachlässigter Jüngling von sechzehn, siebzehn Jahren befindet. Das Gedächtniß und die Phantasie sind vollgestopft und schwelgerisch genährt; und den Verstand läßt man nothleiden und verkümmern.

Wilhelm. Ach! wie kann es da anders seyn, als es ist! Ich begreife alles! — Ich begreife, daß Zuwachs an Menschenkenntniß nicht Zuwachs an Glücksgefühlen ist.

Rüdiger. Du machst diese Bemerkung sehr früh. Wenigstens fürchte ich, du wirst sie noch öfter bei noch auffallendern Veranlassungen wiederholen müssen!

Wilhelm. Dann möchte ich diese Menschenkenntniß lieber entbehren.

Rüdiger. Das ist ein Urtheil deines Gefühls, nicht deines Verstandes; — und so halte ich es dir zu gut. Aber erinnern muß ich dich daran, daß du schon mehr als einmal deine erhöhte Zufriedenheit mit unserer Befreiung von solchen Vorurtheilen und Verirrungen des Verstandes zu erkennen gegeben hast. Und ist das nicht reiner Gewinn jener Menschenkenntniß.

Wilhelm. Gewiß; ich erkenne es. Und nie sollst du jene unüberlegte Aeußerung des Mißmuths wieder hören.

Eilftes Gespräch.

Fortsetzung des Vorigen.

Rüdiger. Du giebst also dennoch die Hoffnung nicht auf, daß Vernunft und Gerechtigkeit auch hier einst noch Besitz nehmen, und zur Ausübung ihrer Rechte, zum Vortheil des weiblichen Geschlechts, gelangen würden?

Wilhelm. Gestern war ich sehr kleinmüthig; allein nachdem ich nochmals alles überdacht habe, ist meine Hoffnung wieder aufs neue belebt. Spät oder früh; die Vernunft, muß doch auch hier endlich über Vorurtheile und Eigennutz siegen; wo bliebe sonst die Weisheit und Gerechtigkeit der höchsten Vernunft?

Rüdiger. Wohl wahr! Und gewiß ein fester Grund unserer Hoffnung; selbst wenn ihm alle Erfahrung geradezu widerstritte.

Wilhelm. Was sie doch in der That, wenigstens nicht so allgemein thut. Bei uns hat

doch die Vernunft auch hierin bereits unendlich viel mehr Feld gewonnen, als bei den Morgenländern; und in unsern Tagen überhaupt mehr, als in jenen Zeiten der rohesten Barbarei. Warum soll ich nun nicht hoffen, daß es nach hundert Jahren, wenigstens in der ganzen gesitteten Welt, hierin ebenfalls wieder um so viel weiter gekommen, vielleicht gar keine Spur mehr von dem jezt noch so allgemeinen Vorurtheile zu finden seyn werde?

Rüdiger. Ich will dir diese Hoffnung nicht streitig machen; vielmehr dir gestehen, daß ich selbst noch fest daran halte; und sie auch um keinen Preis aufgeben.

Wilhelm. Dank dir, mein Vater; — denn nun werde ich nicht nur ebenfalls in meiner Hoffnung noch mehr bestärkt, sondern ich werde mich des Gutes, was wir auch hierin bereits hundert oder tausend Jahre vorweg genommen haben, und dessen Besitz uns nun auch für die Zukunft gesichert ist, noch mehr erfreuen können.

Rüdiger. Also bei uns, hältst du dafür, wäre diese Gleichheit der Rechte schon völlig anerkannt? —

Wilhelm. Nicht nur anerkannt, sondern auch vollkommen zur Ausübung gebracht.

Rüdiger. Und womit würdest du dies einen Ungläubigen oder Zweifler beweisen?

Wilhelm. Mit den unleugbarsten Thatsachen, die sich in dem gesellschaftlichen Verhältnisse sowohl, als in dem bürgerlichen überall unverkennbar zu Tage legen, und für die Allgemeinheit richtiger Grundsätze über diesen Gegenstand zeugen.

Rüdiger. Es dürfte nicht überflüssig, wenichstens nicht ohne Nutzen für unsern Zweck seyn, dich beim Worte zu halten.

Wilhelm. Ich lasse mir dies nicht nur gern gefallen; sondern ich wünsche es von Herzen.

Rüdiger. Nun gut; so wollen wir uns zunächst auf das allgemeine gesellschaftliche Verhältniß einschränken; und ich fodere dich auf, in diesem die Ausübung jener Grundsätze durch unzweifelhafte Thatsachen zu erweisen.

Wilhelm. Um dieser Auffoderung möglichst Genüge zu leisten, wirst du mir erlauben,

mit dieser Rücksicht unser allgemeines gesellschaftliches Verhältniß durch zu gehn. Du wirst hoffentlich finden, daß ich nicht bloß nachspreche; oder an einer unsichern Einbildung hänge.

Rüdiger. Laß sehen; — von Kindheit an also?

Wilhelm. Von Kindheit an findest du hier bei uns, daß nach dem Verhältnisse der Verstandesentwickelung, Mädchen auf gleiche Weise als Knaben, mehr und mehr an die eigene Bestimmung über ihren Willen, so wie an die freie Uebung ihrer Kräfte, gewöhnt werden.

Rüdiger. Die Beschäftigungsarten sind doch auch bei uns für beide Geschlechter in manchem Betrachte bestimmt und verschieden.

Wilhelm. Das mag seyn; allein das ist für unsere Untersuchung völlig gleichgültig; ein Herkommen, was weiter nicht fesselt. Die Beschäftigung eines Landmanns ist von der eines Künstlers oder Handelsmannes ebenfalls sehr verschieden; und es kann seyn, oder wird vielmehr seyn, daß dieselbe Gewerksart viele Generationen hinter einander in dieser Familie fort erbt. Wird man aber deshalb diesen Familien und Individuen das Recht streitig machen, oder

gar absprechen, irgend eine andere Beschäftigungs- oder Gewerksart nach freier Willkühr zu üben? Oder wird man überhaupt den Grad der Wahlfreiheit nach dieser Verschiedenheit der gewählten Beschäftigung bestimmen wollen?

Rüdiger. Das wohl nicht; wenn die Beschäftigungsart selbst gewählt ist. —

Wilhelm. Darauf kömmt es also an; und du weißt besser, als ich, daß hier bei uns in der That diese Wahl dem weiblichen Geschlechte so gut, als dem Männlichen frei steht. Bei der Einfachheit unserer Beschäftigungen überhaupt, kann sich indessen der Besitz dieses Menschenrechts, weder für das eine noch für das andere Geschlecht, in sehr mannigfaltigen und auffallenden Beispielen bewähren.

Rüdiger. Das mag seyn; setzt aber doch noch immer nicht ganz ins klare: warum in dem Genusse dieses Rechts der freien Wahl unsere Weiber dennoch stäts bei einer Art der Beschäftigung — ich meine die Besorgung des innern Haushalts — bleiben; die Männer hingegen die allgemeinen und außerhäuslichen Geschäfte

schäfte beibehalten; die sie ebenfalls schon vor Jahren in Besitz gehabt haben.

Wilhelm. Dies kann, mit deiner Erlaubniß, doch auch durchaus nichts für das Gegentheil beweisen. Vielmehr scheint daraus nur so viel zu erhellen, daß man diese Absonderung der Beschäftigungen vernünftig und zweckmäßig gefunden, und deshalb nach einer stillschweigenden Convenienz beibehalten habe.

Rüdiger. Doch immer auch eine Voraussetzung; und da kömmt es darauf an, welche die Wahrscheinlichere ist.

Wilhelm. Die Meinige ohnstreitig. Denn diese Berufsbeschäftigungsart des Weibes hängt mit ihrer natürlichen Bestimmung, als Weib und Mutter, in manchem Betrachte so genau zusammen; daß schwerlich, besonders bei unserer Art der Berufsgeschäfte, als Landleute passendere, bequemere und bessere zu wählen übrig sind.

Rüdiger. Manche Beschäftigungsarten würden sie, eben dieses weiblichen und mütter-

lichen Berufs wegen, denn doch in der That auch nicht wählen können.

Wilhelm. Sie also vernünftiger Weise auch nicht wählen wollen. So wie auch der Mann, bei der uneingeschränktesten Freiheit seines Willens, dennoch beständig, bei der Wahl seiner Beschäftigungsart Rücksichten zu nehmen hat, auf die Beschaffenheit seiner Kräfte; oder auf manche andere Collisionen. Wird man ihm dies aber als eine Einschränkung seiner persönlichen Freiheit anrechnen?

Rüdiger. Das möchte ich wenigstens nicht; denn so müßte es auch schon als Einschränkung anzusehen seyn, daß der vernünftige Mensch eigentlich nur vernünftig wollen kann.

Wilhelm. Das ist eben meine Meinung; und ich darf hinzu setzen, daß man es bei uns nicht unrecht, abgeschmackt, oder lächerlich finden würde, wenn ein Weib, daß sein anderweitiger Beruf nicht hinderte, eine Beschäftigungsart der Männer, an die Stelle der weiblichen wählte, und sich dieser ausschließend widmete.

Rüdiger. Das glaube ich mit dir; wiewohl der Fall noch nicht vorgekommen ist.

Wilhelm. Auch wie ich mich selbst überzeugt halte, gewiß nur selten vorkommen dürfte; denn das Leben des Weibes ist, in dieser Rücksicht, ohne Zweifel das bequemere; wiewohl nicht vielleicht in jedem Betrachte das vortheilhaftere.

Rüdiger. Wie so? in welchem Betrachte nicht?

Wilhelm. Schon was die Gesundheit anbetrifft; da haben wir, die wir uns mehr außer dem Hause, als im Hause, mehr im Bewegen, als im Sitzen beschäftigen, doch wohl ohnfehlbar das Vortheilhaftere erwählt.

Rüdiger. Das freilich: allein unter den mannigfaltigen Beschäftigungen und Gewerben, welche die Männer in der größern Welt ausschließend treiben, sind eine große Anzahl, welche diesen Nachtheil noch weit bestimmter, allgemeiner und unfehlbarer bewürken. Darauf nimmt man überall nur zu wenig Rücksicht.

Wilhelm. Bei uns wird die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit doch auch, bei der Lebensart der Weiber, nicht ganz vernachlässigt;

und vielleicht jener Nachtheil dadurch, wo nicht ganz verhindert, doch wenigstens sehr eingeschränkt und unwürksam gemacht.

Rüdiger. Und ich bin sehr bereit, der unter unsern Weibern herrschenden Vernunft auch hierin Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Wilhelm. Deine Gerechtigkeitsliebe läßt mich daran nicht einen Augenblick zweifeln.

Rüdiger. Also wirst du dich auch durch jenen scheinbaren Einwurf nicht weiter aufhalten lassen, den angefangenen Beweis weiter fort zu führen.

Wilhelm. Auf keine Weise. Vielmehr müssen mir deine Winke zu Aufmunterungen dienen. Nimm also nun die geistige und sittliche Ausbildung; — wird darauf bei uns nicht für beide Geschlechter eine gleiche Sorgfalt und Aufmerksamkeit verwand? Zeugen nicht auch die Würkungen dieser Sorgfalt auf das deutlichste, unwidersprechlichste für das natürliche Recht des weiblichen Geschlechts auf dieselbe so gut, wie für das Recht des Männlichen.

Rüdiger. Hierin hast du von mir keinen Widerspruch zu erwarten. Allein wir hier ma-

chen überhaupt für das männliche Geschlecht so wenig, als für das Weibliche, auf große Gelehrsamkeit Anspruch.

Wilhelm. Aber doch auf mannigfaltige Kenntnisse und eine beträchtliche und solide Ausbildung der Denkkraft; auf die eigentliche Kultur der Humanität; wie du es zu nennen pflegst?

Rüdiger. Diese muß wenigstens stäts das Ziel unserer Bestrebung bleiben.

Wilhelm. Und ist es für das weibliche Geschlecht so gut, wie für das Männliche. Wem wird es unter uns einfallen, ein Weib das eigenes Nachdenken liebt, und Fortschritte in den Kenntnissen der Natur und Sittlichkeit macht, sich der Erweiterung derselben eifrigst widmet, an den Strickstrumpf, oder den Kochtopf zu verweisen? Würde es nicht jeder unter uns seltsam und thörigt finden, wenn ein Jüngling unter uns sich über ein Mädchen von gleichem Alter, oder wohl gar eine Frau oder Matrone, erhaben dünken, und sich einfallen lassen wollte, sie zu belehren; bloß deswegen, weil er ein Mann, und sie ein Weib sey?

Rüdiger. Allerdings würde man über einen solchen Jüngling, und zwar mit Recht, urtheilen, daß er am Verstand und Ausbildung denen, über welche er sich erheben will, weit nachstehe; vielleicht nie dahin gelangen werde, wo jene, die er unter sich wähnt, längst vor ihm waren.

Wilhelm. Mit Bestimmtheit kann man daher behaupten, daß man hier bei uns dem Weibe völlig gleiche Rechte mit dem Manne auf Kenntnisse und Geisteskultur zugestehe, und daß es auch im völligen Besitze desselben sey.

Rüdiger. Gleichwohl was die eigentlich wissenschaftlichen Kenntnisse, die unter uns gangbar sind, anbetrifft; so findet sich doch auch hier eine ziemlich bestimmte Verschiedenheit. Du wirst nicht leugnen, daß sich ziemlich in der Regel manche Art von Kenntnissen in größerer Ausdehnung bei dem männlichen, manche wieder bei dem weiblichen Geschlechte finden.

Wilhelm. Das mag bei solchen, die einen nähern Einfluß auf die Berufsgeschäfte haben, wohl allerdings der Fall seyn. Die Kennt-

nisse, welche z. B. nahen und unmittelbaren Einfluß auf den Ackerbau, oder die Forstbenutzung haben, wirst du freilich bei den Männern in größerer Ausdehnung und Gründlichkeit finden; dagegen aber wirst du diejenigen, welche Viehzucht und Gartenbau befördern, wieder bei dem Weibe in grösserer Vollkommenheit wahrnehmen.

Rüdiger. So ist es allerdings.

Wilhelm. Und so ist es doch auch vollkommen in der Ordnung. Auch da, wo man die Wissenschaften und Gelehrsamkeit den Männern ganz eigentlich und gleichsam von Rechtswegen vorbehält, wird sich ohne Zweifel ein ähnlicher Unterschied auch bei diesen wahrnehmen lassen. Oder treiben und üben dort alle Männer alle Wissenschaften in gleichem Grade und auf gleiche Weise?

Rüdiger. Wie wäre dies möglich; da Zeit und Kräfte kaum hinreichen, eine, oder einige in einem gewissen Grade der Vollkommenheit zu üben? —

Wilhelm. Also wird man aus dieser Verschiedenheit doch gewiß auch keine Schlüsse auf

die Verschiedenheit der Rechte auf freie Wahl und Behandlung der verschiedenen Kenntnisse, herleiten? —

Rüdiger. Das allerdings nicht.

Wilhelm. Wie sollte nun dergleichen in Beziehung auf das weibliche Geschlecht gefolgert werden können?

Rüdiger. Mit Grunde, meiner Einsicht nach, freilich nicht.

Wilhelm. Wir können hier also Gleichheit der Rechte nicht länger verkennen. Nun wirst du mir auch zugeben, daß Kenntnisse und Ausbildung des Geistes zu freien Urtheilen und zu Ansprüchen, auf Achtung anderer vor dem eigenen Urtheile, berechtigen?

Rüdiger. Ohne Zweifel wird dies Niemand, wenigstens unter uns Niemand in Abrede seyn?

Wilhelm. Also auch Niemand dem weiblichen Geschlechte diese Rechte verweigern. Daher gelten hier unter uns auch keine männliche Autoritäten für Kenntnisse und Einsicht. Daher wird das Urtheil eines Weibes

nicht geringer geachtet, weil es ein Weib geäußert hat; sondern ein jedes Urtheil wird, durchaus ohne Ansehn der Person, seinem eigentlichen innern Werthe gemäß geschäzt. Du wirst hier die Gleichheit nicht bestreiten wollen, da du selbst der Schöpfer davon bist.

Rüdiger. In der That sehe ich mit Vergnügen, daß die Vorurtheile hier, so weit man aus den Thatsachen urtheilen kann, gänzlich ausgerottet sind.

Wilhelm. Und eben so ist es auch mit der Handlungsfreiheit. Du hast mir wohl ehr erzählt, daß in der großen Welt das Weib, was seine öffentlichen Handlungen anbetreffe, noch von einer Menge tyrannischen Convenienzen abhängig sey, welche ihren Ursprung in alten barbarischen Sitten auf keine Weise verbergen kann.

Rüdiger. So ist es allerdings; und scheut man sich in der Regel weit mehr diese zu verletzen, als die Vorschriften der Sittlichkeit selbst.

Wilhelm. Wissen wir hier etwas von einer solchen Verdrehung der Vorstellungen? Kennt man hier für das Betragen des Weibes andere

Vorschriften, als für das Betragen des Mannes? andere, als die allgemeinen Grundsätze der Sittlichkeit?

Rüdiger. Nein; allerdings nicht, wie es auch in der vernünftigen Natur beider Geschlechter auf gleiche Weise gegründet ist.

Wilhelm. Daher darf sich hier bei uns das Weib alles das erlauben, was sich der Mann erlauben darf, d. h. was nicht, seiner innern Natur nach, mit den allgemeinen Gesetzen der Sittlichkeit streitet. Es sind daher völlig gleiche Gesellschafts- und Umgangsrechte anerkannt; wie sie die Sittlichkeit vergönnt und die Vernunft gebietet.

Rüdiger. Auch kann da nur wahre, vollendete Sittlichkeit zu erwarten seyn, wo diese Gesetze als die einzig gültigen anerkannt werden.

Wilhelm. So hast du uns stäts und allgemein belehrt; daher sind unter uns, unsittlich, und, unschicklich, Worte mit völlig gleichen Bedeutungen; wie es denn auch eigentlich nicht anders ist, und seyn sollte.

Rüdiger. Im Ganzen hast du ohnstreitig recht; allein, was den Ausdruck der Rei-

gungen anbetrifft, sollte da nicht ein wesentlicher Unterschied statt finden?

Wilhelm. Wie so? mein Vater: meinst du einem Unterschied in der Befriedigung?

Rüdiger. Nicht so wohl in der Befriedigung als in der Aeußerung?

Wilhelm. Wenn die Grundsätze der Sittlichkeit überhaupt nur Vorschrift für Handlungen seyn sollen, so sehe ich nicht, warum hier eine Ausnahme statt finden sollte.

Rüdiger. Also glaubst du, ein Mädchen könne dem Jünglinge eben so schicklich ihre Zuneigung zuerst gestehn, als der Jüngling dem Mädchen?

Wilhelm. Und warum nicht; wenn die Neigung sittlich gut ist; und sie sich von dieser Seite derselben nicht zu schämen hat.

Rüdiger. Alsdann würdest du es auch nicht mißbilligen, wenn sie dem Jünglinge ihre Hand anböte, und ihm auffoderte, ihr Gatte zu werden?

Wilhelm. Ich begreife nicht, was daran zu mißbilligen seyn könnte; oder vielmehr zu

mißbilligen seyn kann; — denn es ist dies ja, so viel ich weiß, gar nichts unerhörtes unter uns.

Rüdiger. In der großen Welt würde man dies für eine Unschicklichkeit halten, welche man den gröbsten Unsittlichkeiten aufs mindeste an die Seite setzte.

Wilhelm. Und ich möchte dies für einen Wahn halten, den man den gröbsten Vorurtheilen an die Seite setzen müßte. Denn ist es an sich nichts unsittliches und vernünftigen Wesen unanständiges, dergleichen Wünsche zu hegen und zu äußern; so kann der Unterschied des Geschlechts hierin keinen Unterschied der Sittlichkeit hervorbringen. — Wir halten uns ja überzeugt, daß dem Weibe wie dem Manne die Bezeichnung eines vernünftigen und sittlichen Wesens gebühre!

Rüdiger. Ich bin völlig deiner Meinung; und gewiß sind jene unnatürlichen Vorurtheile und Convenienzen mit unter die wichtigsten Hindernisse einer vollendeten Cultur der Sittlichkeit zu rechnen; indem sie unvermeidlich die Begriffe hierüber verwirren.

Wilhelm. Und sonach hätte ich die Gleichheit der Rechte auch hier bewiesen; und nähme

es auf mich, sie in allen einzelnen Situationen des gesellschaftlichen Lebens auf gleiche Art zu erweisen, wenn du Geduld und Muße genug hättest, mir dahin zu folgen.

Rüdiger. An der letztern dürfte es mir ehr gebrechen, als an der erstern. Auch wird es dessen für unsern Zweck nicht weiter bedürfen. Und ich trage kein Bedenken, dir das Zeugniß zu geben, daß du deiner Verheißung hinlänglich Genüge gethan habest.

Zwölftes Gespräch.

Fortsetzung des Vorigen.

Rüdiger. Du willst also ebenfalls in bürgerlichen Verhältnissen eine völlige Gleichheit der Rechte anerkannt und beobachtet wissen?

Wilhelm. Und folgt dies nicht sehr natürlich, ja ganz nothwendig aus dem vorhergehenden?

Rüdiger. Du würdest also nicht nur das Weib zu einer völligen Bürgerin mit der Ausübung aller Bürgerrechte, deren sich der Mann als Staatsbürger erfreuet, erheben, sondern ihm auch dem Zugang zu allen öffentlichen Geschäften, zu den Staatsbedienungen aller Art eröffnen wollen?

Wilhelm. Ich sehe nichts, was rechtlicher Weise daran hindern könnte; vorausgesetzt, daß Wahrheit und Recht in unsern vor-

herigen Behauptungen auf unserer Seite gewesen sind.

Rüdiger. Was das erste anbetrifft; so bin ich auch deiner Meinung, daß nur das Vorurtheil etwas dagegen einwenden könne. Denn dafern eine Gleichheit der Menschenrechte bei Mann und Weib anzunehmen sind; so läßt sich kein haltbarer Grund gedenken, warum nicht auch eine Gleichheit in den Bürgerrechten statt finden sollte; warum nicht das Weib so gut eine Staatsbürgerin, als der Mann ein Staatsbürger seyn könnte?

Wilhelm. Auch kann daran im Ernst jemand zweifeln.

Rüdiger. So kannst du Zögling der gesunden Vernunft nur reden; und wirst dennoch deine Unkunde in der Denkungsart der Welt und den Staatsgrundsätzen auch hier verrathen. Es ist bis jezt nur ein einziger Staat in Europa, in welchem man diese Rechte des weiblichen Geschlechts zum Theil anerkannt hat; und dieser Staat wird noch jezt von den meisten übrigen, als höchst unrechtmäßig und auf lauter verwerflichen und verderblichen Grundsätzen errichtet verworfen und verfolgt.

Wilhelm. Ich erstaune; — jezt in unsern Tagen; am Ende des achtzehnten Jahrhunderts?

Rüdiger. In unsern Tagen, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sind nicht nur durch die herrschende Denkungsart, sondern in allen Staaten, jenen einzigen ausgenommen, gesetzlich die eigentlichen Bürgerrechte dem Weibe vorenthalten. Manche bürgerliche Handlungen kann es gar nicht, andere nur unter dem Beistande und der Autorität eines Mannes verrichten. Bürgerin würde hier als Prädikat nur Gelegenheit zum Spotte geben.

Wilhelm. Es hängt dies freilich mit dem genau zusammen, was du bereits in unsern vorigen Gesprächen als herrschende Denkungsart über dies Verhältniß angeführt hast; und man sieht leicht, woher es rührt, und wohin es zielt. Gleichwohl ist es nicht minder eine schreiende Ungerechtigkeit; die der Menschheit zur Schande gereicht; und alle Vernünftigen sollten sich vereinigen, sie aus der Welt zu schaffen.

Rüdiger. Es wäre dies freilich zu wünschen; allein geschähe es auch, so würde doch immer noch wenig davon zu hoffen seyn.

Wilhelm. Wenn es ernstlich und wiederholt zur Sprache gebracht würde?

Rüdiger. Einzeln ist dies in der leztern Zeit in der That, unter den meisten aufgeklärten Nationen, würklich geschehen; allein immer sind dies nur noch Stimmen in der Wüsten gewesen.

Wilhelm. Man hat diese Angelegenheit nicht wenigstens sogleich, als eine der wichtigsten und interessantesten zur ernstlichen Untersuchung gezoen?

Rüdiger. Weder das weibliche Geschlecht noch das Männliche hat sich eigentlich und ernstlich dafür interessirt. Die Hindernisse sind zum Theil dieselben, welcher wir bereits, bei Gelegenheit der allgemeinen Menschenrechte, erwähnt haben.

Wilhelm. Freilich mußten jene Unempfindlichkeit auf der einen, und jene egoistischen Vorurtheile auf der andern Seite erst fortgeschafft werden, eh Interesse für die Hinwegräumung dieser Mißbräuche empor kommen, und sich würksam äußern sollte.

Rüdiger. Allerdings, mein Sohn; und so wenig jenes bald zu hoffen ist, so wenig darf man hierauf bald Rechnung machen. In unsern Tagen nun vollends; da die meisten Regierungen mit einem panischen Schrecken vor Revolutionen befallen sind, und dergleichen von jeder Veränderung gleich fürchten. —

Wilhelm. Muß eine solche Furcht abhalten, Gerechtigkeit zu üben, und Mißbräuche abzustellen! Mich dünkt, sie sollte ehr hiezu aufmuntern; denn nur von Mißbräuchen sind gewaltsame Revolutionen zu erwarten.

Rüdiger. Das freilich wohl, allein nicht alle, besonders diejenigen, von denen dergleichen Reformen ausgehn müßten, denken so über die Sache. Die meisten Staatsverfassungen sind wie alte baufällige Häuser; man scheut sich, sie irgendwo anzutasten, eine ernstliche Reparatur anzufangen, weil man fürchtet, sie würden dann ganz zusammen stürzen.

Wilhelm. Aber ich begreife nicht, wie man ein gleiches auch von dieser Reform befürchten kann!

Rüdiger. An diese hat man überall wohl noch nie recht ernstlich gedacht. Von den mei-

sten sind die deshalb geschehene Anfoderungen und Vorschläge, als chimärisch und lächerlich beim ersten Anblicke verworfen, und keiner weiteren Untersuchung werth geachtet.

Wilhelm. Wie kann man aber ein solches Verfahren mit der Würde und Bestimmung der Weltweisen und Gesetzgeber vereinigen, und vor dem Richterstuhle der Vernunft rechtfertigen?

Rüdiger. Ich begehre mich wenigstens für jezt nicht darauf einzulassen; wiewohl auch freilich nicht geleugnet werden kann, daß die Vertheidiger der Rechte des weiblichen Geschlechts wieder, wo nicht ungerechte, doch wenigstens unnütze und unzweckmäßige Foderungen gemacht, und dadurch der guten Sache mehr geschadet als genutzt haben.

Wilhelm. In wiefern? Begehrten sie mehr als völlige Gleichheit aller bürgerlichen Rechte für beide Geschlechter? Wollten sie vielleicht das Weibliche noch, durch Abtretungen, von den Männlichen für die lange erlittene Ungerechtigkeit entschädiget wissen?

Rüdiger. Das nun wohl nicht; auch würde dies ohnfehlbar wieder eine neue Unge-

rechtigkeit seyn. Allein sie machten z. B. für das Weib nicht nur auf die ganze eigentliche Staatsbürgerliche Existenz, sondern auch auf die Theilnahme an allen öffentlichen Geschäften Anspruch.

Wilhelm. Und daran hätten sie unrecht oder thöricht gehandelt? Ich gestehe, daß ich dies nicht einzusehn vermag.

Rüdiger. Es ist wahr, du äußertest vorhin selbst schon etwas, woraus dies als deine eigene Meinung erhellte.

Wilhelm. Und muß es noch jezt dafür erklären. Denn es scheint mir nach einer vollkommnen und richtigen Konsequenz aus dem zu folgern, was wir längst als richtig vorausgeschickt haben.

Rüdiger. Mag das seyn; gegen das Recht dazu begehre ich nichts einzuwenden. Allein die Frage ist hier diese: ob es klug und weise gehandelt seyn würde, auf die Ausübung dieser Rechte zu bestehen?

Wilhelm. Und du scheinst nicht geneigt zu seyn, diese Frage bejahend zu beantworten?

Rüdiger. Das bin ich auch in der That nicht; und selbst aus Gründen, die von der Wohlfarth des weiblichen Geschlechts hergenommen sind.

Wilhelm. Ich muß dich bitten, sie mit zu theilen; denn ich selbst suche sie vergebens.

Rüdiger. Doch vermuthlich nur, weil du deinen Blicken schon eine bestimmte Richtung gegeben hast, und also den Gegenstand nur einseitig betrachtest. Denn sonst würdest du doch nicht unbemerkt lassen können, daß die eigentliche weibliche Bestimmung, die Uebernahme und Verwaltung der öffentlichen Geschäfte und Aemter, wo nicht hindern, doch in manchem Betrachte sehr erschweren; wenigstens viele Beschwerlichkeiten für dieselben veranlassen müßte. Wenn ein Weib also auch vollkommne Fähigkeiten, und eben so viele als ein Mann dazu hätte; so würden sich doch diese Geschäfte oder Aemter in den Händen des Mannes besser und sicherer befinden, als in den Händen des Weibes.

Wilhelm. Das ist freilich ein Gesichtspunkt, aus welchem ich die Sache noch nicht angesehen habe. Allein gesetzt, dies wäre ganz

richtig, so würde dadurch das Verfahren des Staats, vor dem Richterstuhle der Klugheit zwar gerechtfertigt werden können; aber auch so vor dem Richterstuhle des Rechts?

Rüdiger. Und warum nicht; denn erstlich wirst du nicht leugnen, daß es die Pflicht eines jeden Staatsbürgers ist, Ansprüche auf Geschäfte und Aemter, wozu er im Allgemeinen berechtigt ist, aufzugeben; sobald er einsieht, daß in einem Kollisionsfalle der andere Kompetent dieselben vollkommner verwalten und ausrichten würde?

Wilhelm. Das gestehe ich zu; — aber wird das hier Anwendung leiden?

Rüdiger. Allerdings; denn wenn du auf die weibliche Bestimmung, und die dadurch erwachsenden Hindernisse Rücksicht nimmst; so wirst du nicht leugnen können, daß bei einer jeden Konkurenz mit einem männlichen Kompetenten der Fall eintreten müsse, wo das Weib jene Verpflichtung zu üben habe.

Wilhelm. Doch die Fälle ausgenommen, wo der männliche Mitwerber dem weiblichen

an Fähigkeiten und Geschicklichkeiten weit nachstände?

Rüdiger. Dieser verdient aber keine besondere Rücksicht; da wir in der Regel Gleichheit der Fähigkeiten angenommen haben und annehmen mußten.

Wilhelm. Das ist freilich wahr.

Rüdiger. Und nun wirst du auch zugeben müssen, daß da die Ausschließung von solchen Aemtern und Geschäften dem Staate als keine Ungerechtigkeit gegen den Ausgeschloßnen angerechnet werden kann, wo es für diesen Pflicht ist, Verzicht zu leisten?

Wilhelm. Ich muß dies allerdings zugestehn.

Rüdiger. Und überdem, wenn auch dies nicht wäre, darf man doch auch nicht übersehn, daß der Staat, wenigstens was die Staatsgeschäfte anbetrifft, das Recht hat, sie nach freier Wahl denen zu übertragen, welche er für die Geschicktesten dazu erkennt. Und so kann eigentlich der Uebergangene an sich keine rechtmäßige Beschwerde fühlen.

Wilhelm. Dagegen wirst du mir aber erlauben, zu bemerken, daß es ein ganz anderes sey, mit der Uebergehung einzelner Individuen, und mit der gesetzlichen Ausschließung eines ganzen Geschlechts. Dies letztere läßt sich doch wohl nicht so leicht als rechtmäßig darthun.

Rüdiger. Hierin hast du allerdings Recht; und es würde dies letztere um nichts besser, auch in diesem Falle um nichts rechtmäßiger seyn, als wenn man in manchen Staaten ganze Stände von Staatsgeschäften überhaupt, oder von diesem oder jenem Staatsgeschäfte ausschließt. Reden wir aber hier noch eigentlich von der Streitigkeit des Rechts im Allgemeinen?

Wilhelm. Wohl nicht; sondern vielmehr von den Gründen der Klugheit, warum das Weib auf die Uebung seiner Rechte, oder auf diese Ansprüche billig Verzicht leisten sollte.

Rüdiger. Diesen Gesichtspunkt müssen wir also auch nie aus den Augen verlieren. Und da bietet sich uns noch ein Grund dar, der wohl seiner Wichtigkeit wegen für alle übrige gelten kann.

Wilhelm. Und der wäre? —

Rüdiger. Das Weib findet sich bei dieser Entfernung von allen öffentlichen Geschäften und Aemtern in seinem jetzigen Verhältnisse (wenn es einen sichern Grund auf den allgemeinen Menschen- und Bürgerrechten hat) weit besser, als wenn es Theil daran nähme.

Wilhelm. Das scheint mir doch noch nicht so ganz erwiesen. Denn selbst diese höhere Würksamkeit gewährt doch auch höhern Genuß.

Rüdiger. Und ich möchte sagen, es rede dies der Ehrgeiz, zum Theil wenigstens, aus dir; wenigstens zeige dir die jugendliche Phantasie, wie ein Täuschungsspiegel, den einen Gegenstand der Bestimmung in der Vergrößerung; der andere muß dir daher auch kleiner scheinen, als er in der That ist.

Wilhelm. Ich darf dich auffodern, dies zu beweisen, mein Vater; um so mehr, da es auch eine Art von Beschuldigung enthält.

Rüdiger. Ich werde dies leicht können, wenn du mit mir beide Bestimmungen einmal näher ansehn, und unpartheiisch gegen einander abwiegen willst. Habe ich dir erwiesen, daß

der häusliche Würkungskreis nicht minder wichtig, und die Bestimmung des Weibes in demselben also edel und groß ist, dann hoffe ich deiner Auffoderung Genüge gethan zu haben. —

Wilhelm. Und ich werde mich für überwunden bekennen.

Rüdiger. Wir lassen dies also wohl am besten bis morgen, wo wir mehrere Muße dazu haben werden.

Dreizehntes Gespräch.

Beschluß des Vorigen.

Wilhelm. Bei uns, freilich, gewinnt das Weib ehr dadurch, als es verliert, daß es auf den engern Kreis der häuslichen Thätigkeit eingeschränkt ist.

Rüdiger. Und warum bei uns ehr, als anderwärts; oder warum nicht überall?

Wilhelm. Weil nicht überall, wie bei uns, die männlichen Berufsgeschäfte eben so einfach und darneben von mannichfaltigen Beschwerden begleitet sind.

Rüdiger. In der größern Welt also glaubst du das Weib auch in dieser Rücksicht von dem Manne übervortheilt?

Wilhelm. So ist meine Ueberzeugung; denn wo die Berufsgeschäfte der Männer so

mannigfaltig sind; die edlere Thätigkeit auf so große und wichtige Gegenstände lenken; wo die Männer nicht nur an Ruhm und Ehre, sondern besonders in den Würkungen ihrer Thätigkeit immer so sichere und herrliche Belohnung finden; — da sollte doch das Weib die Gleichheit seiner Rechte auch in dieser Rücksicht geltend machen, auch seinen Antheil an den öffentlichen Geschäften zurückfodern.

Rüdiger. Also hältst du es für ausgemacht, daß die Gleichheit der Rechte beider Geschlechter dem Weibe auch einen Anspruch auf einen Antheil an der eben beschriebenen Würksamkeit sichere?

Wilhelm. Und wie könnte dies zweifelhaft seyn? Wenn diese Gleichheit der Rechte — wie wir doch alle Ursach haben vorauszusetzen — einmal erwiesen ist? —

Rüdiger. Mich dünkt, du hast mich selbst darauf aufmerksam gemacht, daß die Bestimmung des Weibes, als Weib, wohl ein hinlänglicher Grund, ja eine Verpflichtung für dasselbe werden könnte, sich der Ausübung solcher Rechte, die sich nicht ohne Beschwerde mit derselben vereinigen ließen, selbst zu begeben.

Wilhelm. Wenn ich dies auch noch nicht bereits geäußert hätte; so würde es doch ganz meiner Meinung entsprechen.

Rüdiger. Dann wünschte ich doch zu sehen, wie du diese beiden einander widersprechend scheinenden Meinungen vereinigen würdest.

Wilhelm. Ich darf ja nur annehmen: die weibliche Bestimmung könne neben der Verwaltung öffentlicher Geschäfte recht sehr gut bestehen.

Rüdiger. Da dürftest du aber doch wohl eine ziemlich willkührliche Voraussetzung wagen; deren Beweis dir leicht schwer genug werden könnte.

Wilhelm. Ich fürchte diese Schwürigkeit nicht; und bin jeden Augenblick bereit, den erforderlichen Beweis zu führen.

Rüdiger. Was unternimmt nicht der Enthusiasmus des Jünglings! —

Wilhelm. Aber was führt er auch nicht aus!

Rüdiger. Allerdings! Zunächst und am leichtesten in der Phantasie des Jünglings selbst.

Was unsern Fall hier betrifft; so ists in der That zu bedauern, daß diesmal deine Bemühung, wenn du auch siegtest — was du doch bei kalter Ueberlegung immer noch als zweifelhaft zugestehn mußt — hier wenig entscheiden würde.

Wilhelm. Und warum sollte dies hier nicht? —

Rüdiger. Weil du Voraussetzung an Voraussetzung gelehnt hast. Das eine, gesetzt du hättest es auch fest gestellt, kann dir daher wenig nutzen, wenn das andere nicht haltbar ist.

Wilhelm. Und das wäre?

Rüdiger. Du hast nämlich vorausgesetzt; die Würksamkeit des Weibes in der großen Welt, gegen die des Mannes gehalten, sey dieser an Wichtigkeit, Nutzbarkeit und belohnenden Folgen auf keine Weise gleich zu achten. Dies war doch deine Meinung?

Wilhelm. Allerdings; und ist es auch noch.

Rüdiger. Gesetzt, du könntest nun die Wahrheit derselben nicht erweisen; viel mehr

würdest du am Ende genöthigt, zu gestehn, daß die Würksamkeit des Weibes, in seiner jezigen Entfernung von öffentlichen Geschäften, eben so wichtig, ehrenvoll und belohnend sey, daß sie daneben doch in einer natürlichern Harmonie mit seiner weiblichen Bestimmung stehe, würde dir denn jener Beweis, den du vorhin übernahmst, noch sonderlich nutzen?

Wilhelm. Dann freilich nicht?

Rüdiger. Und den Grund davon wirst du selbst am besten angeben können.

Wilhelm. Alsdann würde es freilich vernünftiger seyn, daß sich das Weib nach wie vor auf diesen Würkungskreis einschränkte; und der Ausübung seiner Rechte auf den der Männer entsagte.

Rüdiger. Und dies würde doch noch vernünftiger erscheinen, wenn erwiesen wäre, daß der Würkungskreis des Weibes im häuslichen Leben nicht nur eben so belohnend, sondern noch weit reichlicher, unmittelbarer und angenehmer belohnend sey, in der Ausübung der Pflicht einen weit sichern und höhern

Lebensgenuß gewähre, als der der Männer; er möge noch so groß und glänzend seyn oder scheinen?

Wilhelm. Ohne Zweifel; aber darauf kommt es freilich an, daß dies bewiesen werden könnte, woran ich mit deiner Erlaubniß wenigstens so lange zweifeln muß, bis ich den Beweis erhalten habe.

Rüdiger. Daran thust du sehr recht; du sollst aber auch nicht lange darauf warten. Laß uns bei dem nächsten zuerst anfangen. Sag mir, wenn es dir gefällt, wo ist die Belohnung am sichersten?

Wilhelm. Doch wohl da, wo sie unmittelbar an die Würksamkeit geknüpft ist; theils in der Beschäftigung selbst, theils sich in dem Erfolge derselben ergiebt.

Rüdiger. Richtig. Und so behaupte ich, die stille, häusliche Würksamkeit des Weibes hat eine weit sicherere Belohnung, als die geräuschvollere öffentliche des Mannes.

Wilhelm. Du wirst mir erlauben, dich an den Beweis zu erinnern.

Rüdiger. Sehr gern. Du kannst nicht leugnen, daß die Würksamkeit des Weibes, in ihrem häuslichen Zirkel, sich für Kinder, Gatten, Freunde; — für die innigsten Verhältnisse und nach dem Antriebe der schönsten und süssesten Gefühle beschäftigt?

Wilhelm. In der Regel allerdings.

Rüdiger. Und Ausnahmen können doch keine Urtheile bestimmen.

Wilhelm. Auch hiergegen kann ich nichts einwenden.

Rüdiger. Nimm nun dagegen die Würksamkeit des Mannes. Er beschäftigt sich entweder für den Unterhalt und Erwerb, also durch die Noth getrieben, und den Eigennutz allein angespornt.

Wilhelm. Doch sollte ich denken, nicht so allgemein. Vaterliebe, Gattenliebe, Freundes Sorge kann ihn ja auch beseelen.

Rüdiger. Ich begehre dies nicht ganz zu leugnen. Allein, dann mußt du doch auch zugestehn, daß die Würksamkeit des Weibes weit unmittelbarer in diesen Gefühlen gegrün-

det ist, und durch diese Gefühle belohnt; auch reiner und unverfälschter erhalten wird. Was der Mann erwirbt, muß doch erst durch die Hand des Weibes gehn, wenn es den Zweck jener Triebe und Gefühle erreichen soll. Und wie leicht kömmt er dahin, das Mittel ihm Zweck wird, daß Eigennutz und Habsucht jene Gefühle verdrängen. Und können diese in sich selbst etwas belohnendes haben?

Wilhelm. Vielmehr wohl gerade das Gegentheil.

Rüdiger. Wo der Mann das Erwerben hat, bleibt doch dem Weibe gemeiniglich das Geschäft des Verwendens des Erworbenen. Sie hat also den Genuß, der dadurch erweckt, die Freude, die dadurch erregt wird, der Nutzen, der dadurch gestiftet wird, stäts unmittelbar vor Augen. Der Mann arbeitet ins Blaue hin, das Weib jedesmal auf einen bestimmten Punkt. Der Mann hat des Tages Last und Hitze zu tragen, und am Abend nur den Widerschein des Lohns, in dessen wohlthätigen erwärmenden Strahlen das Weib den ganzen Tag seine Berufsgeschäfte verrichtet.

Wilhelm. Wahr! in der That; doch empfinde ich es noch mehr, als ich es einsehe.

Rüdiger. Laß uns weiter das Tagewerk beider übersehn: Spekulationen und Sorgen wecken den Mann; Liebe und Fürsorge das Weib; Anstrengung ermüdet den Mann; Beschäftigung unterhält das Weib. Mißrathene Versuche und mühsames, auch wohl vergebliches Streben bringt den Mann oft zu dem höchsten Unmuthe; Würkung und Nutzen, Freude und Erkenntlichkeit keimt und wächst stäts unter den Händen und Augen des Weibes empor, und erhält ihm Heiterkeit und guten Muth; und zwar so viel, daß noch jeden Abend für den Mangel des Mannes ein hinlänglicher Ueberschuß bleibt.

Wilhelm. O ein unverkennbarer und reizender Vortheil, auf Seiten des Weibes.

Rüdiger. Und doch beiweiten noch nicht der Wichtigste. Der Mann verliert durch Sorgen, Zerstreuung und Spekulationen des Eigennutzes nach und nach fast alle Empfänglichkeit für den Lohn, den ihm die Anwendung seines Erwerbs gewähren könnte; das Weib hingegen

erhöht diese Empfänglichkeit täglich mehr, durch Beschränkung seiner Vorstellungen und Gefühle auf diesen Gegenstand. — Und nun, mein Sohn, wende ich mich, nicht an dein Gefühl, sondern an deinen Verstand. Dieser thue den Ausspruch: wessen Loos ist das bessere? —

Wilhelm. Von dieser Seite betrachtet, freilich das Loos des Weibes. Allein du hast dich auch nur auf die unedelste Art der männlichen Würksamkeit, auf die des Erwerbs beschränkt. —

Rüdiger. Die Unedelste, nennst du diese? Und doch hängt sie mit den edlern menschlichen Gefühlen noch am genauesten zusammen.

Wilhelm. Ist aber doch mehr in der Nothwendigkeit, als in der Vernunftserkenntniß gegründet; besteht mehr in mechanischen Fertigkeiten, wenigstens mehr in Anwendung der unter Seelenkräften, als in der Uebung der höhern Einsicht und reinen Verstandeskraft.

Rüdiger. Vergiß nicht, daß wir nicht sowohl von Spekulationen, als von Geschäften reden.

Wilhelm. Ich vergesse es nicht; sondern dachte vielmehr an solche Geschäfte, die eine solche Uebung und Erhöhung der edlern Seelenkräfte gewähren.

Rüdiger. Und die wären, zum Beispiel?

Wilhelm. Nun, Staatsgeschäfte; Arbeiten für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft.

Rüdiger. Ich vermuthete wohl, daß du diese im Sinn haben würdest. Allein, wenigstens so lange vom Belohnenden die Rede ist, möchtest du wohl durch diese deine Meinung noch weit weniger unterstützen können.

Wilhelm. Wie? — Noch weniger? —

Rüdiger. Oder doch gewiß eben so wenig. Denn erstlich würdest du sehr irren, wenn du glaubtest, diese Staatsgeschäfte, und die Würksamkeit in öffentlichen Aemtern und Bedienungen erfodere eine hohe Kultur des Geistes und die Anwendung und Uebung der edlern Seelenkräfte.

Wilhelm. Daß ich diese Behauptung auf die hohen und wichtigen Staatsbedienungen

und Geschäfte einschränke, hielt ich für kaum nöthig, hinzuzusetzen.

Rüdiger. Auch von diesen läßt es sich bei weiten nicht im Allgemeinen behaupten; wenn du unter höhern Staatsämtern solche verstehst, womit in der bürgerlichen Gesellschaft ein hoher Rang verbunden ist; und wichtige Geschäfte diejenigen nennst, welche allgemeine und wichtige Regierungsgegenstände betreffen.

Wilhelm. Eben diese sind es, welche ich meine.

Rüdiger. Nun, und eben von diesen erfodern die meisten nur mechanische Fertigkeiten, oder erworbene Kenntnisse, und lassen selten eine höhere und edlere Würksamkeit zu. Daher kömmt es, daß sie meistentheils, anstatt die Seelenkräfte zu üben, und eine fortschreitende Kultur zu befördern, sie abstumpfen, niederdrücken, und verhindern. Wo ist nun hier der Lohn?

Wilhelm. Wenn denn auch hier nicht, doch in dem Danke und der Verehrung der Mitbürger, für welche der Arbeitende sich aufopfert; und in dem Beifalle seiner Vorgesetzten, denen er in die Hände arbeitet.

Rüdiger. Gerade umgekehrt, mein Sohn. Undank ist der Welt Lohn! Unzufriedenheit und Beschwerden hat der Staatsdiener von seinen Mitbürgern; und Tadel, Druck und Chikane von seinen Vorgesetzten zu erwarten.

Wilhelm. Doch nicht in der Regel; — und Ausnahmen, sagst du selbst, bestimmen kein Urtheil.

Rüdiger. Wenn die Mehrheit die Regel bestimmt; so darf man sagen, in der Regel. Aber freilich kommt auch bei den wenigsten Staatsdienern dies Motiv in sonderliche Betrachtung; die meisten werden durch ganz andere Motive gespornt.

Wilhelm. Und welche können diese seyn?

Rüdiger. Ehrgeiz und Habsucht. Sie sind es, davon eine oder die andere den Staatsdiener, der sich durch Thätigkeit auszeichnet, antreibt. Du kennst diese Gefühle freilich nicht aus Erfahrung, aber doch aus Beschreibung genug, um selbst zu beurtheilen, ob sie Belohnung in sich selbst gewähren.

Wilhelm. Ach! Leider wohl mehr Quaal als Belohnung. Denn kann der Ehrgeizige,

der Eigennützige je mit dem zufrieden seyn, je Wohlgefallen an dem finden, was er hat, oder erwirbt?

Rüdiger. Nie, oder die Natur dieser Triebe müßte sich verändern; sie selbst nicht mehr seyn, was sie sind. Denn so haben sie einen Wurm in sich, der nie stirbt, als mit dem Leben des Menschen, den sie besitzen.

Wilhelm. Dann sind freilich diejenigen mehr zu beklagen, als zu beneiden, welche hienieden ihren Lohn und ihre Aufmunterung suchen.

Rüdiger. Also wirst du nicht länger leugnen, daß diese großen strebenden Geister, diese Männer in glänzenden Staatsämtern, in Schimmer der Ehre und äußern Herrlichkeit, in der Nähe besehn, für das Weib mehr Gegenstände des Mitleides als Neides seyn können.

Wilhelm. So scheint es allerdings.

Rüdiger. Und der Vortheil der Situation des Weibes wird um so sichtbarer und unzweifelhafter, wenn man erwägt, daß es durch seine Entfernung von öffentlichen Geschäften nicht nur der Gefahr nicht ausgesetzt ist, in solchen Situationen und für alle Mühe und

Anstrengung ihren Lohn in diesen feindseeligen Gefühlen zu erhalten; sondern daß sie überhaupt, auf dem natürlichen Wege, nur weiter von diesen Gefühlen abgeleitet, vor der Gemeinschaft mit ihnen immer mehr gesichert werden.

Wilhelm. Wohl freilich; denn Leidenschaften dieser Art können nicht ohne Veranlassung und Gelegenheit entstehn.

Rüdiger. Und woher sollen diese bei dem Weibe kommen? Es erwirbt in der Regel nicht; sondern beschäftigt sich nur mit der Anwendung des Erworbenen; und diese Anwendung hat für dasselbe so manchen belohnenden Reiz, daß es nur sehr unnatürlich auf den Wunsch gerathen könnte; nicht anzuwenden, sondern zu behalten, und zusammen zu scharren.

Wilhelm. Gewiß sehr unnatürlich; denn es müßte sich ja dadurch mit völligem Bewußtseyn den schönsten Genuß versagen, der noch dazu seine Pflicht ist.

Rüdiger. Nun ferner; — der Schimmer der äußeren Ehre kann das Weib nicht so leicht blenden, wenigstens nicht reizen; —

denn gesetzt, es würde auch getäuscht, und fienge an, Rang und Ehre für ein wünschenswerthes Gut zu halten; — so können doch nur die Güter uns reizen, deren Erlangung uns wenigstens in der Möglichkeit vorschwebt.

Wilhelm. Ich kann es mir freilich nicht anders denken.

Rüdiger. Wenn man nun dazu nimmt, daß sich schon früh durch seine nähere Bestimmung, die schönen und belehrenden Gefühle der Liebe und Freundschaft entwickelt, und in seinem Herzen festgewurzelt haben; — so hat das Weib in der Regel, durch seine Entfernung von öffentlichen Geschäften, den großen Vorzug, daß es dadurch gegen diese unedlen und qualvollen Triebe völlig gesichert bleibt.

Wilhelm. Gewiß ein sehr großer Vortheil; der mir allerdings ganz entgangen war.

Rüdiger. Menschen, welche die Welt kennen, würden mir dies freilich so allgemein und schnell nicht zugegeben haben, als du.

Wilhelm. Gleichwohl sehe ich nicht, was sie dem Resonnement und der innern Wahrheit desselben entgegen setzen könnten.

Rüdiger. Die Erfahrung; die allerdings in der großen Welt nur zu häufig meinem Raisonnement widerspricht.

Wilhelm. Die Erfahrung lieferte dort Beweise, daß auch das Herz des Weibes von Ehrgeiz und Habsucht angesteckt werden könne?

Rüdiger. Nicht nur angesteckt, sondern völlig ergriffen; noch heftiger oft gequält; als das Herz des Mannes.

Wilhelm. Das scheint mir sehr unnatürlich und wundersam.

Rüdiger. Unnatürlich scheint es freilich, und ist doch sehr begreiflich. Wo das Weib von Kindheit an gewöhnt wird, sich als ein Accidenz des Mannes zu betrachten, da werden auch die männlichen Leidenschaften gar leicht, oder viel mehr nothwendig, in dasselbe hinüber verpflanzt. Der Ehrgeiz des Weibes geizt nach dem Abglanze, der von der Ehre des Mannes auf dasselbe zurück fällt.

Wilhelm. Warlich eine sehr unedle Ausartung der edlen, anspruchlosen, weiblichen Natur.

Rüdiger. Und zugleich die Ursach, warum der Ehrgeiz in dem weiblichen Herzen noch quälender werden muß, als in dem männlichen; weil das Weib selbst eigentlich nichts erringen und nichts erhalten kann.

Wilhelm. Warlich, dies kann einen sehr qualvollen Zustand hervorbringen.

Rüdiger. Und so geht es auch mit der Habsucht. Gemeiniglich erwirbt nur der Mann, und betrachtet das Erworbene als sein Eigenthum. Auch hier ist der Habsucht des Weibes also auch nur ein mittelbares Streben überlassen. Sie kann nur den Mann spornen, und hat, neben der Unlust, nie genug zu erhalten und zu besitzen, auch noch den Verdruß, daß sie selbst nichts für den Erwerb thun kann, und von dem, welchem er überlassen ist, ihr nie genug dafür geschieht.

Wilhelm. In diesem Zustande verdient das Weib in der That mehr Mitleid als Neid.

Rüdiger. Ohne Zweifel; allein dies ist auch der Zustand der höchsten Ausartung und Unkultur; und hat seinen Grund in den Vorurtheilen, welche wir zur andern Zeit hin-

länglich gereizt haben. Wir haben doch bei unserer jezigen Untersuchung eine richtige und vollendete Ausbildung des Weibes, als Mensch, voraus gesetzt?

Wilhelm. Das haben wir allerdings.

Rüdiger. Nun dann können uns diese unglücklichen Erfahrungen weiter nicht irren. Weib und Mann im gleichen Grade der geistigen Kultur gegen einander gehalten; wird das Weib gegen jene unedlen Leidenschaften, und ihre qualvollen Bestrebungen durch seine äußere Situation, und der Entfernung von öffentlichen Geschäften weit gesicherter erscheinen, als der Mann.

Wilhelm. Ich sehe nicht, wie dagegen noch etwas eingewand werden könnte. Und das ist gewiß ein wesentlicher und großer Gewinn!

Rüdiger. Dennoch, selbst nur von dieser Seite betrachtet, gewiß nicht der Einzige. Denn ohnstreitig verdienen wohl, die mannigfaltige Abhängigkeit, der stäte Kampf mit Vorurtheilen, Eigennutz und Herrschsucht, die tausendfachen daraus erwachsenden Verdrüßlichkeiten; und vor allen die Beschränkung der Würk-

samkeit nach eigenen Einsichten, dem Maaße der Kräfte und Bestrebung — die sich bei dem Manne in allen seinen öffentlichen Geschäften mehr oder weniger unvermeidlich findet — mit in Rechnung gebracht zu werden.

Wilhelm. Wenn sich deren finden; so verdienen sie dies freilich recht sehr. Denn ich, für mein Theil wenigstens, kann mir nichts qualvolleres denken, als bei dem Bewußtseyn der höheren Würksamkeit und Nutzbarkeit, überall durch äußere Verhältnisse gefesselt zu seyn.

Rüdiger. Wer wird hier nicht mit dir gleich empfinden! — Und denke nun noch hinzu; wie lange sich der Mann von entschiedenem Talent und vollendeter Vorbereitung oft mühen, durch Hindernisse, Demüthigungen und Zurücksetzungen hindurch winden, und hindurch arbeiten muß, eh er es dahin bringen kann, daß man nur den kleinsten Theil seiner großen und entschiedenen Geschicklichkeit und Brauchbarkeit anerkennt und benutzt!

Wilhelm. Gewiß, es gehört viel dazu, unter solchen Schwürigkeiten dennoch Muth und Eifer für das gemeine Beste zu behalten!

Rüdiger. Und überwindet er sie endlich, und hat seinen Muth und guten Willen ungeschwächt erhalten; dann sieht er sich gerade auf den Posten hingestoßen, woran er vorher am wenigsten dachte, wo er am wenigsten leisten kann, sieht Unfähigere in andern Stellen, wo er seine ganze Nutzbarkeit entfalten könnte; und einen Dummkopf, oder selbstsüchtigen, oder eigennützigen Menschen über sich, der ihm noch das größtentheils wieder verdirbt, was er hier in seinem eingeschränkten und seinen Kräften keineswegs entsprechenden Würkungskreise auszurichten vermochte.

Wilhelm. Eine Schilderung, die den Ehrgeiz auch in der glühendsten Jünglingsbrust, meinem Gefühle nach, abkühlen müßte!

Rüdiger. Und dennoch selten diese Würkung hervorbringt; weil sie theils nicht für wahr gehalten wird, theils auch der Ehrgeiz meistens dem Manne von Kindesbeinen an so zur andern Natur geworden ist, daß dergleichen ferner nicht auf ihn würken kann. Wenigstens gilt dies von der größern Welt; wo man ihn als eins der ersten und würksamsten Erzie-

hungsmittel bei den Knaben, auf welche man einige Hoffnungen bauet, fast überall, und gewiß nicht mit der Vorsichtigkeit, wie man Gifte gebrauchen muß, anwendet.

Wilhelm. Nun wenn das Ziel, Ausbildung in den Wissenschaften ist; so kann die Würksamkeit doch so nachtheilig nicht seyn.

Rüdiger. Und warum nicht? — Treibt er die Wissenschaften, um dieselben in einem öffentlichen Amte einst wieder zu benutzen; — selbst dann, wenn dies Amt die weitere Verbreitung der Wissenschaften zum Zweck hatte; — so werden die Folgen von den eben bereits geschilderten nicht weit abweichen.

Wilhelm. Wenn man auch hier nach äußern Lohn und äußerer Ehre trachtet; — dann freilich. Aber bei den Wissenschaften sollte man den Lohn und die Ehre doch wohl nur in den Wissenschaften selbst finden.

Rüdiger. Sehr richtig; aber was bedarf es denn der Anspornung des Ehrgeizes? Es wird denn doch gewiß zweckmäßiger und auf eine edlere

lere Weise förderlich seyn, wenn man den Zögling, die Wissenschaften lieb zu gewinnen, lehrt; wenn er sie ihr selbst willen, des Grades der geistigen Ausbildung wegen, welche durch sie zu erhalten ist, und des Genusses, welchen sie gewähren, kultivirt, und sich darin und durch sie zu vervollkommnen sucht.

Wilhelm. Das ist gewiß; und eben so gewiß, daß hier das Weib, in seiner äußeren Situation, doch wesentlich dadurch zurück gesetzt ist, daß es von den Wissenschaften entfernt gehalten wird.

Rüdiger. Mir scheint dies noch nicht so ausgemacht. Denn an und für sich entfernt ja die äußere Situation des Weibes dasselbe keinesweges von der Kultur der Wissenschaften.

Wilhelm. Doch von den Aemtern für die Wissenschaften so gut, wie von den Aemtern für den Staat.

Rüdiger. Und ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß es auch dadurch mehr gewinne, als es verliere.

Wilhelm. Wie wirst du diese Behauptung beweisen können?

Rüdiger. Ich hoffe, ohne sonderliche Schwürigkeiten. Denn abgerechnet, daß mit den Aemtern für die Wissenschaften, wo nicht dieselben, doch ähnliche Unbequemlichkeiten verbunden sind, als mit den Aemtern für den Staat; so gewähren sie überdem noch den wesentlichen Nachtheil, daß sich derjenige, welcher ein solches Amt für die Wissenschaften bekleiden und verwalten will, einer Wissenschaft oder doch Einzelnen widmen, sich auf diese ganz ausschließend einschränken muß.

Wilhelm. Wie kann dies Nachtheil seyn? Er wird dann offenbar in diese Wissenschaften tiefer eindringen; seine Einsichten darin weit mehr erhöhn und vervollkommnen können.

Rüdiger. Das freilich; allein er wird auch eine Menge zu dieser Wissenschaft gehöriger Dinge lernen müssen; nicht weil sie würklich nutzbar, und des Erlernens werth sind, sondern, weil sie nun einmal zu dieser Wissenschaft gehören.

Wilhelm. Das wäre freilich unnützer Zeitverlust.

Rüdiger. Und nicht der einzige Nachtheil. Er wird noch überdies in allen Arten von Kenntnissen, außer dieser Wissenschaft, ein gänzlicher Fremdling bleiben, jeden Sinn für alles außer derselben verlieren, und also in der eigentlichen Kultur des Geistes nach eben dem Verhältnisse zurück bleiben, als er sich in seine Wissenschaft tiefer hineinarbeitet.

Wilhelm. Diese Folge eines solchen ausschließenden Studiums ist allerdings nicht sehr einladend.

Rüdiger. Ueberall gleich wohl wahrzunehmen. Hättest du Gelegenheit gehabt, viel mit sogenannten Gelehrten umzugehn; so würdest du meiner Versicherung nicht blos glauben müssen, daß sie, besonders diejenigen, welche recht eigentlich auf Grundgelahrtheit in ihren Wissenschaften Anspruch machen, und nach dem Grade, in welchem sie diese Ansprüche machen, in der Regel auch einseitig, und Verächter alles dessen sind, was nicht unmittelbar zu ihrer Wissenschaft gehört.

Wilhelm. Aber fühlt man denn das Unzweckmäßige und Nachtheilige einer solchen Ver-

drehung, in unserm Jahrhundert der Aufklärung nicht, und sucht sie zu verhüten?

Rüdiger. Es läßt sich dies kaum verhüten, so lange man, in Rücksicht auf Wissenschaft und Studieren, nicht ganz andere Vorstellungen annimmt. So lange man diese oder jene Wissenschaft als Zweck, nicht die Wissenschaften überhaupt, als Mittel zu einer erhöhten und vollendetern Geisteskultur, betrachtet.

Wilhelm. Allein daß sollten doch auch nun nach gerade die aufgeklärten Nationen.

Rüdiger. Sie sollten es freilich; allein die Gelehrten müßten doch auch hierin die Begriffe reformiren, und diese sind selbst das größte Hinderniß; wie soll es da anders kommen? —

Wilhelm. Ich sehe freilich auch kein anderes Mittel.

Rüdiger. Desto leichter wirst du aber nun den Vortheil erkennen, welchen das Weib auch hier durch seine Entfernung von allen öffentlichen Geschäften hat, wenigstens haben kann, so bald es will.

Wilhelm. Ich ahne wohl etwas; doch sehe ich noch nichts deutlich.

Rüdiger. Du wirst selbst bemerkt haben, daß jene einseitige Art zu studieren meistens noch dadurch erhalten wird, daß man diese oder jene Wissenschaft ausschließend, oder vornehmlich für ein Amt gebraucht?

Wilhelm. So schien es mir allerdings.

Rüdiger. Und dies ist nicht nur gegründet, sondern auch die Ursach, daß von denjenigen, denen neben andern Geschäften noch Muße bleibt, sich mit den Wissenschaften zu unterhalten; die dies also aus Neigung, ohne eigennützige Nebenabsichten, oder Vorurtheile thun, der eigentliche und allgemeinste Zweck der Wissenschaften, am meisten und sichtbarsten erreicht wird.

Wilhelm. Aber es scheint doch auch unvermeidlich, daß sie der Kenntnisse in den einzelnen Wissenschaften weniger besitzen können.

Rüdiger. Darin hast du recht. Sie werden freilich selten, oder nie in einer Wissenschaft grundgelehrt werden; allein die Wissenschaften werden unverkennbar ihre Geisteskultur

erhöhn, die Kulur der Humanität bei ihnen befördern?

Wilhelm. Ohne Zweifel, das ist sehr einleuchtend.

Rüdiger. Nicht minder, denke ich, wird dir jezt einleuchtend seyn, was du vorhin zu ahnen äußertest?

Wilhelm. Vollkommen. Das Weib, welches durch seine äussere Situation, größesten Theils wenigsten, gehindert wird, aus Nebenabsichten die Wissenschaften zu erlernen, würde daher gegen eine solche einseitige Kultur derselben gesichert werden.

Rüdiger. Und du erkennst doch nun auch den wesentlichen Vortheil, den es dadurch erhalten kann, sobald es will.

Wilhelm. Wenn ihm sein anderweitiger Beruf dazu Zeit gönnt.

Rüdiger. In den bessern Ständen, auf welche sich freilich nur die Gelegenheit zu einer erhöhten Kultur beschränkt, wird es nicht leicht der Fall seyn, daß ein Weib, neben den Geschäften ihres häuslichen Berufs, nicht noch Zeit ge-

nug für eine, gerade für die nutzbarste und genußreichste Kultur der Wissenschaften übrig behalten sollte.

Wilhelm. Freilich wohl; die Geschäfte sind, im Ganzen genommen, einfach; und bei einer guten Ordnung kann viel in wenig Zeit abgethan werden.

Rüdiger. Und dann kann das Weib, wenn es die Wissenschaften zu jenem edlen Zwecke treibt, aus dem Vorräthen, welche ihm von den Männern in jeder Wissenschaft zusammen men getragen sind, stäts das aussuchen, und sich zu eigen machen, was den unmittelbarsten Genuß gewährt, und jenen großen und erhabenen Zweck aller wissenschaftlichen, Kultur, am sichersten und vollkommensten befördert. Es kann in den Wissenschaften leben; ohne sie handwerksmäßig treiben zu dürfen; es kann überall den Geist derselben hervorziehn, und in sich selbst übertragen, ohne sich bei Körper und Form desselben, der Ordnung wegen, aufzuhalten, und sich durch einen Wust von unnützen sogenannten Hülfskenntnissen, (die man aber eigentlicher wohl Hinderungskenntnisse nennen sollte) hindurch zu arbeiten.

Wilhelm. Beinah möchte ich den Muth aufgeben, diesen Streit weiter fortzusetzen; denn hier glaubte ich so sicher zu seyn, und hier fühle ich mich mehr als jemals überwunden.

Rüdiger. Auch darfst du dir in der That kein besseres Schicksal in deinen übrigen Verschanzungen versprechen; und kannst es mir nicht verdenken, wenn ich mit dieser Ueberzeugung meinen Sieg so schnell als möglich verfolge.

Wilhelm. Daran werde ich, mit deiner Erlaubniß, denn doch noch nicht ehr glauben, als bis mich die Erfahrung überführt. Denn was den Würkungskreis des Mannes anbetrifft, so ist derselbe, so viel ich jezt noch einsehe, doch ungemein viel ausgedehnter, als der des Weibes.

Rüdiger. Auch dies wird freilich auf die nähere Untersuchung ankommen. — Was umfassest du denn in dem weiblichen Würkungskreise?

Wilhelm. Nun, was kann man mehr darin umfassen, als die häuslichen Verhältnisse?

Rüdiger. Nicht auch die allgemeinen Geselligen?

Wilhelm. Zum Theil freilich allerdings auch.

Rüdiger. Also könnte man doch wohl den weiblichen Würkungskreis über die, engern und weitern, natürlichen gesellschaftlichen Verhältnisse ausdehnen?

Wilhelm. Diese finden sich mehr oder weniger allerdings innerhalb desselben.

Rüdiger. Und den nennst du einen engen Würkungskreis, der alle diese umfaßt?

Wilhelm. In Vergleichung mit dem männlichen ist er doch immer noch der engere; wiewohl ich ihn mir vorhin noch nicht so ausgedehnt gedacht dachte. Denn der männliche umfaßt die ganze mannigfaltige und große Würksamkeit für die bürgerliche Gesellschaft.

Rüdiger. Dafür ist die Würksamkeit des Weibes in seinem Kreise, besonders in den engern häuslichen Verhältnissen, weit bestimmter und freier, als irgend eine in der bürgerlichen Gesellschaft.

Wilhelm. Aber doch auch weit geringfügiger?

Rüdiger. Mit welchem Rechte nennst du das geringfügig, was eine Mutter für die Erziehung und Bildung ihrer Kinder; eine Gattin für die Erheiterung, Belebung, Ermunterung ihres Gatten, eine Hausfrau für ihre ganze Familie, in jedem Verhältnisse, thut? Befördert diese Würksamkeit nicht ganz unmittelbar Menschenglück in dem Verhältnissen, wo es am meisten, schönsten und stärksten empfunden werden kann; und wo sie doch keine bürgerliche Gewalt auf der Welt zu schaffen, und unmittelbar zu befördern im Stande ist?

Wilhelm. O gewiß! Das ist nicht zu leugnen!

Rüdiger. Begründet, bestärckt, erhöht sie nicht die Nutzbarkeit und das Wohl der menschlichen Gesellschaft überhaupt, und der bürgerlichen Gesellschaft ins besondere? Geht sie nicht offenbar und mannigfaltig in Würksamkeit in die bürgerlichen Verhältnisse über?

Wilhelm. Auch da? wie könnte dies zugehn?

Rüdiger. Wenn die Mutter die Grundlage zur künftigen Nutzbarkeit des künftigen Staatsbürgers legt; wenn die Gattin dem thätigen Staatsbürger die Sorge für seine Familie abnimmt, oder erleichtert, und ihm hier Zeit und Kräfte erspart; wenn sie seinen Muth stäts aufrecht erhält, seine Thätigkeit täglich neu belebt, wenn sie ihm selbst mit Rath, mit unter auch wohl thätig an die Hand geht, reicht da ihre Würksamkeit nicht selbst in das bürgerliche Verhältniß hinüber, und kann man sie geringfügig und eingeschränkt nennen?

Wilhelm. Nein, gewiß nicht; aber so hatte ich die Sache auch nicht angesehen.

Rüdiger. Und nimm nun, daß der Mann in seinem Amt und Pflichtsache für die bürgerliche Gesellschaft, entweder mit seiner ganzen so groß vorgespiegelten Würksamkeit, Tag für Tag nur mechanische Kleinigkeiten, nur nach der Vorschrift, dem Willen anderer, selbst oft, seiner eigenem Erkenntniß nach unzweckmäßig, arbeitet; vielleicht selbst pflichtmäßig mehr Schaden als Nutzen stiften, und sich abarbeiten muß in sich selbst, wie das Thier, das im Rade tritt; das Weib hingegen durch nichts in seiner Würk-

samkeit eingezwängt und bestimmt ist, als durch die Einsichten seiner Vernunft und die Gefühle seines Herzens; von diesen geleitet, durch diese selbst gleich belohnt, sicher und unmittelbar auf Menschenwohl und Glückseligkeit hinwürkt; und nur dann befürchten muß, seine eigenen Vorwürfe zu hören, wenn es Gelegenheiten versäumt, die sich ihm überall darbieten, und Vorschriften vernachläßigt, die ihm selbst gedachte und selbst bewährte Grundsätze zum Gesetz machen! —

Wilhelm. Ich fühle mich beschämt, mein Vater! Warlich, der Würkungskreis ist so groß und wichtig, als der des Mannes.

Rüdiger. Und nun wirst du ihn also auch wohl nicht weniger edel und würdig nennen?

Wilhelm. Wie könnte ich? Ist eine edlere Würksamkeit denkbar, als die, welche so unmittelbar, vielfach und sicher auf Menschenglück abzweckt? Ich sehe mit Ehrfurcht zu diesem Ziele der menschlichen Würksamkeit hinauf; und meine Achtung vor dem Weibe ist um ein Grosses gestiegen.

Rüdiger. Freilich kann das Weib seine Bestimmung in diesem Verhältnisse auf diese edle und belohnende Weise nur dann erreichen, wenn es seine übrigen Rechte behauptet, und mit aller Strenge und unablässigem Bestreben zur Ausübung zu bringen sucht. Geschieht dies nicht, dann hast du recht; dann wird sein jeziges Verhältniß ein Sklavenstand; sein ganzes Geschäft, Handarbeiten oder Kleinigkeits-Krämerei, und seine Würksamkeit eine genuß- und belohnungslose Plage ohne Ende; — also freilich der männlichen in jedem Betrachte weit nachzusetzen seyn.

Wilhelm. Dann wollen wir wenigstens hier bei uns immer fester daran halten, die allgemeine Gleichheit der weiblichen und männlichen Rechte zu sichern; auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß es in der großen Welt ebenfalls mehr und mehr dahin gedeihen werde. —

Rüdiger. Und dann werden die Weiber ihre Rechte, auf die Theilnahme an den eigentlichen öffentlichen Geschäften, gern aufgeben, und einsehn lernen, — etwa daß ihre jetzige Situation die beste und passendste für sie sey, weil sie als

das schwächere Geschöpf jener höhern Bestimmung nicht würdig wären; weil sie überhaupt dem Manne sich nicht gleich achten können, und mit dem fürlieb nehmen müssen, was ihnen dieser zuzutheilen, und übrig zu lassen für gut findet? —

Wilhelm. Nein, warlich nicht! Sondern weil diese Bestimmung eine eben so wichtige, große und freie, wo nicht noch freiere Würksamkeit gewährt, und darneben die genußreichere und in sich selbst belohnendere ist.

Rüdiger. So ist es, mein Sohn. Und ich sehe an der Wärme, womit du dies versicherst, daß diese Bestätigung in deiner Ueberzeugung gegründet, und durch ein reines und lebendiges Gefühl in dein Herz eingegraben ist.

Wilhelm. Gewiß das ist es; man kann nicht lebhafter eine Wahrheit empfinden, als ich diese.

Rüeiger. Soll ich dir nun noch beweisen, was allein noch übrig ist, daß dieser Würkungskreis mit der eigentlich weiblichen Bestimmung am nächsten zusammen treffe, mit ihr in

die genauste und daurendste Harmonie zu bringen sey?

Wilhelm. Dies liegt am Tage, und ich würde dir daher eine unnöthige Mühe machen.

Rüdiger. So können wir also diesen Gegenstand für abgehandelt ansehen: auch ist es wohl einmal Zeit, unsere fast zu lange Unterredung für heute zu beenden.

Vierzehntes Gespräch.

Verhältniß, oder gegenseitige Rechte in der Ehe.

Rüdiger. Du hast den Weg, den unsere Unterredungen, über die natürlichen Verhältnisse der Gesellschaft, nehmen sollten, selbst vorgezeichnet, mein Sohn; du wirst also am sichersten den nächsten Hauptgegenstand anzeigen können, bei welchem wir nun fürs erste verweilen werden.

Wilhelm. Es wird dies das ehliche Verhältniß seyn; denn hierauf werden sich die oben im allgemeinen entwickelten Grundsätze am nächsten anwenden lassen.

Rüdiger. Also betrachten wir die Ehe, bloß als ein natürliches gesellschaftliches Verhältniß?

Wilhelm. Für jezt allerdings.

Rüdiger. Da fürchte ich, werden wir aber nur eine einseitige Ansicht erhalten; denn die Ehe haben wir doch auch, wenn ich nicht irre, unter den künstlichen Verhältnissen aufgefunden.

Wilhelm. Dahin wird sie freilich nach der Form, welche ihr die bürgerliche Gesellschaft oder die positiven Gesetze gegeben haben, allerdings zu rechnen seyn.

Rüdiger. Der Form nach, sagst du? dem würde also wohl Wesen entgegen stehn; und dem Wesen nach, meinst du, gehöre das Verhältniß der Ehe, unter die natürlichen?

Wilhelm. Ohne Zweifel; hier ist es, wo die wesentlichen, gegenseitigen Rechte gegründet sind, also auch erforscht werden müssen.

Rüdiger. Allein du äußertest vorhin: die Ehe sey auch als ein Gegenstand positiver Gesetze zu betrachten; und Gesetze bestimmen doch das, was Rechtens ist, und seyn soll.

Wilhelm. Für die Form, mein Vater, allein für die Form; das Wesen hat sein Recht in sich selbst.

Rüdiger. Wie nun aber, wenn die Gesetze etwas als Rechte für die Form bestimmten, was dem innern Rechte des Wesens widerstritte?

Wilhelm. Dann müßte man diese Gesetze kassiren, und solche an ihre Stelle setzen, die mit den wesentlichen Rechten übereinstimmten.

Rüdiger. Also meinst du, die wesentlichen Rechte ließen sich nicht nach den Gesetzen für die Form umändern?

Wilhelm. Wie wäre dies möglich; ohne das Wesen selbst zu zerstören.

Rüdiger. Das sehe ich freilich nicht.

Wilhelm. Gesetze und Vorschriften sollen doch wohl dazu dienen, um ein Ding seinem Wesen nach zu erhalten, und gegen Zerstörungen zu sichern?

Rüdiger. Ein anderer Zweck läßt sich allerdings vernünftiger Weise nicht gedenken.

Wilhelm. Nun so kann doch wohl nichts natürlicher seyn, als daß man die Gesetze und Vorschriften nach dem Wesen des Dinges, welches man durch dieselben erhalten will, einrichtet?

Rüdiger. So ist es allerdings natürlich, ja nothwendig.

Wilhelm. Und also wohl nicht weniger nothwendig, die wesentlichen Rechte aufzusuchen, und sich auf das genaueste damit bekannt zu machen?

Rüdiger. Freilich, wenn sie den angegebenen Zweck erfüllen sollen; so können sie nur aus diesen den Stoff zu ihren Vorschriften hernehmen.

Wilhelm. Und so scheint es mir auch, daß wer die wesentlichen und natürlichen Rechte kennt, weiter der positiven nicht bedarf.

Rüdiger. Wenn seine Vernunft ihm Motiv genug ist, und die positiven nach den natürlichen geformt sind.

Wilhelm. Das müssen sie ja nothwendig, sonst sind sie ungerecht.

Rüdiger. Dennoch aber können sie bestehen. Haben wir nicht in dem allgemeinen Verhältnisse manche, selbst gesetzliche, Bestimmungen kennen gelernt, die wir für ungerecht hielten; und die nichts desto weniger bestehen, und wer weiß wie lange noch bestehen werden?

Wilhelm. Das haben wir wohl; aber wir haben auch zugleich erkannt, daß sie abgeschafft werden müßten, weil sie unrecht und bedrückend wären!

Rüdiger. Wir; aber auch diejenigen, von denen diese Abschaffungen ausgehn müßte?

Wilhelm. Das, sahen wir ein, sey wenigstens nicht so allgemein und entschieden.

Rüdiger. Sag lieber: — davon sey fast mit Gewißheit ziemlich allgemein das Gegentheil anzunehmen.

Wilhelm. So versichertest du mich; und ich gestehe, daß ich Mühe hatte, es selbst deiner Versicherung zu glauben.

Rüdiger. Dein Unglaube, der in deiner Vernunft und in deinem Herzen gegründet ist, macht die Thatsache nur leider nicht minder wahr.

Wilhelm. Ach leider! auch nicht minder würksam!

Rüdiger. Nein, gewiß nicht; denn die, welche das Recht und die Macht haben, Gesetze und Vorschriften zu geben; haben auch das

Recht und die Macht, Gehorsam zu fodern. Und so behalten die unnatürlichsten und ungerechtesten Gesetze von einem Jahrhunderte in das andere das Uebergewicht über die Rechte der Natur.

Wilhelm. Doch wohl nicht so ganz und allgemein. Mir scheint es doch, die auskeimende Vernunft könne, besonders in solchen Verhältnissen, im Stillen viel würken; wovon die öffentliche Gewalt keine Notiz nimmt und nehmen kann.

Rüdiger. Das ist allerdings wahr; denn Verhältnisse dieser Art können, was ihr Wesen anbetrifft, nie unter öffentliche Vorschriften gebracht werden.

Wilhelm. Daher kann doch der Vernünftige hier sehr viel, — vielleicht beinah durchaus nach seinen Einsichten handeln; ohne daß ihn das unvernünftige Gesetz darin hinderlich seyn kann, oder daß er sich eines Ungehorsams schuldig machte.

Rüdiger. Gottlob, daß es so ist; und davon ist auch noch am meisten und für das Allgemeine zu erwarten.

Wilhelm. Ich möchte also dennoch meine Behauptung wiederholen: daß es für den Vernünftigen hinlänglich seyn könne, sich mit den natürlichen also wesentlichen Rechten bekannt zu machen.

Rüdiger. Ich würde lieber sagen: nothwendig sey. Denn der Vernünftige wird und muß sich so lange, wäre es auch ganz im Verborgenen, daran halten, als er nicht mit der öffentlichen Gewalt, die nach andern Grundsätzen handelt, in Collision kömmt.

Wilhelm. Doch auch wohl nebenher, wäre es auch nur im Stillen, die Kenntniß dieser Rechte nach und nach mehr zu verbreiten, und ihnen auch bei andern wieder Würksamkeit zu verschaffen.

Rüdiger. Am besten wäre es freilich, wenn diese Würksamkeit von oben herab, von und durch die Gesetze ausgehn könnte.

Wilhelm. Eine solche Würksamkeit im Stillen wird man jedoch wohl auf keine Weise für einen Ungehorsam, oder gar eine Verrätherei gegen die höchste Gewalt halten können?

Rüdiger. Das nicht; denn Einsichten und Grundsätze, so wie die Aeußerungen derselben, können keiner Gewalt unterworfen seyn.

Wilhelm. Nun, und besonders in diesem Verhältnisse betreffen ja die positiven Gesetze nur die äußere Form. Im Wesentlichen ist das Verhalten in demselben der persönlichen Einsicht überlassen.

Rüdiger. Wie könnte es anders seyn; da keine Obrigkeit im Stande ist, dasselbe überall in seinem Innern zu beobachten.

Wilhelm. Und wäre dies auch, so würde es doch wohl keiner einfallen, dem Manne z. B. zu befehlen: du sollst deine Frau als eine Sklavin halten; wenn du auch einsiehst, daß sie gleiche Menschenrechte mit dir besitzt.

Rüdiger. Das nicht; allein sie könnte nach solchen Grundsätzen entscheiden; in dem Falle, daß ihr eine Streitigkeit zwischen Mann und Frau vorgelegt würde.

Wilhelm. Bei den Vernünftigen würde es dahin so leicht nicht kommen; zumal wenn sie würklich genau mit dem natürlichen Rechte bekannt sind.

Rüdiger. Darin hast du wieder Recht; und daher ist es allerdings vorzüglich wichtig, und für jeden, der Anspruch auf Vernunft und Kultur macht, höchst nothwendig, seine Begriffe über diese Rechte mit allem Fleiß, und so viel es nur immer in seiner Lage möglich ist, aufzuklären.

Wilhelm. Gott, ja! Von dieser Kenntniß hängt jedes Glück seines Lebens ab!

Rüdiger. Allerdings begründet das Bewußtseyn, recht zu handeln, jedes Glück.

Wilhelm. Das wohl nicht allein. Ich glaube, Ungerechtigkeiten in dem Betragen des einen oder des andern Theils, müssen, auch selbst bei der Unkenntniß des Rechts, doch empfunden werden, und Eintracht und Zufriedenheit unvermeidlich stören.

Rüdiger. Ohne Zweifel. Sie sind es, genau genommen, allein, welche unglückliche Ehen machen. Das Gefühl des Unrechts bedarf der Einsicht des Rechts nur sehr wenig.

Wilhelm. Die Ausübung des Rechts bedarf ihrer aber wohl desto mehr.

Rüdiger. Für diese ist sie durchaus unentbehrlich.

Wilhelm. So sey denn dieser mein sorgfältigstes Nachdenken gewidmet; — und deine Leitung, mein Vater, noch einmal feierlichst erbeten.

Rüdiger. Du weißt, mein Sohn, daß es dieser Bitte nicht bedarf.

Funfzehntes Gespräch.

Fortsetzung des Vorigen.

Rüdiger. Bei vorläufigem, nähern Nachdenken wirst du gefunden haben, daß wir uns in unsern vorigen Gesprächen ganz eigentlich für diese Untersuchung vorbereiteten.

Wilhelm. So ist es mir allerdings vorgekommen.

Rüdiger. Es dürfte uns daher wohl nur die Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf das besondere Verhältniß übrig geblieben seyn.

Wilhelm. So scheint es mir ebenfalls.

Rüdiger. Und wo die Grundsätze fest stehn, und das Verhältniß oder die Situation bestimmt ist, kann eine solche Anwendung so erhebliche Schwürigkeiten nicht haben.

Wilhelm. Die allgemeinen Grundsätze haben wir, hoffe ich, unerschütterlich fest gestellt.

Rüdiger. Die allgemeine Anwendung auf die vor uns liegende Situation, wird dir also keine Schwürigkeit machen.

Wilhelm. Nach dem vorläufigen Ueberblick glaube ich nicht.

Rüdiger. Also wird es auf einen Versuch ankommen.

Wilhelm. Wenn Gleichheit der Rechte in dem allgemeinen Verhältnisse zwischen Mann und Weib fest steht; so muß sie auch in diesem besondern Verhältnisse statt finden.

Rüdiger. Mich dünkt doch, die Schlußfolge ist ein wenig rasch. Wie, wenn nun jemand auf dieselbe Weise eine Anwendung auf das Verhältniß zwischen Herrn und Magd; oder auch umgekehrt, zwischen Hausfrau und Bedienten machen wollte.

Wilhelm. Das läßt sich nicht gedenken.

Rüdiger. Und warum nicht?

Wilhelm. Weil dies ein ganz andres Verhältniß ist.

Rüdiger. Doch auch ein Verhältniß zwischen Mann und Weib.

Wilhelm. Ob der Bediente oder Herr, Mann oder Weib sind; das ist in diesem Verhältnisse nur bloß zufällige Bestimmung. Die Magd kann auch eben so gut ein männlicher Bedienter seyn; die Hausfrau, ein Hausherr; — und es wird sich in dem Verhältnisse selbst nichts verändern.

Rüdiger. Also würde es auf die wesentliche Bestimmung dieses Verhältnisses ankommen.

Wilhelm. Und diese ist: daß sich ein Mensch verpflichtet, dem andern seinen Willen und seine Kräfte zu widmen; gegen eine Vergeltung in seinen Dienst tritt.

Rüdiger. Nun sieht man freilich auf den ersten Anblick, daß jene Anwendung auf dies Verhältniß nicht paßt.

Wilhelm. Auch nicht die entfernteste.

Rüdiger. Allein, du siehst auch nun, daß die Bestimmung der anzuwendenden Grundsätze allein nicht hinreicht.

Wilhelm. Das ist wohl wahr.

Rüdiger. Vielmehr ist es eben so nöthig, das Verhältniß, worauf sie angewandt werden sollen, vorläufig ebenfalls festzusetzen.

Wilhelm. Darin hatte ich es würklich versehn.

Rüdiger. Es wäre zu wünschen, daß man alle Versehn so leicht wieder gut machen könnte; als du es hier in deiner Gewalt hast. Du darfst nur jene versäumte Bestimmung nachholen.

Wilhelm. Das Verhältniß der Ehe denke ich mir als die innigste Vereinigung der Neigungen und des Interesses zweier Menschen beiderlei Geschlechts; welche, an sich gleich frei, auch diese Verbindung mit gleich freien Willen eingehn.

Rüdiger. Wir wollen diese Erklärung annehmen, ohne zu untersuchen, ob sie schulgerecht ist; wenn sie uns nur einen bestimmten Begriff giebt.

Wilhelm. Ob sie in jener Untersuchung die Probe halten würde, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß sie in meinem Verstande und Herzen gleich fest gegründet ist.

Rüdiger. Wahrscheinlich hat das Herz den größeren Antheil daran. Doch wir wollen nicht vor der Untersuchung urtheilen.

Wilhelm. Und diese dürfte noch nöthig seyn?

Rüdiger. Ohnstreitig; denn wiewohl der Ursprung deiner Definition an sich kein Mißtrauen erregen kann; so kann doch hienwieder dein Verstand und dein Herz für andre zu keiner Autorität werden.

Wilhelm. Darauf werde ich auch nie Anspruch machen.

Rüdiger. Nun, so laß sehn! Du nimmst an: Personen, welche die Ehe schließen wollen, müssen gegenseitige Neigung mit zu diesem Geschäft bringen.

Wilhelm. Wenn du es als ein Geschäft betrachtest; so könnte man vielleicht dagegen etwas einwenden.

Rüdiger. Und wird es in der Welt nicht meistens so angesehn und betrieben!

Wilhelm. Ist das, so ist es schlimm genug. Wir aber rechnen es unter die natürlichen Verhältnisse, und da kann ich mir es nicht wohl anders denken, als daß zwei Personen, welche in dies innige Verhältniß mit einander

treten, auch eine wechselseitige, gleich starke Zuneigung gegen einander empfinden müsse.

Rüdiger. Auch hast du darin ohne Zweifel vollkommen recht. In der Regel muß man jedoch wohl annehmen, daß der Geschlechtstrieb den größesten Antheil hieran habe.

Wilhelm. Das scheint mir doch mehr zufällig.

Rüdiger. Ob zufällig oder nicht; das darf weiter nicht sonderlich in Betrachtung gezogen werden, wenn man die Ehe als ein geselliges Verhältniß untersucht. Der blinde thierische Trieb kennt weder Rechte noch Pflichten.

Wilhelm. Und als solches betrachten wir hier doch ganz eigentlich die Ehe.

Rüdiger. Ausschliessend. Daher fehlt man allerdings sehr auffallend, wenn man den Geschlechtstrieb und die Befriedigung desselben zur Grundlage der Rechte und Pflichten im ehlichen Verhältnisse macht.

Wilhelm. Ich finde diese Idee in der That sehr seltsam.

Rüdiger. Und doch ist es nicht ungewöhnlich, daß alles hierauf zurück geführt, und hieraus hergeleitet wird.

Wilhelm. Nähme man noch die edlen Gefühle der Liebe und innigsten Freundschaft zu dieser Grundlage.

Rüdiger. Diese Bemerkung macht deiner Art zu empfinden Ehre. Allein sie entspringt auch nur aus deinem Gefühle; und dein Verstand wird bald einsehn, daß diese Grundlage an sich zwar edler, aber um nichts fester und sicherer seyn dürfte, als jene.

Wilhelm. Wie so, mein Vater? Diese Neigungen veranlassen ja doch unwiderfprechlich nicht nur dies, sondern alle ähnlichen vertraulichen gesellschaftlichen Verhältnisse.

Rüdiger. Veranlassen; das könnte ich dir zugeben. Aber bestimmen? Rechte und Pflichten in demselben bestimmen? — Erinnere dich an unsere Unterredungen über diesen Gegenstand. —

Wilhelm. Freilich, das ist mehr die Sache der Vernunft und des freien Willens.

Rüdiger. Allein willst du sagen. Und nun laß uns einmal näher ansehen, wie eine Ehe, als geselliges Verhältniß, vollzogen wird.

Wilhelm. Die wechselseitige Neigung führt ein Paar Menschen, Mann und Weib, einander entgegen. Beide bringen gleiche Rechte vernünftig freier Wesen in dies Verhältniß.

Rüdiger. Dies letzte ist bei dem Verhältnisse, zwischen Herr und Diener, auch der Fall.

Wilhelm. Wohl; und jezt sehe ich, wo ichs verfehlt habe.

Rüdiger. Nun, und wo denn?

Wilhelm. Bei dem eben angeführten Verhältnisse bringen sie freilich gleiche Rechte, aber nicht gleiche Zwecke in die Verbindung.

Rüdiger. Wie so das?

Wilhelm. Der eine will den andern für seinen Nutzen, oder seine Bequemlichkeit gebrauchen; dieser wieder sich durch den ersten Unterhalt verschaffen.

Rüdiger. Sehr richtig; jeder will den andern als Mittel zu seinem besondern verschiedenen Zwecke gebrauchen. Und dies wäre nicht in der Ehe? —

Wilhelm. Es ist dies durchaus mit diesem Verhältnisse unverträglich. Hier ist ein gemeinschaftlicher Zweck; denn beide Theile haben ihre gleichen Zwecke mit einander vereinigt.

Rüdiger. Und dieser gemeinschaftliche Zweck ist?

Wilhelm. Glück des Lebens, gegenseitiges Helfen, Fördern; sein Glück in dem Glücke des andern zu suchen: seinen Nutzen in dem Nutzen des andern zu betreiben; seine Wünsche in den Wünschen des andern zu befriedigen!

Rüdiger. Es macht mich sehr glücklich, mein Sohn, daß ich dich diese Gesinnungen mit in deinen Ehestand nehmen sehe. Nur fühle ich eben deshalb den Wunsch auch um so lebhafter: es mögen dies nicht bloß die Gesinnungen des angehenden Ehemannes seyn.

Wilhelm. Wie verstehst du dies? mein

Rüdiger. In der größern Welt ist es nichts ungewöhnliches, daß man dergleichen Aeußerungen von denen hört, welche im Begriff sind, in den Ehestand zu treten; etwas sehr seltnes aber noch zehn Jahre nachher.

Wilhelm. Wie kann das aber zugehen? Ich bin überzeugt, sie würden nach hundert Jahren noch die meinigen seyn.

Rüdiger. Wenn sie bei dir auch blos in der Leidenschaft gegründet wären, würde ich auch bei dir nicht auf ihre Dauer rechnen. Denn wenn diese verfliegt — und dies ist fast unvermeidlich — dann sondern sich die Zwecke von einander ab; und jeder kommt mit jedem Tage mehr dahin, den andern nur als Mittel zu seinem Zwecke zu betrachten.

Wilhelm. Wenn das ist, so wundert es mich nicht, daß eine Art von Dienstverhältniß aus dem ehlichen geworden ist.

Rüdiger. Eine richtige Bemerkung. Daher ist es auch gekommen. Ein rüstiger Mann sagte: mein Weib ist schwächer als ich; also soll es mir dienen. Die andern fanden dies

bequem, und folgten seinem Beispiele. Und so ist es denn endlich Observanz geworden, und durch diese ein Recht.

Wilhelm. Wie kann aber Herkommen zu Recht werden, wenn es nicht an und für sich selbst Recht ist?

Rüdiger. So frägt der gesunde Menschenverstand; aber er frägt auch bei unzählich vielen Dingen so, ohne eine befriedigende Antwort zu erhalten. Es ist nun einmal so, heißt es.

Wilhelm. Doch wohl nicht bei uns, und allen wahrhaft aufgeklärten Menschen!

Rüdiger. Nein, diese streben, wie wir, dahin, der gesunden Vernunft bei solchen Fragen wenigstens Gehör zu verschaffen.

Wilhelm. Nur Gehör, nicht auch Antwort?

Rüdiger. Hie und da auch wohl Antwort; nur nicht immer befriedigende.

Wilhelm. Und doch scheint alles dies so offen am Tage zu liegen. Wie ist es möglich, es zu übersehn, oder zu verkennen?

Rüdiger. Sie haben Augen und sehen nicht! sagt ein großer Weiser; mit tiefer allgemeiner Menschenkenntniß.

Wilhelm. Wir wollen sehn, mein Vater! Ueberall hin dem wohlthätigen Lichte folgen, was uns die Vernunft anzündet. Vor allen aber hier an den Quell des geselligen Glückes.

Rüdiger. Wohl, mein Sohn, und ich hoffe, wir werden ihn in seiner ganzen Reinheit entdecken und schöpfen.

Sechzehntes Gespräch.

Fortsetzung des Vorigen.

Wilhelm. In dem Verhältnisse selbst liegt also gewiß kein Grund, warum das Weib dem Manne unterthänig seyn sollte.

Rüdiger. Das glaubt man doch in der großen Welt, und sucht dies sogar zu beweisen.

Wilhelm. Wie kann man das?

Rüdiger. Man sagt unter andern: der Mann verschaffe dem Weibe Achtung und Unterhalt; deshalb habe er ein Recht, von ihr Dienstleistungen und Gehorsam zu erwarten.

Wilhelm. Dann ist die Ehe nichts weiter, als ein Dienstkontrakt, und kann mit unserm Begriffe davon nicht bestehn.

Rüdiger. Die Frage ist aber, welcher der richtigere sey?

Wilhelm. Doch wohl der, welcher mit der sittlichen Natur des Mannes und Weibes am genauesten harmonirt.

Rüdiger. Dann ist es freilich der unsrige; und wir dürfen ihn füglich zum Standpunkte machen, wenn wir die verdrehten Fugen des Verhältnisses wieder zurecht rücken wollen.

Wilhelm. Wenigstens darf uns das Vorurtheil der Welt nicht davon abhalten, hier allein der Spur der Wahrheit zu folgen.

Rüdiger. Hier so wenig als irgendwo. Daher bitte ich dich, mir ohne weitere Rücksicht darauf, etwas näher im Detail zu entwickeln: wie du dir die Verbindung der Ehe, als gesellschaftliches Verhältniß, denkst?

Wilhelm. Meine Vorstellung davon ist folgende: Zwei Menschen mit völlig gleichen Rechten, ein Mann nnd ein Weib, werden durch wechselseitige Zuneigung und gegenseitiges Bedürfniß einander zugeführt; sie vereinigen sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, durch einen gleich freien Entschluß des vernünftig freien Willens; — muß nicht in einem so entstandnen Verhältnisse Gleichheit der Rechte natürlich, ja nothwendig seyn?

Rüdiger. Im Allgemeinen sehe ich freilich nicht, was dagegen eingewandt werden könnte. Allein dabei pflegt man sich auch nicht aufzuhalten, dies zu bestreiten; zumal wenn man die Gleichheit der Rechte des weiblichen Geschlechts mit denen des männlichen überhaupt schon zugestanden hat.

Wilhelm. Dann sehe ich doch nicht, wie man einen Satz, der im Allgemeinen wahr ist, in besondern Fällen, oder in seiner Anwendung überhaupt nicht könne gelten lassen?

Rüdiger. Freilich nimmt man auf eine sichere Konsequenz selten Rücksicht, wenn man die Gegengründe aus der Erfahrung hernimmt.

Wilhelm. Man kann doch nicht so weit gehn, zu schließen: weil es nun einmal so ist, so muß es auch so seyn. —

Rüdiger. Viel anders verfährt man dabei nicht. Man sucht wenigstens aus der Erfahrung dar zu thun: das Weib bedürfe mehr des Mannes, als der Mann des Weibes.

Wilhelm. Das ist eine ganz offenbar willkührliche Voraussetzung.

Rüdiger. Ich halte dies mit dir dafür. Gleichwohl läßt man sich die Wahrheit derselben auf keine Weise streitig machen.

Wilhelm. Nun, und wenn sie dieselbe auch behaupteten, was würden sie dadurch gewinnen?

Rüdiger. Die Folgerung: daß wenn auch das Weib gleiche Rechte mit dem Manne habe: es doch durch sein Bedürfniß genöthigt werde, auf die Ausübung derselben Verzicht zu thun. Und man muß gestehn, daß diese Folgerung an sich keinen Tadel verdient.

Wilhelm. Desto mehr aber die Voraussetzung; welche man doch auf keine Weise zugeben darf.

Rüdiger. Darin möchte ich mit dir fast einerlei Meinung seyn.

Wilhelm. Es liegt dies ja ganz unverkennbar am Tage. Ich dächte, selbst die Erfahrung, daß der Mann das Weib in der Regel zuerst aufsucht, ihr seine Wünsche erklärt, sich selbst durch Schwürigkeiten und vergebene Versuche nicht abschrecken läßt, — Mühe und Beschwerden und Aufopferungen nicht achtet,

bis er seinen Zweck erreicht hat, wäre ein hinlänglicher Beweis dieses Bedürfnisses.

Rüdiger. Ohne Zweifel. Man darf auch nur dies Bedürfniß etwas näher zergliedern, besonders, in so fern es eine gesellschaftliche Verbindung veranlassen kann; um sich noch unwidersprechlicher davon zu überzeugen.

Wilhelm. Freilich; der Mann hat doch wohl denselben Trieb der Geselligkeit, der Mittheilung, als das Weib.

Rüdiger. Bis man uns das Gegentheil beweist, dürfen wir dies allerdings annehmen. Allein dies Bedürfniß ist es nicht allein, was gesellschaftliche Verbindungen hervorbringt. Es tritt fast überall, besonders wo Verbindungen geschlossen werden, ein zweites ein, welches auch hier auf keine Weise übersehn werden darf.

Wilhelm. Etwa das des Nutzens?

Rüdiger. Wenn du willst; sonst würde ich sagen: der wechselseitigen Hülfleistung.

Wilhelm. Mich dünkt, wenn hier der Mann mehr von dem Weibe begehrt, als das

Weib von dem Manne; so ist ja dies schon für einen Beweis anzunehmen, daß sein Bedürfniß der Hülfleistung beiweiten das stärkere ist.

Rüdiger. Dies wird auch nicht leicht ein Mann leugnen.

Wilhelm. Dann haben ja die Männer schon durch dies einzige Geständniß ihren Proceß verloren.

Rüdiger. Das nun wohl nicht. Denn sie sagen: der Mann bedarf nur der Hülfleistungen der Frau; die Frau aber der Ernährung, eines anständigen Unterhalts; des Genusses jeder Bequemlichkeit und Vergnügung, durch den Erwerb des Mannes. Folglich ist das Bedürfniß der Frau ohne Vergleich das Größere. Die Frau wird dem Manne nützlich, der Mann hingegen der Frau unentbehrlich.

Wilhelm. Das ist doch wohl aufs wenigste eine einseitige Darstellung. Denn die Weiber sind ja nicht durchaus ohne alles Eigenthum.

Rüdiger. Schon das läßt sich allerdings dagegen sagen. Und man kann hinzusetzen: diejenigen, welche kein Eigenthum und keinen

männlichen Ernährer haben; werden deshalb doch nicht nothwendig umkommen müssen.

Wilhelm. Ich seh nicht ein, warum sie dieser Gefahr mehr ausgesetzt seyn sollten, als die Männer. Denn so wie der Mann, ohne Sacheigenthum, sich durch seine Kräfte und Geschicklichkeiten seinen Unterhalt erwirbt; so kann dies ja bei dem Weibe eben so gut seyn.

Rüdiger. Würde ohne Zweifel vollkommen gleich seyn; wenn die Gleichheit der Rechte in dem allgemeinen Verhältnisse anerkannt, und zur Ausübung gebracht wären; wenn man das Weib, dem Manne gleich, unterrichtete, ihm verstattete, dem Manne gleich, seine Kräfte dahin zurichten, wohin sein Trieb sie leitete.

Wilhelm. Und darnach müssen wir doch urtheilen. —

Rüdiger. Doch dürfen wir es auch nicht scheuen, wenn sich unsere Gegner auf die Erfahrung in dem gegenwärtigen Verhältnissen berufen wollten. Denn selbst jezt, bei der großen Beschränkung der Kräfte des weiblichen Geschlechts in den größern Weltverhältnissen, giebt es doch noch mannigfaltige Ernährungsarten;

daß sich ein, in seiner Art geschicktes Weib — mühsam vielleicht, vielleicht nur nothdürftig — aber doch gewiß auch nothdürftig ernähren kann.

Wilhelm. Also der Ernährung eines Mannes nicht nothwendig bedarf, sich also von den Anmaßungen des Mannes unabhängig erhalten kann.

Rüdiger. Allerdings; und wo dies nicht ist, sind die Vorurtheile und Verwöhnungen des weiblichen Geschlechts selbst schuld. Leider muß man sagen, die meisten haben sich von Kindheit an gewöhnt, sich in dem Zustande einer persönlichen Hülflosigkeit zu sehn, nur von dem Manne ihre künftige Versorgung zu erwarten. Arbeitscheue und Prunksucht sind solchen zur andern Natur geworden. — Daher findet sich denn auch freilich leicht Muthlosigkeit ein, wenn die Erwartungen und Voraussetzungen nicht eintreffen; — vielleicht im Gegentheile sich eine würkliche Verlegenheit ergiebt. —

Wilhelm. Es wird mir schwer zu glauben, daß dieses Regel seyn sollte, selbst in der großen Welt; so seltsam du sie mir auch schon in manchem Betrachte geschildert hast.

Rüdiger. Auch muß ich gestehn, daß sich mannigfaltige, sehr wichtige Ausnahmen von dieser Regel finden. Ich erinnere mich selbst noch mehrerer bestimmter Beispiele: wo Frauenzimmer, durch den Erwerb ihrer Geschicklichkeit und einer ehrenvollen Industrie, nicht nur sich allein einen anständigen Unterhalt, und eine völlige Unabhängigkeit erwarben und sicherten, sondern auch einen Mann und eine Familie ganz, oder zum Theil, mit erhielten.

Wilhelm. Nun siehst du; und du bist schon so lange aus der Welt. Bei der fortgegangenen Kultur muß auch dies seit der Zeit viel häufiger geworden seyn.

Rüdiger. Da dürftest du leicht wieder zu vortheilhafte Vorstellungen von den Würkungen der Kultur haben. Denn am häufigsten wird es sich auch noch jezt unter derjenigen Menschenklasse finden, wo die Kultur nur schwer, wenigstens immer später Eingang findet.

Wilhelm. Du meinst die geringern Volksklassen.

Rüdiger. Ja, in diesen, besonders den geringsten, und hauptsächlich in den Städten sin-

det sich dieses ziemlich allgemein. Ich rede indessen hier nur von den sogenannten bessern Ständen, besonders von dem gebildeten Mittelstande; wo es am gewöhnlichsten und eigentlich in der Regel ist, daß Frau und Familie durch den Fleiß des Mannes erhalten werden. Hier fand ich die erwähnten Ausnahmen.

Wilhelm. Und einige solche Ausnahmen, ja eine einzige ist hinreichend, jene Anmaßungen des männlichen Geschlechts zu widerlegen.

Rüdiger. Doch dürfen wir darauf überhaupt nur wenig Rücksicht nehmen. Denn in der That könnten wir jene Anmaßung allenfalls zugestehn; und dennoch würde nicht daraus folgen, was man daraus zu folgern sich bemüht.

Wilhelm. Das scheint mir doch bedenklich.

Rüdiger. Aber völlig ohne Ursach. Denn bei jeder Heirath kann man annehmen: sowohl der Mann als das Weib haben Vermögen; oder sie haben keins.

Wilhelm. Doch auch wohl, daß der eine oder der andere Theil nur begütert ist.

Rüdiger. Auch das. Im ersten Falle bringen beide mit ihrem Eigenthume auch die Rechte, darüber zu disponiren mit.

Wilhelm. Das bestreitet doch auch wohl Niemand.

Rüdiger. Aber die Meisten übersehen dies; und doch ist es wichtig. Sind sich die Vermögensumstände beider einander gleich; so fällt von selbst in die Augen, daß der Mann durch sein Eigenthum keine Vorrechte erhalten kann.

Wilhelm. Offenbar; wenigstens kann er hier sich unmöglich darauf stützen, daß er seine Frau unterhalte.

Rüdiger. Vielmehr das Gegentheil; denn da in der Regel der Mann mehrere und kostbarere persönliche Bedürfnisse hat, oder durch seine Verhältnisse einen größern Aufwand veranlaßt, so ist anzunehmen, daß der Mann, auch bei gleichen Vermögen, doch von der Anwendung des Eigenthums seiner Frau noch einen verhältnißmäßigen Theil auf seine Rechnung setzen muß. Und hier ist es doch wohl klar,

daß

daß er seiner Frau Verbindlichkeit hat, wenn man nicht eine Gütergemeinschaft, oder Gleichheit der Rechte an dem gemeinschaftlichen Eigenthume annehmen will.

Wilhelm. Wer würde das leugnen wollen.

Rüdiger. Noch in die Augen fallender ist dies freilich, wenn die Frau allein begütert ist, und der Mann nichts erwerben kann, oder zu erwerben Lust hat; sondern allein von dem Vermögen seiner Frau lebt; oder wenn er von dem Vermögen seiner Frau seine Schulden bezahlt, und seine verfallenen Vermögensumstände wieder herstellt, oder sich dadurch in den Stand setzt, auf irgend eine Weise etwas zu erwerben, z. B. durch Handel, und so weiter; — Fälle, die in der Welt gar nicht selten sind; und welche obige Anmaßungen doch an sich ebenfalls wohl schon als grundlos darstellen?

Wilhelm. So auffallend, daß ich kaum glauben kann, man habe sie auch auf diese ausdehnen wollen.

Rüdiger. Auf manche derselben gewiß.

Was nun endlich die dritte allgemeine Bestim-

mung anbetrifft: wo die Frau gar kein, oder ein unverhältnißmäßig kleines Eigenthum mit in die ehliche Verbindung brachte; der Mann hingegen begütert ist, oder ein Amt oder einen Industriezweig hat, wodurch er sich und sie unterhält; so wird man hier von uns, wenn man auch in obigen Fällen nachgäbe, doch ohnfehlbar gar keinen Widerspruch erwarten.

Wilhelm. Daß der Mann die Frau in diesem Falle in der That ganz unterhält, kann auch wohl nicht geleugnet werden.

Rüdiger. Uud wollte man sich mit dieser Behauptung begnügen; so dürfte der Streit am Ende seyn; denn Niemand könnte ein Interesse dabei haben, dies zweifelhaft zu machen. Aber nun zieht man Folgerungen daraus, welche duraus nicht darin liegen.

Wilhelm. Man glaubt wohl, der Frau durch diesen Unterhalt eine Verbindlichkeit aufzulegen.

Rüdiger. Ja, und sie dadurch, wie einen Dienstboten, von dem Willen des Mannes abhängig zu machen.

Wilhelm. Da geht man wenigstens zurück, über die Grenzen des Edlen und Sittlichen hinaus.

Rüdiger. Diesmal urtheilst du viel zu gelinde. Es ist in dieser Anmaßung die höchste Unbilligkeit, ja Ungerechtigkeit von der Welt; — vorausgesetzt nämlich, daß die Frau nicht ganz unfähig und zu weiter nichts geschickt ist, als die Früchte der Erde zu verzehren.

Wilhelm. Ach! jawohl! Denn sie vergilt ja dem Manne reichlich, durch Vergnügen und Lebensgenuß.

Rüdiger. Dir, als Jüngling und Bräutigam, muß dies natürlich zu erst einfallen; ob es gleich nicht das wichtigste ist, was hier in Erwägung gezogen zu werden verdient. Du vergißt, daß wir jezt vom Nutzen reden. Die Vergeltung des Aufwandes, wenn sie statt finden sollte, müßte in einem ihm verhältnißmäßigen Vortheile bestehn.

Wilhelm. Ich glaube auch diesen nicht zu übersehn. Wenn der Mann das Geschäft des Erwerbs hat; bleibt ja der Frau das

Geschäft der Verwendung; was wohl nicht minder wichtig genannt zu werden verdient.

Rüdiger. Ja oft wichtiger. Denn die Verwendung ist es, welche sowohl dem Manne, als dem Weibe den Unterhalt sichert, und zu begründen im Stande ist. Ein geringer Erwerb, klug und verständig angewandt, kann nicht nur mannigfaltigen Genuß gewähren, sondern auch würklich durch diese Verwaltung eine beträchtliche Wohlhabenheit begründen; dahingegen ein großer Erwerb und reiche Einkünfte, schlecht verwaltet, nicht einmal die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse sichern.

Wilhelm. Ich begreife dies sehr wohl; und schätze das Verdienst einer klugen und verständigen Hausfrau sehr tief!

Rüdiger. Vor allen muß dies also wohl der Mann thun, der eine solche kluge und verständige Hausfrau zur Verwalterin seines Erwerbs hat. Und wenn er berechnen will, was ihm ihr Unterhalt kostet, so sollte er doch wohl auch eben so genau und sorgfältig berechnen, was ihm ihre gute Verwaltung einbringt; denn diese Ersparungen sind ein sicherer Gewinn., als sein Erwerb.

Wilhelm. Dann dürfte wohl keine Verbindlichkeit auf ihrer Seite sich weiter ergeben.

Rüdiger. Nicht nur das, sondern sie wird auch ein eben so vollkommen gültiges, natürliches Eigenthumsrecht auf den Erwerb des Mannes, oder das Eigenthum desselben haben, als der Mann. Wenigstens wenn er gerecht seyn will, muß er ihr das zugestehn.

Wilhelm. So scheint es allerdings.

Rüdiger. Es ist in der That so; auch in andern Verhältnissen überall so in der Ausübung.

Wilhelm. Freilich sollten Kräfte und Geschicklichkeiten wohl überall dem Sacheigenthume gleich geachtet werden.

Rüdiger. Es geschieht auch da, wo man gerecht und klug verfährt. Z. B. in einer kaufmännischen Verbindung ist es sehr oft der Fall, daß sich ein Kapitalist mit einem associirt, der nicht einen Thaler baares Vermögen hat; wenn er diesen Mangel nur durch Einsichten, Thätigkeit und Redlichkeit ersetzt.

Wilhelm. Der eine giebt das Geld her, der andere den Kopf.

Rüdiger. So ist es; nnd der, welcher den Kopf hergiebt, thut wenigstens doch wohl eben so viel, als der andre, der das Geld wagt. Denn konnte jener, der nur Geld hat, damit gewinnen, wenn dieser seine Kräfte und Kenntnisse nicht zu der Anwendung desselben hergab?

Wilhelm. Es giebt hierauf wohl nur eine Antwort.

Rüdiger. Kann und wird er also rechtliche Ansprüche auf das Ganze, oder den größesten Theil des Gewinstes machen können, aus dem Grunde, weil er das Geld zu der Unternehmung hergegeben habe?

Wilhelm. Auf keine Weise; denn das Geld war dazu nur ein Erfoderniß; ein eben so nöthiges wenigstens, die Kräfte.

Rüdiger. Der andere konnte auf die Lieferung seiner Kräfte also allerdings Anspruch an den Gewinn machen; wiewohl er freilich aus eben dem Grunde, der bei jenen eintrat, nicht den ganzen Gewinn, oder einen unverhältnißmäßigen Theil desselben verlangen konnte.

Wilhelm. Freilich, seine Kräfte und Kenntnisse konnten ihm diesen Gewinn nur dann

gewähren, wenn der andere das erforderliche Geld dazu lieferte.

Rüdiger. Ich denke also: beide werden wohl ihre Ansprüche gegen einander halten; und die Gleichheit ihres Anrechts auf den Gewinn erkennen.

Wilhelm. Wenigstens läßt es sich auf keine Weise denken, daß der Besitzer des Kapitals dem andern es noch anrechnen werde, daß er ihm Unterhalt verschaffe; oder gar deshalb noch eine Unterthänigkeit von ihm verlangen sollte.

Rüdiger. Geschähe dies, so würde es Unverstand oder Roheit verrathen; und der andere hätte vollgültige Ursach, es als eine Schmälerung seiner Rechte anzusehn. Vielmehr wären seine Ansprüche auf völlige Gleichheit sicher begründet.

Wilhelm. Ich sehe dies vollkommen ein. Seine Anwendung des Vermögens, war aufs wenigste so viel werth, als das Vermögen selbst.

Rüdiger. Die Folgerung, welche wir nun hieraus, auch für unser Verhältniß ziehn können, liegt, dünkt mich, am Tage.

Wilhelm. Und giebt, meiner Einsicht nach, einen sehr anschaulichen Beweis, eines völlig gleichen Rechts beider Theile, auch in dem einzigen Falle, wo es zweifelhaft zu seyn schien.

Rüdiger. Und so wäre dann auch hier wohl nichts mehr zu beweisen und zu widerlegen übrig. —

Siebzehntes Gespräch.

Fortsetzung des Vorigen.

Rüdiger. Wir dürfen uns demnach für hinlänglich berechtigt halten, in dem gegenseitigen Verhältnisse der Ehe eine völlige Gleichheit der Rechte und Verpflichtungen anzunehmen?

Wilhelm. Ich sehe nicht, was uns noch dagegen eingewandt werden könnte.

Rüdiger. So wollen wir denn, anstatt hier länger mit Schatten zu streiten, lieber die Rechte und Pflichten selbst etwas näher ansehn; auf welche hier die gegenseitigen Foderungen ausgedehnt werden können.

Wilhelm. Können sie etwas mehr umfassen, als die sittlichen Pflichten?

Rüdiger. Im Allgemeinen freilich nicht. Allein diese bedürfen doch in einem jeden beson-

dern Verhältnisse, auch einer besondern und nähern Bestimmung und Anwendung.

Wilhelm. Diese, sollte ich denken, wäre bei jedem vorkommenden einzelnen Falle leicht gemacht.

Rüdiger. Kennte ich dich nicht besser, so würde ich dir für diese Aeusserung den Vorwurf des Leichtsinns zurück geben müssen.

Wilhelm. Du würdest mir sicher unrecht thun, mein Vater; denn ich fühle, daß ich ihn nicht verdiene.

Rüdiger. Auch sehe ich darin nur die jugendliche Unerfahrenheit, die deinem Alter angemessen ist; und die an sich weder deinem Kopfe noch deinem Herzen zur Schande gereicht.

Wilhelm. Du zeigst dich stäts gleich nachsichtsvoll und gütig.

Rüdiger. Und du bereitwillig, deine Irrthümer und Fehler einzusehn.

Wilhelm. Ist dies doch eine der ersten Pflichten eines vernünftigen Wesens.

Rüdiger. Recht so, mein Sohn. Diese Denkungsart muß dich dem großen Ziele immer

näher führen, und mir die Pflicht nur dringender machen, dich bei einer jeden Gelegenheit an den Irrthum zu erinnern, oder davor zu warnen. Ein Jüngling, der die Vernunft so ehrt, als du, wird mir dies nicht als eine Splitterrechterei anrechnen.

Wilhelm. Wie sehr müßte ich mich verirren, wenn ich dahin kommen sollte! Nein, glaube mir, mein Vater, daß ich für jede deiner Erinnerung die lebhafteste Dankbarkeit empfinde.

Rüdiger. So darf ich also noch wohl etwas weiter gehn, und dich zu dem Versuche der Anwendung auffodern; die du vorhin für so leicht und sich selbst ergebend erklärtest.

Wilhelm. Wenn du mich leiten willst, bin ich sehr bereit; denn ich empfinde jezt, daß ich allerdings zu anmaßend redete.

Rüdiger. Nun, so wirst du mir zunächst diejenigen allgemeinen geselligen Pfichten nennen, auf welche beide Theile in diesem Verhältnisse ein gleiches und besonderes Recht haben.

Wilhelm. Dahin gehören doch wohl zunächst: einzige und unwandelbare Liebe, oder die höchste und innigste Freundschaft.

Rüdiger. Hüte dich, mein Sohn. Das Herz scheint deinem Verstande wieder voran eilen zu wollen.

Wilhelm. Wie so? mein Vater. —

Rüdiger. Es ist hier von Recht und Pflicht die Rede, also nicht von Empfindungen und Leidenschaften. Diese können Bedürfniß werden, nie aber Leistungen der Pflicht begründen.

Wilhelm. Und warum sollten Eheleute nicht auch berechtigt seyn, von einander die ausschließende höchste Liebe und Freundschaft verlangen zu können. Ich sollte denken, eben weil es, wie du sagst, ein Bedürfniß des Herzens ist. —

Rüdiger. Bedürfnisse geben ja nie Rechte. Wenn du das Bedürfniß der Nahrung empfindest; — giebt dir dies ein Recht, von irgend Jemand die Befriedigung zu verlangen.

Wilhelm. An sich freilich nicht. Wenn aber nun der andere ein eben so dringendes Bedürfniß empfindet, meinem Bedürfnisse abzuhelfen, dann —

Rüeiger. Kannst du berechtigt seyn, anzunehmen; aber doch immer noch nicht, zu

fodern, oder gar zu erzwingen. Das Bedürfniß eines andern kann ja für dich keine Gerechtsame veranlassen. Erinnere dich nur an unsere frühern, diesen Gegenstand betreffenden Unterredungen.

Wilhelm. Ich habe ihrer nicht vergessen; Rechte können allerdings nur durch freie Entschließungen, durch eine Bestimmung des freien Willens eingeräumt werden.

Rüdiger. Nun siehst du! —

Wilhelm. Kann denn aber Zuneigung, ausschließende höchste Liebe nicht auch auf diese Weise eingeräumt werden? Liebe ist ja auch ein Gegenstand des Versprechens. Meine Freundin und ich haben uns wechselseitig versprochen, auf das feierlichste versprochen, uns ewig, allein und auf das höchste zu lieben.

Rüdiger. Daran zweifle ich nicht einen Augenblick.

Wilhelm. Dann bedarf es ja keines weitern Beweises.

Rüdiger. An eurem Versprechen zweifle ich nicht; — ob ihr es halten werdet

oder könnet; — das ist nun aber eigentlich die schwürige Frage. Versprechen kann man leicht, und am Ende alles —

Wilhelm. Hast du ein einziges Beispiel, daß ich mein Wort nicht gehalten hätte?

Rüdiger. Wo es von deinem Willen abhieng — nicht Eins. Allein wenn du dich in deinen Versprechungen, von den Empfindungen deines Herzens allein und so rasch, wie bei dieser Gelegenheit, bestimmen läßt, so mußt du unvermeidlich mit unter Versprechungen leisten: welche zu halten, nicht von deiner Willkühr abhängt.

Wilhelm. Und dies sollte auch auf diesen Fall Anwendung leiden?

Rüdiger. Ganz vorzüglich. Denn ausschließende und ewige Liebe versprechen, heißt sich zu etwas verbindlich machen, dessen Leistung nicht von unserer Willkühr abhängt.

Wilhelm. Ich verstehe dich nicht, mein Vater.

Rüdiger. So will ich mich näher erklären. Hattest du dir vorgenommen, deine

Freundin lieb zu gewinnen, und dies als einen Vorsatz ausgeführt?

Wilhelm. Nein, das kann ich nicht sagen; vielmehr habe ich sie geliebt, eh ich es selbst noch bemerkte.

Rüdiger. Nun, dann darf ich wohl sagen, dine Liebe ist unwillkührlich bei dir entstanden.

Wilhelm. Gewiß, das ist sie. Denn ich war, besonders in meiner damaligen Gemüthsstimmung, weit von einem solchen Entschlusse entfernt.

Rüdiger. Auch würde er dir nichts geholfen haben; denn so wenig man durch den Vorsatz es dahin bringen kann, das Unschmackhafte wohlschmeckend zu finden; so wenig kann man es auf diese Weise dahin bringen, das Unliebenswürdige für liebenswürdig zu halten.

Wilhelm. Hieraus folgerst du, die Entstehung der Liebe sey durchaus etwas unwillkührliches?

Rüdiger. Der Liebe, wie jeder andern Leidenschaften. Und eben so unwillkührlich ist ihre Dauer oder ihr Verschwinden.

Wilhelm. Daran möchte ich doch noch zweifeln.

Rüdiger. Würdest du jezt aufhören können, deine Geliebte zu lieben, wenn du dich dazu entschlössest?

Wilhelm. Nein, das wäre unmöglich!

Rüdiger. Und warum nicht?

Wilhelm. Weil ich sie ewig lieben muß; weil sie unendlich liebenswürdig ist.

Rüdiger. Also von der Liebenswürdigkeit deiner Geliebten wird die Dauer deiner Liebe abhängen.

Wilhelm. Und diese wird ewig dauern!

Rüdiger. Das hoffe ich mit dir. Allein laß uns einmal den höchst unwahrscheinlichen Fall annehmen, daß sie diese liebenswürdigen Eigenschaften verlöre; wie würde es dann um deine Liebe stehn?

Wilhelm. Dann freilich würde sie auch aufhören. Allein dieser Fall ist gar nicht denkbar.

Rüdiger. Es war uns hier auch nur um ein Beispiel zu thun.

Wilhelm. In sofern muß ich es freilich zugestehn.

Rüdiger. Und hast du denn nie darüber gedacht, warum bei der großen Liebenswürdigkeit deiner Freundin, sie nicht ein jeder in dem Grade liebt, als du?

Wilhelm. Ich habe zwar hierüber noch nie gedacht; allein es bedarf auch wohl keines sonderlichen Nachdenkens. Kennte und empfände ein jeder ihren Werth so wie ich, dann würde sie auch gewiß ein jeder eben so lieben.

Rüdiger. Also scheint es doch auch noch auf die Empfänglichkeit für die Eindrücke der Liebenswürdigkeit anzukommen?

Wilhelm. Gar sehr; denn was kann alle Liebenswürdigkeit würken, wenn man nicht fähig ist, sie in ihrer ganzen Wahrheit und Reinheit zu empfinden.

Rüdiger. Dies darf uns nicht entgehn; denn gesetzt, der eine Theil verlöre die liebenswürdigen Eigenschaften; oder der andere die Fähigkeit, sie zu empfinden, oder auch nur, in dem Grade zu empfinden; — dann wird doch

auch die Stärke und Dauer der Liebe sich darnach modificiren.

Wilhelm. Ich habe keinen Sinn dafür, wie diese Fälle eintreten können.

Rüdiger. Das glaube ich dir gern. Allein du wirst auch mir dagegen zugeben, daß dies Widerstreben mehr in deinem Gefühle, als in deinem Verstande seinen Sitz hat. Denn die Möglichkeit, sich in seinen Empfindungen oder Einsichten zu verändern, wirst du doch nicht ableugnen wollen?

Wilhelm. Im Verstande erkenne ich sie freilich.

Rüdiger. Doch nun auch wohl eben so, wie das Kommen und Verschwinden, das Verstärken und Vermindern der zärtlichsten Zuneigung etwas Unwillkührliches, durchaus also die ewig gleiche Dauer derselben kein Gegenstand des Rechts und der Pflicht seyn könne.

Wilhelm. Es wird mir noch immer schwer, mich davon zu überzeugen.

Rüdiger. Dennoch darfst du nur erwägen: daß Liebe und Wohlwollen sich allein auf die Erkenntniß oder Empfindungen der lie-

benswürdigen Eigenschaften des geliebten Gegenstandes gründet.

Wilhelm. Das fühle ich sehr lebendig.

Rüdiger. Daß nun diese liebenswürdigen Eigenschaften bei dir sich mindern, wohl gar verloren gehn können; oder daß deine Freundin einen andern Menschen kennen lernen, und an diesem auch mehrere liebenswürdige Eigenschaften oder die deinigen in einem höheren Grade entdecken könne?

Wilhelm. Die Möglichkeit kann ich freilich nicht leugnen.

Rüdiger. Und mehr bedürfen wir hier nicht; denn du wirst nun doch auch die Möglichkeit zugestehn müssen, daß sie in den angenommenen Fällen, selbst bei dem besten Willen, dich nicht werde auf gleiche Weise liebenswürdig, oder liebenswürdiger als alle andere Männer finden können.

Wilhelm. Ich muß gestehn, die Folgerung ist richtig.

Rüdiger. Und wenn es nun nicht von ihrer Willkühr abhängt, dich stäts unter allen Menschen am liebenswürdigsten zu finden: wie

kann es denn von ihrer Willkühr abhängen, dich unter allen am meisten und unveränderlich zu lieben: und wie wirst du dies als eine Pflicht von ihr verlangen können?

Wilhelm. Auch möchte ich dies nicht wollen; wenn es möglich wäre, daß dieser Fall würklich werden könnte.

Rüdiger. Das traue ich deinem edlen Selbstgefühle zu. Doch darf sich deshalb jezt noch keine trübe Wolke auf deine Stirn legen. Denn was möglich ist, muß deshalb gerade noch nicht würklich werden. Und wenn deine liebenswürdigen Eigenschaften sich nicht verändern, und deine Geliebte Niemanden kennen lernt, der dich hierin sehr bestimmt übertrifft — welches beides doch nicht sehr wahrscheinlich ist; — so hast du nichts zu befürchten.

Wilhelm. Ich danke dir für diese Aufmunterung; denn ich gestehe, ich fühlte schon eine Art von Befürchtung, deren ich mich freilich noch nicht ganz entschlagen kann, wiewohl ich einsehe, daß sie thörigt ist.

Rüdiger. Darin hast du aufs Neue einen Beweis, daß unsere Gefühle nicht von unserer Willkühr abhängen.

Wilhelm. Dann wäre ja aber auf gar keine Zuneigung zu rechnen!

Rüdiger. Zu rechnen wohl; nur keine Rechte darauf zu gründen; es sey denn die Foderung, die bei verständigen und guten Menschen überflüssig ist: nicht eine daurende Zuneigung den ersten, oft sehr täuschenden, Eindrücken aufzuopfern; überhaupt sich nicht jeder Leidenschaft hinzugeben, zumal wenn die Vernunft sie nicht billigt; denn dies kann von der Willkühr abhängig gemacht werden.

Wilhelm. Dann vermag sich der Wille also doch eine Einwürkung in unsere Neigungen und Empfindungen zu verschaffen.

Rüdiger. Nicht sowohl in die Empfindungen, als in die Würkungen der Empfindungen. Daß du oder deine Gattin die Liebenswürdigkeit eines andern Gegenstandes nicht empfinden sollten, kann keine Willkühr verhindern. Wohl aber, daß ihr diesen ersten Eindrücken ohne Prüfung und Vorsicht nachhinget; daß auch dann, wenn eine Leidenschaft daraus entstünde, diese nicht zu Handlungen verleitete, welche die Rechte des einen oder des

andern kränken müßten, indem sie ein Hinderniß der Ausübung der Pflicht würden.

Wilhelm. Sollte dieser Unterschied würklich und wesentlich seyn?

Rüdiger. Der Leidenschaft, besonders in ihrer ersten Lebhaftigkeit und Stärke wird dies freilich schwer einzusehn; gleichwohl legt es sich in den auffallendsten Beispielen unverkennbar zu Tage.

Wilhelm. Gern möchte ich mich darüber näher belehren.

Rüdiger. So laß uns die gewöhnlichsten zunächst nehmen. Die Zuneigung der Personen beiderlei Geschlechts ist selten ganz rein von einer Zumischung des Geschlechtstriebes; also zu der Befriedigung desselben von beiden Seiten hingeneigt.

Wilhelm. Ich möchte dies doch nicht gern von jeder wechselseitigen Zuneigung in diesem Verhältnisse voraussetzen.

Rüdiger. Von jeder thue ich dies auch nicht; vielmehr bin ich überzeugt, daß auch hier Liebe und Freundschaft statt finden kann,

welche von jeder Zumischung irgend eines unreinen Triebes frei ist.

Wilhelm. Gewiß! Gewiß! —

Rüdiger. Wir nehmen aber hier die Fälle, wo dies nicht ist; wo eine gegenseitige Neigung diese unedlern Triebe, wenn auch nicht in sich enthielt, doch nach und nach weckte; — kann hier der Mann oder die Frau das Recht haben, von dem andern Theile zu fodern, er solle durchaus nicht so empfinden.

Wilhelm. Nein, sage ich aus voller Ueberzeugung jezt mit dir; denn dies ist nichts willkührliches.

Rüdiger. Eine jede Foderung dieser Art würde unrecht, zwecklos und unvernünftig seyn. Aber desto unbezweifelter ist das Recht zu fodern, daß der Mann oder die Frau, von dieser Leidenschaft oder Begierde hingerissen, nicht solche Handlungen begehen, welche ein Recht kränken, und also pflichtwidrig seyn würde.

Wilhelm. Ohnstreitig.

Rüdiger. Und die Ursach? —

Wilhelm. Alle Ausbrüche der Leidenschaften sind Handlungen, und alle Handlungen sind dem Willen unterworfen.

Rüdiger. Sehr richtig. Es kann also sowohl der Mann als die Frau mit allem Rechte verlangen, daß sich der andere Theil der Befriedigung des Geschlechtstriebes, außer der Ehe nicht überlassen solle.

Wilhelm. Ohnstreitig würde dies sehr unsittlich seyn.

Rüdiger. Nicht nur unsittlich, sondern auch allemal eine Ungerechtigkeit, die dem andern Theile zugefügt würde. Denn theils ist jene Enthaltsamkeit eine stäte und unnachlässige Voraussetzung in der Natur dieser Verbindung; theils muß das Gegentheil, wäre es auch nicht durch die Handlung selbst, doch durch die Folgen der Handlung, ganz unvermeidlich Rechte kränken, und dadurch auf die Erreichung des gemeinschaftlichen Zwecks, der Beförderung gemeinschaftlicher Glückseligkeit, einen nachtheiligen Einfluß gewinnen; dem ich dir wohl nicht erst noch näher auseinander zu setzen nöthig habe? —

Wilhelm. Er fällt deutlich genug in die Augen.

Rüdiger. Eben dieser Folgen wegen muß man auch gestehn, daß der Mann, — zwar nicht ein größeres oder sichereres Recht habe, von dem Weibe eine Enthaltsamkeit dieser Art zu fodern; — die Ursach wirst du selbst leicht hinzusetzen können?

Wilhelm. Weil Folgen überhaupt keine Rechte bestimmen. —

Rüdiger. Richtig; allein sie können die Verletzung der Pflichten wichtiger machen, und deswegen die Verpflichtung erhöhn; wenn dadurch noch mehrere Rechte bei dem Beleidigten gekränkt werden.

Wilhelm. Das seh ich ein.

Rüdiger. Daher müssen denn auch die Folgen, welche die außerehliche Befriedigung des Geschlechtstriebes für das Weib haben können; diesem noch zu einem erhöhteren Antriebe dienen, seine Pflichten auf diese Weise nie zu verletzen.

Wilhelm. Die Kränkung der Rechte ist doch wohl nur in sofern verschieden; als wie

es, nach deiner Erzählung, die Weltsitte ist; nach welcher der Mann, außer der Ehe erzeugte Kinder im Verborgenen erhält, oft ihnen sogar jede natürliche Unterstützung versagt; die Frau aber ihr unehliches Kind für das Kind des Mannes ausgiebt, und für dasselbe von ihm gleiche Vatersorge erschleicht.

Rüdiger. Allerdings danach hauptsächlich.

Wilhelm. Und diese Ausartung von der Natur, die dem Manne leichter wird, als dem Weibe, soll ihm mehr Rechte geben, und für das Weib eine größere Verpflichtung werden? — Brächte er sein unehliches Kind der Frau, und verlangte von ihr für dasselbe gleiche Mutterſorge, dann wäre doch die Kränkung auf dieser Seite wohl eben so groß?

Rüdiger. Dann allerdings; auch habe ich schon zugestanden, daß die Pflicht an sich auf beiden Seiten gleich sey.

Wilhelm. Und ich glaube, man sollte recht fest und dringend hierauf halten. Ja wenn die Pflicht auf einer Seite größer und bindender seyn kann, so ist dies auf Seiten des Mannes.

Rüdiger. Und die Ursach?

Wilhelm. Das Weib hat doch bei seinen Vergehungen dieser Art mit weit mehr Schwürigkeiten zu kämpfen; weit mehr üble Folgen davon zu erwarten.

Rüdiger. Diese Bemerkung ist nicht unrecht. Der Mann kann sich weit ehr der Befriedigung eines unordentlichen Triebes überlassen. Seine Weltverhältnisse machen es ihm viel leichter, es verborgen zu halten. Gelingt ihm dies, wie selten hat er dann unangenehme Folgen zu fürchten. Die Frau hingegen kann sich wenigstens den natürlichen unvermeidlichen Folgen nicht entziehn; und muß jede solcher Vergehungen mit Schmerzen, Schande und Sorgen, oft mit Jammer und lebenslänglichem Elende abbüßen.

Wilhelm. Gewiß eine ungleiche Vertheilung von der Natur!

Rüdiger. Darüber wollen wir lieber nicht urtheilen. Allein vielleicht kann uns dies wenigstens berechtigen: für beide Theile einen gleichen rechtlichen Anspruch auf die Enthaltung von einer jeden Ausschweifung dieser Art anzunehmen.

Wilhelm. Ohnstreitig; denn dies muß in der Willkühr eines jeden sittlich gebildeten Menschen stehn.

Rüdiger. Wird daher Begierde, Leidenschaft, und deren unwillkührliche Entstehung für eine solche unregelmäßige und die Rechte des andern Theiles kränkende Handlung zur Rechtfertigung dienen können? —

Wilhelm. Auf keine Weise; denn die unrechtmäßigen Handlungen sind ja keine nothwendige und unvermeidliche Folge davon.

Rüdiger. Also darf man annehmen, daß zwischen beiden ein sehr bestimmter und wesentlicher Unterschied statt findet?

Wilhelm. Wer könnte diesen übersehn?

Rüdiger. Und eben dieser mag dann auch für einen hinlänglichen Grund gelten, warum man diese Rechte nie über die Empfindungen, als solche, ausdehnen kann. Sobald sie aber in Handlungen übergehn, die unsittlich oder rechtswidrig sind, dann verletzen sie Pflichten, und können daher rechtliche Beschwerden des Gekränkten veranlassen. Du verstehst mich doch, mein Sohn?

Wilhelm. Vollkommen.

Rüdiger. Nun so wird dir die Anwendung davon auch weiter nicht schwer fallen. Doch dürfte es nicht überflüssig seyn, dabei unsern Hauptgegenstand in eine andere Situation zu rücken.

Wilhelm. Wähle, welche dir gefällt; ich hoffe, es soll mich dies nicht irren.

Rüdiger. Wirst du z. B. die Geschäfte für den Erwerb und die Anwendung des Erworbenen, nicht ebenfalls unter die ehlichen Pflichten rechnen?

Wilhelm. Ohnstreitig; denn auch diese sind in der Natur der Verbindung gegründet.

Rüdiger. Ohne die nothwendigen Bedürfnisse befriedigen zu können, läßt sich allerdings kein dauerndes Zusammenleben, keine häusliche Zufriedenheit, kein Lebensgenuß gedenken.

Wilhelm. Das fühle ich sehr lebendig.

Rüdiger. Und dennoch wirst du jezt von einer neuen, alles verschönernden Leidenschaft beseelt.

Wilhelm. Darf denn Leidenschaft das Auge der Erkenntniß blenden?

Rüdiger. Es darf nicht; wiewohl es oft genug geschieht. Sind wir nun aber in der eben angeführten Voraussetzung einverstanden; so dürfen wir um so zuversichtlicher als ausgemacht annehmen; daß das ehliche Verhältniß, nach der Ordnung der Dinge, die einmal besteht, dem Mann zur Pflicht macht, den Unterhalt für seine Freundin zu erwerben; der Frau, das Erworbene zu rathe halten, und für diesen Zweck anzuwenden.

Wilhelm. Ohnstreitig.

Rüdiger. Diese gegenseitige Verpflichtung giebt also nun auch gegenseitige Rechte, von deren Erfüllung, so lange das Verhältniß besteht, nur die Unmöglichkeit dispensiren kann.

Wilhelm. Freilich diese; aber auch gewiß sonst nichts auf der Welt.

Rüdiger. Also auch wohl nicht, (um noch einmal auf den Fall zurückzukommen, der vielleicht noch hier ein Mißverständniß veranlassen könnte) also auch wohl nicht eine Leidenschaft, und die Erfahrung, daß Leidenschaften und Empfindungen keiner Willkühr unterworfen werden können?

Wilhelm. Nein, gewiß nicht. Denn jeder darf fodern, daß eine solche Leidenschaft nie in solche Handlungen ausarte, welche Rechte und Pflichten verletzen.

Rüdiger. So weit, aber auch nur so weit geht eine rechtmäßige Foderung. Wenn du also — bedenke, daß ich nur einen möglichen Fall, nur das nächste das beste Beispiel annehme — wenn du also in Zukunft wahrnehmen müßtest, daß dein Weib einen andern mehr liebte, als dich; allein sie versäumte keine ihrer Pflichten deswegen, ließe sich in ihrem Verhältnisse als Gattin und Hausfrau keine Handlung zu schulden kommen, wodurch eins deiner, in dieser Verbindung gegründeten Rechte gekränkt würde; — hättest du ein Recht, ihr Vorwürfe zu machen?

Wilhelm. Es würde mein Herz zerreißen; allein ich fühle, daß ein jeder Vorwurf ungerecht und unvernünftig seyn würde.

Rüdiger. Und auf diesem Wege der Wahrheit und des Rechts würdest du gewiß am ersten wieder gewinnen, was du verlorst; oder wenn dies nicht möglich seyn sollte — doch Trost

und Beruhigung finden. Indeß hoffe ich, du wirst weder das eine noch das andre jemals bedürfen.

Wilhelm. Ich fühle es mit der festesten Zuversicht, daß ich das nie werde.

Ach,

Achzehntes Gespräch.

Fortsetzung des Vorigen.

Rüdiger. Was die widerrechtliche Befriegung des Geschlechtstriebes anbetrifft; — du wirst dich erinnern, daß wir deren in unserer letzten Unterredung erwähnten? —

Wilhelm. Nicht ein Wort ist mir von dem entfallen, was du darüber geredet hast.

Rüdiger. Nun, was diese anbetrifft, wollte ich hinzusetzen, daß sie es größtentheils ist, welche in der größern Welt Kränkung der Rechte, Uneinigkeit und Trennungen der Ehen veranlaßt.

Wilhelm. Man wird es doch auch dort für unrecht halten?

Rüdiger. Für das höchste Unrecht; die höchste Beleidigung! Selbst die bür-

gerlichen Gesetze bestätigen dies, sie bestimmen danach, was man Ehebruch nennt, und erkennen unvermeidlich auf Trennung, sobald der beleidigte Theil diese ihm zugefügte Beleidigung zu beweisen im Stande ist.

Wilhelm. Dann müssen sich wohl schon deshalb der Fälle nur sehr wenige finden; — wenn auch nur die Furcht vor der Strafe das Motiv wird.

Rüdiger. Könnten die Gesetze überall hin die Augen haben, dann wohl. Allein, da das Vergehn die Verborgenheit sucht; so bleibt es hier, wo so mannigfaltige Gelegenheiten eintreten, die Verborgenheit zu nutzen, auch der Sittlichkeit großentheils überlassen, gegen die Verführung zu sichern.

Wilhelm. Dies ist auch gewiß die kräftigste und sicherste Schützerin.

Rüdiger. Für sittliche und ausgebildete Menschen allerdings. — Allein du wirst dich erinnern, wie wenig man die Ausbildung in der großen Welt, als allgemein annehmen kann!

Wilhelm. Ach! Lieber möchte ichs vergessen!

Rüdiger. Träte nicht der Sittlichkeit noch eine Gehülfin zur Seite, sie würde noch weit weniger ausrichten.

Wilhelm. Die Sittlichkeit bedürfte noch einer Gehülfin; und diese wäre würksamer als jene? —

Rüdiger. Allerdings; und was dich noch weit mehr befremden wird: — diese Gehülfin ist selbst sehr unedlen Ursprungs, eine Tochter des Vorurtheils und der unedlen Menschenfurcht, also auch nicht von Weiten mit der Sittlichkeit verwandt.

Wilhelm. Ich begreife nichts davon; errathe auch nicht, was du in Gedanken hast.

Rüdiger. Und doch sollte ich denken, es könne dir nicht mehr ganz fremd seyn; denn, wenn ich mich recht erinnere, so habe ich ihrer bei andern Gelegenheiten bereits erwähnt.

Wilhelm. Verzeih; der Gegenstände sind sehr viele, über welche du mich belehrt hast.

Rüdiger. Du errathst also nicht, daß ich von der Convenienz rede?

Wilhelm. Ich errieth es nicht, weil ich noch keinen deutlichen Begriff mit diesem Ausdrucke verbinde.

Rüdiger. Dessen erinnerst du dich doch gewiß, daß die Menschen in der großen Welt neben den Vorschriften des Sittlichen, noch eine andere angenommen haben, nämlich die des Schicklichen?

Wilhelm. Dessen, erinnere ich mich allerdings, hast du bereits einmal Erwähnung gethan.

Rüdiger. Diese Vorstellungen über das Schickliche, worin die Menschen weit mehr übereingekommen sind, als in den Vorstellungen über das Sittliche; womit jedermann bekannt ist, die in jedermanns Munde sind — pflegt man auch die Convenienz zu nennen.

Wilhelm. Was ist denn nun aber dieses Schickliche?

Rüdiger. Ich gestehe, mein Sohn, daß du mich durch diese Frage einigermaßen in Verlegenheit setzest. Was das Schickliche eigentlich sey? weiß ich dir in der That nicht genau darzulegen. Es besteht aus so unendlich mannig-

faltigen, zum Theil an sich, und in Beziehung auf Sittlichkeit höchst gleichgültigen und unbedeutenden Dingen; die gleichwohl durch die Convenienz eine vorzügliche Wichtigkeit erhalten. Ob du deinen Rock so oder anders schneiden läßt; dein Haar abgeschnitten, oder in einem Zopfe trägst; ob du diese oder jene Handlung des Morgens oder des Abends verrichtest; — das können für die Convenienz sehr wichtige Gegenstände der Beurtheilung werden.

Wilhelm. Das ist seltsam genug! Was liegen denn dabei für Grundsätze zum Grunde?

Rüdiger. Grundsätze? — Ja; da wüßte ich dir nun wieder keinen anzugeben; — es müßte denn der seyn: man muß in seinen Handlungen das Urtheil der meisten Menschen zur Richtschnur annehmen.

Wilhelm. Ein sonderbarer Grundsatz. Ich sollte denken: er müßte sich mit den Grundsätzen der Vernunft und Sittlichkeit im beständigen Widerspruche finden.

Rüdiger. Auch findet sich das allerdings sehr oft wenigstens.

Wilhelm. Und in solchen Fällen läßt man die Grundsätze der Sittlichkeit fahren, und folgt denen der Convenienz?

Rüdiger. In der Regel allemal. Auch ist es weit gewöhnlicher zu fragen: was werden die Menschen dazu sagen? als: erlaubt oder befiehlt es die Sittlichkeit? —

Wilhelm. Wie kann denn dabei die Sittlichkeit gewinnen? Ich dächte, diese Convenienz müßte ihrem Aufkommen und Einflusse wesentlich hinderlich werden.

Rüdiger. Im gewissen Betracht allerdings. Die eigentliche innere Sittlichkeit der Gesinnungen wird dadurch sehr gehindert; so wie man auf der andern Seite die Bemerkung gemacht hat: daß nach dem Maaße, da Aufklärung und ächte Sittlichkeit zunimmt; auch die Convenienz von ihrer Kraft und ihrem Einflusse verliert.

Wilhelm. Wie konntest du nun aber vorhin äußern, daß sie der Sittlichkeit an die Seite treten, ihr beförderlich werden könne?

Rüdiger. Es versteht sich, daß dies von Zeiten und Menschen gilt, auf welche die Sitt-

lichkeit wenig oder gar keine Würksamkeit auszuüben im Stande seyn würde.

Wilhelm. Also treffen die Begriffe des Schicklichen doch auch mit den Begriffen des Sittlichen zusammen?

Rüdiger. Hin und wieder allerdings. Und wenn man nun auch kein Bedenken getragen hätte oder tragen würde, eine unsittliche Handlung zu begehn; so ist man doch ängstlich besorgt, die unsittliche Handlung nicht zu der Kunde anderer Menschen gelangen zu lassen.

Wilhelm. Also scheint die Würkung sich darauf zu begrenzen, daß sie das Laster mehr verbirgt.

Rüdiger. Doch nicht ganz und allein. Denn da die Begierde, Fehltritte zu entdecken, bei hundert Menschen eben so groß ist, als die Begierde, das Innere seiner Fehltritte zu verbergen; so hat die Erfahrung genug Beweise gegeben, wie unsicher dies, auf die Dauer wenigstens, gelingt. Und so wird denn gewiß mancher, durch die Furcht, daß andere es entdecken und darüber reden würden, von einer unsittlichen Handlung zurückgehalten, auf den

die Grundsätze der Sittlichkeit nicht einmal einen momentellen Eindruck zu machen im Stande sind.

Wilhelm. Wie wenig kann aber der Sittlichkeit dadurch eigentlich geholfen seyn! Ist ein solcher Mensch, der durch solche Motive abgehalten wird, sittlich besser, als ein anderer, der sich ohne alle Rücksicht der Handlung hingiebt.

Rüdiger. Wenn auch nicht in seinen Gesinnungen, doch in seinem Betragen. — Aber selbst was seine innere Sittlichkeit anbetrifft, so ist sie doch noch nicht ganz so verwahrlost, als sie seyn würde, wenn die Convenienz nicht wäre. Er erhält noch ein gewisses Gefühl der Achtung vor dem Urtheile der Menschen, ein Gefühl für Ehre und Schande; er wird auch nicht so schnell und so weit in der Schlechtheit Fortschritte machen, denn er wird weniger sich seinen unsittlichen Trieben überlassen.

Wilhelm. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, scheint freilich diese Convenienz noch eine bestimmte gute Würkung zu haben.

Rüdiger. Und das wirst du doch zugeben, daß durch die schnellere und größere Anhäufung

unsittlicher Handlungen, verhältnißmäßig die Gesinnungen ebenfalls verderbt werden müssen?

Wilhelm. Gewiß ist das tief und unwiderſprechlich in der menschlichen Natur gegründet.

Rüdiger. Und dann muß man doch auch erwegen, daß die Folgen der Vergehn Uebel für die Gesellschaft und Kränkungen der Rechte Anderer sind. Was die unsittlichen Handlungen vermindert, vermindert denn doch also auch jene Uebel und diese Kränkungen.

Wilhelm. Ohnstreitig ein eigentlicher und beträchtlicher Gewinn.

Rüdiger. So lange also Sittlichkeit nicht ganz in ihre Rechte und Gewalt eingesetzt und erhalten werden kann, mögen wir immer noch die Convenienz und die Scheu vor dem Gerede der Menschen nicht ganz vertilgen: denn man kann annehmen, daß — um die Anwendung auf unser Verhältniß zu machen — mancher Ehemann, und mehr noch, manche Ehefrau, sich immer noch mehr einer rechtswidrigen Befriedigung einer regellosen Sinnlichkeit außer der Ehe überlassen würde, wenn sie nicht fürchteten: die Welt möge es entdecken, und Tadel und Schande auf sie zurückfallen.

Wilhelm. Mehr noch die Frau? Und warum das?

Rüdiger. Weil diese durch die Convenienz noch mehr als der Mann von einer solchen Vergehung zurück gehalten wird; denn die Convenienz rechnet ein solches Vergehn der Frau immer höher an, als dem Manne; sie muß sie mehr scheuen, denn sie hat weniger ihre Verzeihung und Nachsicht zu hoffen.

Wilhelm. Von dieser Seite betrachtet, muß man freilich gestehn, daß diese Convenienz eine gute Würkung habe. — Gleichwohl scheint es mir doch, als ob sie der Menschheit nicht sehr zur Ehre gereiche; vielmehr ein sehr demüthigender Nothbehelf bleibt.

Rüdiger. Ein abermaliger Beweis deines richtigen Gefühls. Auch muß man bei der Bemerkung des Guten, was die Convenienz denn doch auch immer nur mittelbar bewürkt, das mannigfaltige, wesentliche Uebele, was sie in unzählichen andern Fällen stiftet, nicht übersehn. Gewiß ist es keins der geringsten, daß sie die Begriffe von Sittlichkeit ungemein verdreht und entstellt.

Wilhelm. Es kann unmöglich anders seyn, wenn sie nicht immer dieselben Handlungen verdammt oder heiligt, welche die Sittlichkeit gebietet oder verwirft.

Rüdiger. Wie sollte dies zugehn, da sie sich nur überhaupt auf das begrenzt, was dem Tadel der Menschen ausgesetzt ist, also in gewissen äußern Verhältnissen geschieht.

Wilhelm. Dann muß sie freilich manche unsittliche Handlungen übersehn, und manche sittliche falsch beurtheilen.

Rüdiger. Bei der Beurtheilung der Handlungen an sich und nach ihren Motiven hält sich die Convenienz nicht auf. Sie beurtheilt sie nur nach dem Verhältnisse, in welchem eine Handlung geschieht.

Wilhelm. Das Urtheil der Sittlichkeit hält sich an die Handlung selbst und an die Gesinnungen, aus welchen eine Handlung entspringt. Der Unterschied ist sehr wesentlich.

Rüdiger. Und du siehst zugleich, wie wichtig die Folgen desselben seyn müssen. Die Convenienz wird nie über Leidenschaften, über sinnliche Triebe an sich urtheilen, ihre Versa-

gung, ihre Befriedigung überhaupt bestimmen. Sie bestimmt nur die Verhältnisse, in welchen es schicklich ist, sich die Befriedigung zu versagen, und unschicklich, sich derselben zu überlassen. Kann nun ein solches Verfahren einen beträchtlichen Einfluß auf die Beförderung der Sittlichkeit erhalten? —

Wilhelm. Wenigstens wird er immer nur eine zufällige Folge bleiben.

Rüdiger. Die Beförderung der Unsittlichkeit ergiebt sich dagegen weit allgemeiner und bestimmter daraus. Denn indem sie die Befriedigung unsittlicher Triebe aus gewissen Verhältnissen verbannt, und wie z. B. hier die Befriedigung des Geschlechtstriebes in das einzige Verhältniß der Ehe einzwängt, ohne ihr bestimmte und allgemein gültige Schranken zu setzen; so siehst du selbst die Folge, daß unsittliche Menschen sich der Befriedigung desselben hier um so unenthaltsamer und unmäßiger überlassen werden.

Wilhelm. Es leidet dies keinen Zweifel.

Rüdiger. Und hat auch für die größere Welt die unvermeidliche Folge gehabt, daß man alles, was unter dem Schleier des ehlichen

Verhältnisses geschieht, für sittlich und anständig hält; wäre es auch die unmäßigste und in sich selbst unsittlichste Befriedigung einer groben und unersättlichen Sinnlichkeit.

Wilhelm. Eine Bemerkung, deren Wahrheit ich gern bezweifeln möchte.

Rüdiger. Weil dein sittliches Gefühl ihr widerspricht. Auch will ich dies gern so viel als möglich schonen, und dir deshalb eine detaillirte Schilderung der mannigfaltigen Unsittlichkeiten, welche sich auf diese Weise in die Ehe einschleichen, ersparen. Ich darf voraussetzen, daß du sie ohnehin schon genugsam verabscheuest, und dagegen hinlänglich gesichert bist.

Wilhelm. Gewiß das eine, wie das andere; oder es müßte mich alles in mir selbst trügen.

Rüdiger. Denke dir also nur im Allgemeinen, daß die Unmäßigkeit, in der Befriedigung dieser Triebe in der Ehe, nicht selten so weit geht, daß man nicht einmal Rücksicht nimmt, was für Folgen für die Gesundheit daraus entstehn. Besonders vergessen die Männer in der Befriedigung ihrer; — vielleicht auch bei der

Bereitwilligkeit der Befriedigung der Begierde des Weibes, daß die physischen Folgen für das weibliche Geschlecht sich am ersten und fast unvermeidlich ergeben.

Wilhelm. Gewiß höchst unedel, höchst unsittlich!

Rüdiger. Ohne Zweifel; auf welcher Seite der Vorwurf der Unenthaltsamkeit auch am meisten und stärksten treffen möge.

Wilhelm. Wenn die Begierden bei dem einen ausarten, sollte der andere desto fester an den Grundsätzen der Sittlichkeit halten, und dieselben in die Schranken zurück zu führen suchen.

Rüdiger. Das geschieht denn wohl auch. Allein oft entstehn daraus Kälte, Vorwürfe, Unzufriedenheit und wohl gar Trennung — wenn der eine oder der andre Theil, sey es aus Grundsatz oder Nothwendigkeit, die Ansprüche des andern nicht mehr in ihrer ganzen Ausdehnung zu befriedigen geneigt ist.

Wilhelm. Ich erstaune! Dies schränkt sich doch gewiß nur auf die niedrigsten Menschenklassen ein?

Rüdiger. Leider nicht! Es finden sich Beispiele davon in den gebildetsten Ständen, und bei Menschen, die durchaus wohl gar auf sehr vollendete Kultur Anspruch machen.

Wilhelm. Wie unbegreiflich seltsam die menschliche Natur ausarten kann, wenn sie sich nicht immer genau an die Leitung der Sittlichkeit hält!

Neunzehntes Gespräch.

Beschluß des Vorigen.

Wilhelm. Trennung? — sagtest du, mein Vater, entstünde daraus sogar, wenn auf der einen oder andern Seite der ungenügsamen Begierde, Vernunft und Sittlichkeit entgegen gesetzt würde?

Rüdiger. So zeigt es die Erfahrung; und leider! muß ich gestehn, gerade nicht eigentlich als eine Seltenheit!

Wilhelm. Hat denn nicht jeder, in und durch das eheliche Verhältniß, ein Recht, die Sittlichkeit des andern zu befördern?

Rüdiger. Ohnstreitig; und nur durch die Ausübung dieses Rechts ist es möglich, den wahrhaft menschlichen Zweck dieser Verbindung zu erreichen; die möglichste Beförderung der Glückseligkeit.

Wilhelm. Und einen andern Zweck dieses gesellschaftlichen Verhältnisses kann ich mir nicht denken.

Rüdiger. Findet auch, als gesellschaftliches Verhältniß betrachtet, nicht statt.

Wilhelm. Wie kann also nun der Mann, oder die Frau darüber unzufrieden seyn, wenn der Mann oder die Frau ein Recht verfolgt, und hierin noch dazu eine seiner wichtigsten Pflichten ausübt?

Rüdiger. Bedenke nur, daß Begierde überhaupt keine Rechte erkennt! — Wie wird sie es dann thun, wenn sie glaubt, das Recht auf ihrer Seite zu haben!

Wilhelm. Wie kann sie denn das in diesem Falle?

Rüdiger. Weil die bürgerlichen Gesetze sie darin zu unterstützen scheinen.

Wilhelm. Wie soll ich das verstehn?

Rüdiger. Die bürgerlichen Gesetze nehmen fast überall die Befriedigung des Geschlechtstriebes und die Erzeugung

der Kinder, als den Zweck der ehlichen Verbindung an.

Wilhelm. Welch ein unedler und der Sittlichkeit schädlicher Grundsatz!

Rüdiger. Gesetzgebung bekümmert sich um die Sittlichkeit höchstens nur nebenher; kann auch würklich nicht eigentlich darauf Rücksicht nehmen.

Wilhelm. Und dennoch ist diese das Ziel jeder Vernunft; wie soll ich dies vereinigen?

Rüdiger. Davon ein andermal! Jezt würde uns dies zuviel abwärts führen. Es ist genug, daß du einsiehst, wie die Gesetze die Foderungen der Begierde unterstützen können.

Wilhelm. Ich sehe es, und ahne wenigstens den Mißbrauch, den dies nach sich ziehn kann.

Rüdiger. Die Foderungen der Begierde können vor Gericht gestellt werden.

Wilhelm. Diesen kann aber doch der andere Theil sein Recht — sich nicht bloß als Mittel zu den Zwecken des andern gebrauchen zu lassen, vielmehr dagegen die Sittlichkeit desselben zu befördern — entgegen stellen.

Rüdiger. Wenn die Rechte der Natur und Menschheit den Stempel des bürgerlichen Gesetzes trügen; dann freilich. Allein so lange dies nicht ist, oder da, wo dies nicht ist —

Wilhelm. Da würde man auf jene nicht hören? —

Rüdiger. Wie sollte man? — Und überdies kömmt es doch auch bei dem Rechte des einen, die Sittlichkeit des andern zu befördern, gar sehr auf die Wahl der Mittel an? —

Wilhelm. Allerdings; — unrechtmäßige Mittel können durch die rechtmäßigsten Zwecke nicht geheiligt werden.

Rüdiger. Es kann ja also vielleicht seyn, daß hierin auf der andern Seite gefehlt wurde? —

Wilhelm. Was können aber, zur Beförderung der Sittlichkeit für Mittel anders angewandt werden, als die Gründe der Vernunft?

Rüdiger. Wie, wenn nun statt dessen der Mann z. B. Zwang wählte; und sich dazu durch jenes Recht befugt glaubte?

Wilhelm. Dann würde er offenbar Mangel an Einsicht verrathen; denn Zwang befördert nie Sittlichkeit; noch weniger Glück.

Rüdiger. Und würde doch auch nicht minder dadurch die Rechte des Weibes kränken.

Wilhelm. Offenbar, und die edelsten und wesendlichsten: Gleichheit und Freiheit.

Rüdiger. Und was besonders wichtig ist; er würde sich dadurch jedes rechtmäßige Mittel, den gemeinsamen Gesellschaftszweck der ehlichen Verbindung zu erreichen, selbst aus den Händen winden; denn er würde das Vertrauen des Weibes verscherzen.

Wilhelm. Sicher; und wo kein Vertrauen ist, ist keine Liebe, keine Freundschaft denkbar.

Rüdiger. Auch kein gemeinsames Würken auf einen Zweck; kein gegenseitiges Würken zur Beförderung der Sittlichkeit.

Wilhelm. Gewiß nicht im geringsten!

Rüdiger. Vielmehr muß es immer weiter von einander entfernen, und so das Verhältniß, wo nicht der Form, doch dem Wesen nach endlich völlig zerstören.

Wilhelm. Es ist unvermeidlich; denn die Vereinigung der Herzen und des Interesses macht doch das Wesen der Ehe aus.

Rüdiger. Wahr und richtig; und ist diese zerrissen, so ist sie unwiederruflich dem Wesen nach geschieden; und lebten Mann und Frau auch noch ein halbes Jahrhundert vor den Augen der Welt, mit dem untadelhaftesten äußern Anstande beisammen.

Wilhelm. Man kann eine Wahrheit nicht inniger fühlen, als ich diese.

Rüdiger. Gegenseitiges Vertrauen könnte man also wohl als einen Grundgesetz der Vernunft in der Ehe annehmen?

Wilhelm. Und zugleich als ein festeres und innigeres Band, als jede äußere Ceremonie.

Rüdiger. Vielleicht findet nun aber für einen oder den andern Theil ein Recht zu einem ausschließenden, oder doch unbeschränkten Vertrauen statt; ohne dagegen ein gleiches leisten zu dürfen?

Wilhelm. Wo sollte der Grund dazu liegen? Die allgemeine Gleichheit der Rechte erfodert vielmehr auch hier Gleichheit.

Rüdiger. Wenn dagegen nun aber Ungleichheit des Bedürfnisses statt fände?

Wilhelm. Ich sehe nicht: wodurch diese entstehn, oder sich zu Tage legen sollte?

Rüdiger. Du darfst nur annehmen, daß die Frau z. B. mehr Bedürfniß der Mittheilung und des Raths habe, als der Mann. —

Wilhelm. Womit würde man eine so willkührliche Voraussetzung nur scheinbar erweisen können?

Rüdiger. Nun so nimm statt dessen an: das Weib müsse nothwendig den Rath des Mannes bei allen seinen Thun und Lassen einholen; müsse ihm von allen seinen Thun und Lassen Rechenschaft geben. Das bringe seine Pflicht als Ehefrau so mit sich. Da hingegen der Mann nur sich Rechenschaft zu geben habe, und nur den Rath seiner eigenen Vernunft zu hören brauche.

Wilhelm. Diese noch willkührlichere Voraussetzung ist längst in ihrer ganzen Nichtigkeit von uns dargestellt.

Rüdiger. Dann würdest du behaupten können: daß sich auf beiden Seiten ein glei-

ches Bedürfniß des Raths, der Unterstützung, der Aufmunterung, des Trostes fände?

Wilhelm. Und wie ich hoffe, mit Gründen der Wahrheit.

Rüdiger. Zugleich müßtest du dann auch beiden Theilen gleiche Fähigkeit zu Rathen, zu Unterstützen, Tragen, Ermuntern zusprechen?

Wilhelm. Wie könnte ich anders; da beiden gleiche Fähigkeiten der Vernunft, gleiche Gefühle und Kräfte auf keine Weise streitig gemacht werden kann.

Rüdiger. Eben so, sehe ich voraus, würdest du deinen Gleichheitsgrundsatz auch über alle übrigen Foderungen dieses Verhältnisses ausdehnen?

Wilhelm. Gewiß mit der strengsten Gerechtigkeit.

Rüdiger. Und welches — um einen sichern Standpunkt für die Beurtheilung zu haben — dürften die Forderungen seyn, die du für dies Verhältniß überhaupt im Allgemeinen noch machen würdest?

Wilhelm. Alle Foderungen des innigsten freundschaftlichen Verhältnisses.

Rüdiger. Ich wünschte, du erklärtest dich näher, welche du dahin rechnest.

Wilhelm. Vor allen Dingen zunächst völlig gleiches Vertrauen.

Rüdiger. Gut, darüber sind wir bereits einverstanden.

Wilhelm. Zunächst dann, und vor allen übrigen, wechselseitige Duldung.

Rüdiger. Nächst dem Vertrauen legst du also auf diese für dies Verhältniß die größeste Wichtigkeit?

Wilhelm. Und ich glaube, mit dem vollkommensten Rechte. Denn kann Vertrauen bestehn, ohne Duldung?

Rüdiger. Es möchte wohl nicht, wenigstens nicht auf die Dauer. Und daher verdient diese Foderung jener auch allerdings unmittelbar an die Seite gesetzt zu werden.

Wilhelm. Das scheint mir im hohen Grade einleuchtend.

Rüdiger. Doch wird es nicht unnütz seyn, den Begriff, Duldung, noch etwas näher zu bestimmen. Denn mich dünkt, er kann leichter,

als viele andere, mißverstanden, verdreht, oder zu weit ausgedehnt werden.

Wilhelm. Ich weiß doch nicht. — Was kann man anders darunter verstehn; als die gegenseitige, geduldige Ertragung der Fehler und Schwächen des Gegentheils; ohne deshalb sein Wohlwollen und Vertrauen zurück zu nehmen?

Rüdiger. Also würde die Toleranz jeden Tadel und Vorwurf ausschließen und verbieten?

Wilhelm. Auf keine Weise. Ertragen heißt ja nicht, übersehn, hingehn lassen, wohl gar befördern. —

Rüdiger. Auch sollte meine Einwendung nur zu einem Beispiele, einer möglichen falschen Auslegung dienen. Wenn also nun der eine Theil auf der Pflicht der Duldung des andern die Foderung gründen wollte, daß der andere sich nie einen Tadel oder einen Vorwurf erlauben sollte? —

Wilhelm. So würde diese Foderung als ungerecht, und dem Wesen und Zwecke dieses Verhältnisses widersprechend, abgewiesen, der fodernde Theil zur Vernunft zurückgeführt werden müssen.

Rüdiger. Auch zweckwidrig nennst du diesen Anspruch?

Wilhelm. Und sollte ich nicht, da der edelste Zweck dieses gesellschaftlichen Verhältnisses die gemeinschaftliche Beförderung der Sittlichkeit ist?

Rüdiger. Und hierauf gründest du ein gegenseitiges Recht des Tadels?

Wilhelm. Nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht; und zwar eine der wichtigsten und unnachlässigsten Pflichten dieses Verhältnisses.

Rüdiger. Aber hiegegen, dünkt mich, könnte man doch einwenden, daß Tadel nicht immer bessere, daß er nur vielmehr bewürken könne, daß der Getadelte seine Fehler verstecke, oder gar, daß er erbittert werde, und durchaus nicht darauf achte; — oder wohl gar aus Trotz die getadelten Fehler beibehalte, und recht eigentlich dem Tadler vor Augen stelle.

Wilhelm. Das kann doch wohl nur seyn, wenn der Tadel ungerecht, oder unbillig war.

Rüdiger. Die Erfahrung lehrt, daß auch der gerechteste Tadel diese unnatürlichen Folgen haben kann.

Wilhelm. Dann muß er wenigstens von Intoleranz, Härte, oder wohl gar Bitterkeit begleitet seyn.

Rüdiger. Oder der Getadelte muß durchaus keinen Tadel ertragen können.

Wilhelm. Das würde doch viel Hochmuth und Egoismus voraussetzen.

Rüdiger. Zuweilen auch nur Empfindlichkeit und falsche Schaam. Der Getadelte will den Fehler nicht eingestehn, weil er sich vor dem andern schämt; er wird empfindlich aus Verdruß, daß der andere dennoch entdeckt hatte, was er so sorgfältig versteckt zu haben glaubte. Er fürchtet nun auch wohl, an seiner Achtung durch diese Entdeckung zu verlieren.

Wilhelm. Das scheint mir eine sehr verkehrte Denkungsart. Denn gesetzt, daß er würklich durch den Fehler in der Achtung des andern verlöre, so müßte er doch, durch die Beharrlichkeit in dem Fehler, noch bestimmter und mehr verlieren.

Rüdiger. Das fühlt er auch wohl; deshalb gesteht er ihn nicht ein, und hofft dadurch den andern in seiner Ueberzeugung irre zu machen.

Rüdiger. Und vergilt dadurch die freundschaftliche Rüge mit einer Beleidigung.

Wilhelm. Wie so mit einer Beleidigung? —

Wilhelm. Wenn er dem andern seine Erkenntniß abstreiten, oder ableugnen will; so versagt er ihm ja die Achtung vor seinem Verstande, welche er ihm, als einem gleich vernünftigen und untheilsfähigen Wesen schuldig ist; — kränkt also sein Recht zu urtheilen, und nebenher noch sein Recht, ihm sein Urtheil zu sagen, welches das innige Verhältniß, worin sich beide befinden, gegenseitig sichert.

Rüdiger. Du hast in der That den richtigen Gesichtspunkt gefaßt, aus welchem dies Betragen beurtheilt werden muß. Aus diesem wirst du nun auch zugleich die Quelle von den vielen Uneinigkeiten und Zänkereien entdecken, welche sich in den gewöhnlichen ehlichen Verhältnissen wahrnehmen lassen.

Wilhelm. Doch begreife ich noch nicht, wie die verkehrte Furcht, durch das Eingeständniß des Fehlers in der Achtung des andern Theils zu verlieren, da Raum gewinnen könne, wo Toleranz und Vertrauen häuslich sind.

Rüdiger. Daran fehlt es denn auch gemeiniglich; — jeder will immer tadeln, ohne Tadel zu hören.

Wilhelm. Eben so unverzeihlich als ungerecht!

Rüdiger. Und anstatt den Tadel durch die Beobachtung und Ablegung des Fehlers zu vermeiden, bestreitet man das Recht zu tadeln, des andern; oder forscht bei ihm nach Fehlern, die nicht da sind, vergrößert die, welche sich finden; und bezeigt die härteste Intoleranz gegen dieselben; — in der seltsamen Absicht, sich dadurch selbst eine unbegränzte, und sogar jeden Tadel ausschließende Toleranz zu sichern.

Wilhelm. So verkehrte Maaßregeln müssen freilich auch verkehrte Folgen haben.

Rüdiger. Meistens die gänzliche Zerstörung des Vertrauens, Friedens, und der Zufriedenheit.

Wilhelm. So hast du also selbst meine Foderung der Toleranz, als die nächsten und wichtigsten, rechtlichen Foderungen nach dem Vertrauen, hinlänglich gerechtfertigt?

Rüdiger. Und dennoch dürfte noch manche andere von eben so entschiedener Wichtigkeit hinzuzusetzen seyn.

Wilhelm. Ich erwarte darüber von dir Belehrung.

Rüdiger. Schränkt sich die Toleranz bloß auf die Ertragung der Fehler, oder auf Eigenschaften ein?

Wilhelm. So hat es mir bisher geschienen.

Rüdiger. Wie würde es dann um die gegenseitige Bestimmung des Willens aussehn? Du behauptest selbst, daß beide Theile in dem ehlichen Verhältnisse, wie in dem Verhältnisse der vertrauten Freundschaft, auf gleich freie Disposition ihres Willens gleich gerechte Ansprüche zu machen hätten?

Wilhelm. Und werde diese Behauptung auch nicht zurück nehmen.

Rüdiger. Wie nun aber, wenn diese beiden gleich freien Willen in Kollision gerathen; wird nicht auch hier ein jeder den Willen des andern toleriren müssen?

Wilhelm. Ohnstreitig, das erfodert die Billigkeit.

Rüdiger. Und die Würkung dieser gegenseitigen Toleranz wird seyn?

Wilhelm. Wechselseitiges Nachgeben, oder Zustimmung seines Willens, zu dem Willen des andern.

Rüdiger. Vorausgesetzt nämlich, wenn sich der widerstrebende Wille als gleich vernunftmäßig gerechtfertigt hat; denn dadurch kann er sich nur als frei legitimiren, und nur die Freiheit des Willens kann ein Recht auf wechselseitiges Nachgeben gewähren.

Wilhelm. Aber sollte nicht auch da, wo eine Leidenschaft den Willen bestimmt, zuweilen wenigstens eine gleiche Foderung auf Nachgeben gemacht werden können?

Rüdiger. Foderung nicht; denn diese würde Rechte voraussetzen; oder nimmst du an, daß Leidenschaft Rechte geben könne?

Wilhelm. Nein, gewiß nicht; — darüber sind wir ja längst einverstanden.

Rüdiger. Deshalb kann der andere Theil wohl immer noch Gründe finden, sein Recht einmal nicht geltend zu machen. Der Vernünftige kann und wird also auch wohl einmal dem Leidenschaftlichen nachgeben; wiewohl der Leidenschaftliche gerade durch den leidenschaftlichen Zustand für den Gebrauch seines Rechts als vernünftig freies Wesen unfähig gemacht wird. Du verstehst mich doch? —

Wilhelm. Vollkommen; und es wird mir immer deutlicher, was ich vorher nur dunkel dachte.

Rüdiger. Du mußt dabei nicht übersehn, daß der Vernünftige jedoch in solchen Fällen wohl zu überlegen hat: ob nicht eine Pflicht ihm gebietet, seine Rechte, als vernünftig freies Wesen, gegen den Leidenschaftlichen zu behaupten? — auf seinen Willen zu beharren, nicht nachzugeben.

Wilhelm. Freilich, wenn Pflichten dadurch verlezt würden. —

Rüdi-

Rüdiger. Und die Folgen, die der Leidenschaftliche nie übersieht, sich dem Vernünftigen als nachtheiliger darstellen, wenn er nachgiebt, als wenn er beharret, so würde er doch wohl fehlerhaft handeln, indem er sich zum Nachgeben bestimmen ließe.

Wilhelm. Das ist gewiß; aber doch auch wohl ein Fall, der unter vernünftigen und kultivirten Menschen so leicht nicht vorkömmt? — Und von diesen reden wir doch nur eigentlich. —

Rüdiger. Diese freilich werden in gleich vernünftigem und leidenschaftlosem Zustande durchaus wechselseitiges Nachgeben von einander erwarten können.

Wilhelm. Auch ohnfehlbar eben so bereitwillig und zuvorkmmend gewähren.

Rüdiger. Wo Wohlwollen, Freundschaft und Liebe in das ehliche Band gewebt sind, da wird sich dies allerdings für diese, wie für alle Foderungen, ergeben, welche in jedem andern freundschaftlichen Verhältnisse gemacht werden können.

Wilhelm. Und wo diese schönen und lieblichen Fäden nicht mit in das ehliche Band ge-

webt sind; da kann ich nicht anders, als eine solche Verbindung unnatürlich nennen.

Rüdiger. Unnatürlich wenigstens dann, wenn sie nie, so lange sie dauert, darin wahrgenommen werden. Denn gesetzt, sie fänden sich auch nicht gleich in dem neugeknüpften Bande, so werden sie, wo Vernunft und Kultur das Grundgewebe ausmachten, doch nach und nach durch die Erkenntniß wechselseitiger guter und angenehmer Eigenschaften; vornehmlich und unausbleiblich aber durch das natürliche Verhältniß der Eltern zu den Kindern, — mit der Zeit immer stärker und fester hinein verflochten werden. Denn ein gemeinsames Interesse dieser Art, das so tief in der Natur gegründet ist, muß auch verwandte natürliche Gefühle erwecken.

Wilhelm. Daher sagt man denn wohl auch: Kinder erhielten die ehliche Treue.

Rüdiger. Und gewiß sehr wahr; besonders wenn dieser Begriff so bestimmt und beschränkt wird, als wir es gethan haben.

Wilhelm. Und eine andre Bestimmung lassen doch Vernunft und Recht nicht zu.

Rüdiger. Gefällt es dir, meinem alternden Gedächtnisse durch die Rekapitulation der allgemeinen und wesentlichen rechtlichen Be-

stimmungen des Begriffs ehlicher Treue, zu Hülfe zu kommen? —

Wilhelm. Wenn mich das meinige nicht trügt, so umfassen sie folgende dreie:

Zuerst. Beschränkung der Befriedigung des Geschlechtstriebes, auf die Schranken des ehlichen Verhältnisses; auch dann, wenn eine unwillkührlich entstandene Leidenschaft andere Wünsche erregen sollte.

Rüdiger. Richtig; nun ferner?

Wilhelm. Zweitens. Beobachtung aller hausväterlichen und hausmütterlichen Pflichten; welche der gemeinschaftliche Zweck, der gemeinschaftlichen Beförderung des äußern Wohlstandes erfordern?

Rüdiger. Auch hier könnten doch wohl Leidenschaften und Gefühle keine Rechtfertigung für die Versäumniß abgeben?

Wilhelm. Auf keine Weise; denn die Unwillkührlichkeit der Leidenschaften kann nie die Willkühr der Handlungen aufheben, diese also nie unter der Pflicht hinweg nehmen.

Rüdiger. Also drittens? —

Wilhelm. Endlich drittens. Wechselseitige Leistungen aller derjenigen

Rechte und Pflichten, welche das Verhältniß einer innigen Freundschaft und den Zweck der gemeinschaftlichen Beförderung höherer Sittlichkeit und eines möglichsten Glücks gewähren und auflegen.

Rüdiger. Meiner Einsicht nach sind sie auf diese Weise vollkommen richtig, von dir unter die sichersten, bestimmenden Gesichtspunkte gebracht. Eben dadurch erkennen wir aber nur deutlicher, daß noch ein Verhältniß nachzuholen ist, was zwar nicht wesentlich in dem ehlichen liegt, aber doch sehr natürlich mit demselben zusammen hängt?

Wilhelm. Du denkst etwa an das Verhältniß der Eltern zu den Kindern.

Rüdiger. Eben daran. Und du wirst zugeben, daß es nicht füglich von dem ehlichen getrennt werden könne.

Wilhelm. Es begründet sich allerdings in demselben. Freilich scheint mirs, als ob es auch als ein besonders, und aus einem eigenthümlichen Gesichtspunkte betrachtet werden könne.

Rüdiger. Und seiner Wichtigkeit wegen auch betrachtet werden müsse. Deshalb schlage

ich vor, diese Betrachtung für unsere nächste Unterredung zu versparen.

Wilhelm. Wie es dir gefällt, mein Vater.

Zwanzigstes Gespräch.

Verhältniß, oder gegenseitige Rechte der Eltern und Kinder.

Rüdiger. Kinder sind durch die Natur, sagst du, mit den Eltern verbunden?

Wilhelm. Wenn man irgendwo Bande der Natur annehmen kann, so fühle ich wenigstens, muß es in diesem Verhältnisse seyn.

Rüdiger. Du fühlst es aber auch gewiß nur, denn die Gefühle sind es hier mehr, als irgendwo, welche die Verbindung hervorbringen und erhalten.

Wilhelm. Nur Gefühle, nicht auch Rechte und Pflichten?

Rüdiger. Auch wohl; jedoch genau untersucht, nur wenige; eben weil die Gefühle den meisten Antheil an der Bildung dieses Verhältnisses haben.

Wilhelm. Du wirst dich wohl näher darüber erklären müssen, mein Vater, wenn ich dich richtig verstehen soll.

Rüdiger. Wenn wir in der Untersuchung dieses Verhältnisses genau zu Werke gehn wollen, so müssen wir nothwendig unterscheiden: unter dem Verhältnisse zwischen Eltern und ihren unmündigen Kindern; und dem Verhältnisse zwischen Eltern und ihren mündigen Kindern. Den Grund werde ich dir kaum vorlegen dürfen!

Wilhelm. Die gegenseitigen wechselseitigen Rechte müssen in beiden allerdings wesentlich verschieden seyn.

Rüdiger. Ganz eigentlich wesentlich verschieden. Denn zwischen Eltern und ihren unmündigen Kindern findet beinah dasselbe Verhältniß statt, was zwischen Menschen und vernunftlosen Wesen bestehet; — das Verhältniß zwischen Eltern und ihren mündigen Kindern ist das zwischen Mensch und Mensch.

Wilhelm. Nur ein so allgemeines?

Rüdiger. Willst du ein engeres, so nimm das zwischen Freund und Freund.

Wilhelm. Eigentlicher doch wohl: das Verhältniß des Verpflichteten zu dem Wohlthäter.

Rüdiger. Findet es deine Dankbarkeit für nöthig, dieses zu erwähnen; so muß dein

Verstand doch zugestehn: daß dies kein äußeres Verhältniß bilden kann. Es müßte denn seyn, daß ein Vertrag zwischen dem Geber und dem Empfänger geschlossen wäre.

Wilhelm. Freilich wohl.

Rüdiger. Und das pflegt doch, besondere Fälle ausgenommen, zwischen Eltern und Kindern nicht statt zu finden.

Wilhelm. Wozu sollten auch Verträge, wo die Gefühle so mächtig und unwiderstehlich zu Leistungen der Pflichten antreiben.

Rüdiger. Abermals nur die Stimme deines Herzens; dein Kopf würde anders urtheilen. Unbedingte Wohlthaten können an sich keine Pflichten auflegen. Am wenigsten die Wohlthaten der Eltern den Kindern, die sie empfangen, ohne sie gefodert zu haben.

Wilhelm. Ich gestehe, mein Vater, daß sich hiegegen mein ganzes Gefühl empört! Kinder sollten nicht zur Dankbarkeit, zur Wiedervergeltung verpflichtet seyn! Wie wenn die Undankbarkeit dies aufgriffe; ausgeartete Kinder auf diese Weise mit dem Schilde des Rechts ihre Unnatürlichkeit vertheidigen könnten. — Es ist schrecklich zu denken, wie weit dies führt! —

Rüdiger. Ich bitte dich, mein Sohn, dein Gefühl jezt einen Augenblick schweigen zu laßen. Es bedarf hier einer unbefangenen Würksamkeit des Verstandes. Diesen laß, und zwar ohne Anwendung auf dein eignes persönliches Verhältniß, urtheilen, und dann beantworte mir die Frage: kann ein Mensch zu einem Gefühle verpflichtet werden?

Wilhelm. Nein; denn die Entstehung desselben ist dem Willen nicht unterworfen.

Rüdiger. Nun mußt du noch eingestehn, daß Dankbarkeit ein Gefühl sey. Wie kann nun eine Pflicht zur Dankbarkeit statt finden? Es mag immer ein unnatürliches und verdorbenes Gemüth seyn, in welchem dieses Gefühl nicht empor kömmt; allein eine Anfoderung, als auf ein Recht, kannst du doch auf keine Weise darauf machen.

Wilhelm. Wenn denn auch nicht auf die Empfindung der Dankbarkeit, doch gewiß auf möglichste Wiedervergeltung. Diese ist doch von der Disposition des Willens abhängig.

Rüdiger. Wieder ein Beispiel, mein Sohn; wie leicht auch der schlichte, gerade Verstand sich Sophistereien erlaubt, wenn ein Gefühl sich seiner bemächtigt. Deine Dankbarkeit

will nun auf alle Weise dir das zur Pflicht machen, was doch nur Bedürfniß deines Herzens ist. Oder mußt du nicht eingestehn, daß Gaben, die ich nie verlangt habe, mich auch nicht zu Gegengaben verpflichten können.

Wilhelm. Ich sollte doch denken, dadurch, daß ich sie annehme.

Rüdiger. Wenn bei allem, was gegeben wird, dies als eine unveränderliche Bedingung vorausgesetzt wurde; und dann bei der Annahme völlige Mündigkeit, völliger Gebrauch eines vernünftig freien Willens statt fand; — dann kann die Annahme freilich zur Verpflichtung werden. Allein in dem Verhältnisse, wovon hier die Rede ist, kannst du doch weder das Eine noch das Andere allgemein voraussetzen?

Wilhelm. Allgemein freilich nicht.

Rüdiger. Die letzte Bedingung, (nämlich die einer völlig freien Annahme) in der ganzen ersten Abtheilung dieses Verhältnisses nicht. Denn es ist ja die Bezeichnung der Unmündigkeit, daß der Unmündige noch nicht auf alle Rechte der Persönlichkeit, noch nicht auf völlig freie Disposition über seinen Willen Anspruch machen kann?

Wilhelm. Eine andere läßt sich nicht wohl denken.

Rüdiger. Wie allgemein anerkannt die Wahrheit und Gültigkeit derselben sey, siehst du wenigstens daraus, daß man positive Gesetze darauf gegründet hat. Nach diesen kann der Unmündige, so lange er diese Bezeichung an sich trägt, keine Verträge schließen, keinen Verheißungen für die Folgezeit Gültigkeit geben; — so wenig wie dies einem Verrückten oder Fieberkranken zugestanden wird.

Wilhelm. Hieraus erhält freilich, daß man den Unmündigen nicht die Rechte einer freien Disposition über ihre Handlungen zugesteht.

Rüdiger. Und dies ohne Zweifel sehr gerecht und weise; so lange man nämlich die Schranken der Unmündigkeit nicht gar zu weit absticht.

Wilhelm. Man muß zugestehn, daß sie, sich selbst überlassen, auch noch als Jünglinge, häufig die Opfer ihrer Thorheit und Leidenschaften werden.

Rüdiger. Als Kinder und Jünglinge auf tausendfache Weise. Selbst jezt kann keine Vaterforge und keine bürgerliche Einrichtung verhüten, daß sie das nicht von Zeit zu Zeit werden. Nimmt man nun die frühern Jahre des gänzlichen Unvermögens. —

Wilhelm. Da würden sie, sich selbst überlassen, nicht einmal ihre Existenz erhalten können.

Rüdiger. Wenn auch diese, doch schwerlich eine moralische Ausbildung; wozu ihnen doch ihre natürlichen Anlagen ein unveräußerliches Recht geben.

Wilhelm. Also hätten die Unmündigen dennoch gewisse Rechte.

Rüdiger. Die, welche in der menschlichen Natur wesentlich gegründet sind, allerdings. Weder mit der elterlichen, noch mit irgend einer andern Autorität kann daher ein Recht in Verbindung gedacht werden, welches den Unmündigen verhindern könnte, seine moralischen Anlagen auszubilden.

Wilhelm. Freilich; dies würde ein Recht seyn, die menschliche Natur des Unmündigen zu zerstören.

Rüdiger. Die Folgerung daraus ergiebt sich nun sehr sicher und ohne Schwürigkeit; nämlich die Pflicht für die Eltern: alle Hindernisse zu vermindern und aus dem Wege zu räumen, welche sich dieser Entwicklung der moralischen Anlagen entgegen stellen können.

Wilhelm. Eine wichtige Regel für die Erziehung.

Rüdiger. Der Inbegriff der ganzen Erziehung. Böse Beispiele, Sorglosigkeit, und unrichtige oder schlechte Behandlung der Kinder, sind positive Hindernisse, welche von den Eltern der moralischen Ausbildung der Kinder entgegen gestellt werden.

Wilhelm. Welcher Vernünftige könnte dies übersehen oder je vergessen!

Rüdiger. Und dennoch geschieht es unendlich oft, dennoch ist es eine Seltenheit, daß man ernstlich darüber nachdenkt!

Wilhelm. Kaum hätte ich das Gegentheil als eine Ausnahme von der Regel zu glauben gewagt!

Rüdiger. Mein guter Wilhelm, wie gern möchte ich dir diesen Wahn lassen; wäre es uns hier nicht um Wahrheit zu thun! Wir hier sind auch in diesem Stücke glückliche Ausnahmen von der Regel. Aber wärst du mit der größern Welt bekannt, so würde es meiner Versicherung nicht bedürfen: wie wenig Eltern sich dort finden, die sich erinnern, es begreifen können, daß jede verkehrte Behandlung, jede Vernachlässigung in der Erziehung, Rechte in dem Kinde kränke, seine moralische Natur zurücksetze; ein schreiendes Unrecht sey!

Wilhelm. Ich erstaune! Es ist doch so einleuchtend, bietet sich so natürlich dar.

Rüdiger. Doch nur dann, wenn man darüber nachdenkt, und sich gewöhnt hat, die moralische Natur auch in ihren ersten Anlagen zu ehren. Gewöhnlich aber werden Kinder von den Eltern zu ihrem übrigen Eigenthum gerechnet; und größtentheils nur als solches behandelt.

Wilhelm. Eigenthumsrecht der Eltern an ihren Kindern kann man doch auch wohl nicht abstreiten?

Rüdiger. So lange sie unmündig sind, allerdings nicht; denn sie haben dieselben auf eine rechtmäßige Weise in Besitz genommen.

Wilhelm. Und eben so wenig wohl die Bestimmung über den Willen und die Handlungen der Kinder.

Rüdiger. Auch das. Es bringt dies das Eigenthumsrecht mit sich. Doch leidet es die Einschränkung, welche wir bereits als wesentlich hervorgehoben haben. — Du erinnerst dich ihrer? —

Wilhelm. Sehr wohl. Daß sie von den Kindern keine Handlungen verlangen können, keine Disposition über den Willen derselben sich erlauben dürfen, wodurch die moralische Natur in denselben verlezt würde.

Rüdiger. Und auch dies so beschränkte Recht kann nur so lange statt finden, als das

Kind sich in dem Zustande der Unmündigkeit befindet.

Wilhelm. Schon vorhin habe ich wahrgenommen, daß du diese Bedingung ausdrücklich hinzusetztest, und vergebens über den Grund nachgedacht.

Rüdiger. Sobald der Sohn zu der Ausübung des Rechts eines vernünftig freien Wesens gelangt ist, kann der Vater nur unrechtmäßig einen unbedingten Gehorsam von ihm verlangen; — denn der Sohn ist ein vernünftig freies Wesen, so gut wie der Vater.

Wilhelm. Das Gefühl der Verbindlichkeit wird doch auch den mündigen Sohn stäts zur Folgsamkeit geneigt machen.

Rüdiger. Schon wieder ein Gefühl, da wo es die Bestimmung der Rechte gilt! Mag darauf sich Nachgeben, Gefälligkeit, zuvorkommende Dienstleistung gründen — immerhin! Aber wollte ein Vater darauf das Recht auf unbedingten Gehorsam seines mündigen Sohns bauen; so würde er eben so unvernünftig als ungerecht verfahren; — oder wir müssen alle unsre Begriffe von Recht und Verbindlichkeit erst umstoßen.

Wilhelm. Was auch mein Gefühl dagegen einwendet, so muß ich doch gestehn, daß du recht hast.

Rüdiger. Wollen wir nun die Rechte in diesen Verhältnissen unter eine bestimmte Ueber-

ficht bringen; so dürfen Eltern von ihren unmündigen Kindern ohnstreitig einen unbedingten Gehorsam verlangen; — solange ihre Befehle die moralische Natur in denselben nicht kränken, oder die Ausbildung derselben verhindern. — Nach diesem wirst du leicht beurtheilen können: ob ein Vater das Recht habe, seinen — auch unmündigen Kindern zu befehlen, daß sie den Unterricht nicht besuchen sollen; — oder ob er ihnen sittlichböse Handlungen zur Pflicht machen könne?

Wilhelm. Gewiß nicht! — Nur daß der Unmündige dies nicht beurtheilen kann; auch zu schwach ist, sich der Zwangsgewalt des Vaters zu widersetzen.

Rüdiger. Dafür ist der Staat, oder die obrigkeitliche Gewalt da. Diese hat die Verpflichtung: zu sorgen, daß Niemandes Rechte gekränkt werden; also auch nicht die Rechte der Unmündigen. Sie darf den Vater zwingen, daß er seinen Sohn nicht hindere, seine sittliche Natur zu entwickeln; ein vernünftig freies Wesen zu werden.

Wilhelm. Diese Pflicht wird die Obrigkeit doch wohl nie zu erfüllen Gelegenheit haben.

Rüdiger. Wollte der Himmel, sie erfüllte dieselbe nur mit mehr Sorgfalt und Weisheit; an Gelegenheit dazu fehlt es leider nicht. Allein die kluge und zweckmäßige Ausübung dieser Pflicht ist nichts weniger als leicht; und

wird daher oft ganz unterlassen, oft mit verkehrten und das Gegentheil bewürkenden Maasregeln vertauscht.

Wilhelm. Diese Nachlässigkeit, bei einem so wichtigen Gegenstande!

Rüdiger. Da fehlt es eben, daß man diesen Gegenstand selten in seiner ganzen Wichtigkeit erkennt. Daher ist man weit sorgfältiger z. B. darauf bedacht, daß Eigenthumsrecht des Kindes an dem Vermögen seiner Eltern zu sichern, als sein Recht an der Kultur der Vernunft und Sittlichkeit.

Wilhelm. Und kann man diese Rechte an Wichtigkeit auch nur einmal mit einander in Vergleichung setzen!

Rüdiger. Nicht nur sind sie sich an Wichtigkeit einander gar nicht gleich; sondern auch an innern rechtlichen Gehalte. Das Recht auf Vernunft und Sittlichkeit ist ein wesentliches Menschenrecht; — das Recht an dem Vermögen des Vaters, eine willkührliche Bestimmung, die nur auf einem Vertrage der bürgerlichen Gesellschaft, durchaus aber nicht in der Natur dieses Verhältnisses gegründet ist.

Wilhelm. Es ist wahr; aus dem Begriffe von Eigenthum folgt dies nothwendig.

Rüdiger. So auch aus der Natur des Verhältnisses. Denn so lange es ein Verhältniß der Abhängigkeit ist, kann darin auf Seiten

der

der Kinder gar kein rechtlicher Anspruch, als der oben bereits erwähnte gemacht werden.

Wilhelm. Du meinst den, auf die ungehinderte Ausbildung ihrer sittlichen Anlagen.

Rüdiger. Eben diesen; — und sind die Kinder zu dem Zeitpunkte der Mündigkeit gelangt, wo das Verhältniß der Abhängigkeit aufhört, da wird aus dem Unmündigen ein völlig freies Wesen, was mit seinen Eltern dadurch den natürlichen Rechten nach, aus jedem nähern Verhältnisse gesetzt wird.

Wilhelm. Aus jedem nähern Verhältnisse? —

Rüdiger. Aus jedem besondern rechtlichen Verhältnisse. Vater und Sohn, Mutter und Tochter stehn von diesem Zeitpunkte an, in keinem andern Verhältnisse, als dem, worin Menschen gegen Menschen im allgemeinen stehn. Weder auf der einen noch auf der andern Seite finden anderweitige Rechte und Verpflichtungen statt; können also auch keine anderweitige Leistungen — versteh mich wohl! — rechtlich verlangt, oder gar erzwungen werden.

Wilhelm. Ich gestehe, daß mir immer noch diese Behauptung sehr hart und unnatürlich vorkömmt. Mein Gefühl wird sich nie damit aussöhnen, wenn auch mein Verstand sich noch mehr zu ihr neigen sollte.

Rüdiger. So gut dies Gefühl an sich selbst auch ist, wird es doch unrecht haben, wenn

es deinen Verstand abhält, die Wahrheit zu erkennen.

Wilhelm. Soll das Verhältniß der Unterwürfigkeit durchaus aufhören, so muß doch wenigstens das Verhältniß der innigsten Freundschaft zwischen Eltern und den mündigen Kindern eintreten. Auch dünkt mich, hast du vorhin bereits selbst dich dahin erklärt.

Rüdiger. Es kann seyn; und ich leugne auch nicht, daß es sehr natürlich diese Modifikation annehmen mag; allein nothwendig ist es doch nicht; am wenigsten rechtlich nothwendig. Es sind die Gefühle und Gewöhnungen, welche diese Modifikation hervorbringen.

Wilhelm. Und die Vernunft und der freie Wille sollte gar keinen Antheil daran haben? — Müssen Kinder nicht erkennen, daß sie keine sichere, keine treuere, keine weisere Freunde finden können, als ihre Eltern; müssen sie nicht also, vernünftiger Weise, den Vorsatz fassen, stäts ihnen vor allen andern ihr Vertrauen zu schenken, ihren Rath vor jeden andern zu hören, und zu befolgen; — erhalten dadurch die Eltern nicht Rechte auf dies Vertrauen, diese Folgsamkeit; — und würde es von den Kindern nicht offenbar Pflichtvergessen seyn, wenn sie diese Rechte nicht anerkennen, diese Leistungen verweigern wollten? —

Rüdiger. Nun dann; so sey es, daß auch der Vater noch die Rechte eines ältern erfahrenern Freundes an seinem Sohn habe.

Wilhelm. Es ist so! Es kann unmöglich anders seyn! — Mein Gefühl dringt mir diese Wahrheit auf, und mein Verstand bestätigt sie.

Rüdiger. So mag es mir denn vergönnt seyn, auch dem Zuge meines Herzens zu folgen. Was du mit so edler Wärme als ein Recht aller Eltern behauptest, wirst du mir nicht versagen wollen. Und wird mich denn dein freier Entschluß in den Besitz desselben setzen? —

Wilhelm. O! Mein Vater! In den völligsten, in den unwandelbarsten! Bis an das Ende meines Lebens!

Rüdiger. Fürs erste, mein Freund, wollen wir diesen Vertrag bis an das Ende des Meinigen schließen. Das deinige geht hoffentlich über die Grenze desselben hinaus!

Wilhelm. Wollte Gottheit und Natur, daß die Grenzen beider nur einen Kreis umfaßten! —

Rüdiger. Ich danke dir, mein zu warmer Freund! Und nun laß uns diesen Freundschaftsbund mit einer Umarmung versiegeln.

Wilhelm. Mein Vater! Mein Freund! Du machst mich sehr glücklich!

Rüdiger. Nicht ich, mein Sohn. Dein Herz und deine Vernunft! Mögen diese auch im würklichen Leben deine Führer durch diese natürlichen Verhältnisse bleiben, wie sie dich jezt zu der richtigen Einsicht und Schätzung derselben geführt haben; und Zufriedenheit und Glück werden nicht von deiner Seite weichen.

Wilhelm. Sie werden es, wenn deine Weisheit mir in der Beobachtung meiner Verhältnisse stäts so zu einer sichern Leiterin dienen wird; wie sie es bisher bei ihrer Erkenntniß war.

Rüdiger. Mein freundschaftlicher Rath wird dir nie fehlen; — so lange ich fähig bin, ihn dir mittheilen zu können! —

Wilhelm. Und dir nie meine kindliche Folgsamkeit; — so lange ich glücklich genug bin, ihn erhalten zu können!

Halle,
gedruckt, bei Joh. Gottfr. Ruff.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinzelmann, Johann Christian Friedrich,

Sokratische Gespräche über die natürlichen und künstlichen Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft

Halle 1796

Ph.pr. 627 fl
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040807-7
VD18 11513799